P. Dr. Joh. Chrysostomus Schulte
O.M.Cap.

Priesterleben und Priesterwirken

-740

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

FR 253. Sch8
87-48

250.4

Priesterleben und Priesterwirken

Zur Neuorientierung in der heutigen Seelsorge

The Catholic Theological Union LIBRARY Chicago, Ill.

Gesammelte Vorträge und Aufsätze

von

P. Joh. Chrysostomus Schulte O. M. Cap.

Lektor und Doktor der Theologie

1. bis 5. Tausend

WITHDRAWN

15594 94C

DISCARDED

BIBLIOTHECA PATRUM CAPUCINORUM MARATHON, WIS.

1 . 9 . 2 . 9

Verlag Otto Schloz
Stuttgart

Imprimatur.

Monasterii, die 15. Novembris 1928.

No. 6626 I.

Meis, Vicarius Episcopi Generalis.

Imprimi potest.

Confluentiae in Valle, die 19. m. nov. 1928.

P. Ignatius O. M. Cap.
Min. Prov.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Westfälischen Vereinsdruckerei, Münster i. Westf.

Province of St. Joseph
Capuchin Franciscan Libr.
Mt. Calvary, Wisconsin
FR 253 Sch8

Geleitwort.

Schon aus dem gleichen Untertitel geht hervor, daß das vorliegende Buch eine Fortsetzung meiner im gleichen Verlag erschienenen Schrift „Pastorales und Aszetisches für Seelsorger unserer Tage" ist. Dieselbe hat eine überaus freundliche Aufnahme gefunden sowohl seitens der Kritik als im Buchhandel. Konnte doch bereits 1½ Jahre nach Erscheinen das 8. und 9. Tausend auf den Büchermarkt gebracht werden. Möge der innere Erfolg dem äußeren einigermaßen entsprechen!

Die verschiedenen Vorträge dieses Buches sind wiederum bis auf zwei zuerst in der Paderborner Zeitschrift „Theologie und Glaube" erschienen. Von den beiden andern wurde der eine zuerst in „Kirche und Kanzel", der zweite in der „Linzer Quartalschrift" veröffentlicht. Doch sind die meisten Aufsätze für die Buchausgabe zum Teil sehr stark überarbeitet worden.

Mancher Leser wird sich über die Offenheit wundern, mit der hier zu so vielen Dingen Stellung genommen wird. Dieselbe ist mir nicht immer leicht geworden, und ich habe mich nach Kräften bestrebt, alle nur mögliche Rücksicht zu nehmen. Aber wo es mir notwendig schien, habe ich in Hinsicht auf den furchtbaren Ernst der Lage gewisse Bedenken persönlicher Art beiseite geworfen, nur aus dem einen Herzensverlangen heraus, unserer heiligen Kirche, den heutigen Menschen und nicht zuletzt dem Klerus wirklich und ehrlich zu dienen. Mit Bewußtsein und Überlegung ist kein Satz aus unlauteren Gesinnungen und Motiven niedergeschrieben worden.

Ausgehend von der Erwägung, daß ein wahrhaft neuzeitliches apostolisches Priesterwirken ein der Gegenwart angepaßtes Priesterleben zur Voraussetzung hat, wurde das ganze Buch hindurch fort und fort auf Vertiefung der seel-

sorglichen Arbeit wie der priesterlichen Persönlichkeit Rücksicht zu nehmen versucht. Dabei wurden die Aufsätze, die sich in erster Linie mit dem Priesterleben beschäftigen, naturgemäß den andern vorangestellt. Allerdings bedauere ich nachträglich, daß der erste Aufsatz an die Spitze gekommen ist und nicht in der Mitte des Buches Unterkommen gefunden hat.

Die meisten unserer „Führer" in der Seelsorge sind in der Praxis des Lebens als Spezialisten in irgend einer „Bewegung" oder Organisation tätig und interessieren sich infolgedessen der Hauptsache nach für ein pastorales Teilgebiet. Demgegenüber möchte ich mit Bewußtsein die Pastorationsarbeit mehr zusammenfassen und mithelfen, daß wir über den vielen Bäumen auch den Wald wieder sehen. So Gott will, wird es mir im Verlauf einiger Jahre möglich sein, ein systematisches Handbuch der neuzeitlichen Pastoral vorzulegen. Die Aufsätze und Vorträge wolle man als notwendige Vorarbeit dafür betrachten.

Und nun möge diese Schrift ein wenig dazu beitragen, daß wir alle miteinander für die pastoralen Fragen der Gegenwart mehr und mehr aufgeschlossen werden! Möge sie auch die eine oder andere Anregung geben zur Inangriffnahme und Durchführung der von Pius XI. so sehnlichst gewünschten Katholischen Aktion!

Münster i.W., im November 1928.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Geleitwort . . . . . III—IV

Inhaltsübersicht . . . . . V—VIII

1. Subjicite terram et dominamini . . 1—24

„Der schwarze Nikolaus" — ein Priesterroman 1—9. Lebensführung des Priesters 9—11. Unsere Berufsarbeit 11—13. Der Heiland unser Vorbild für den Verkehr mit den Menschen 13. Die kirchlichen Dekrete de vita et moribus sacerdotum 13—15. Auch die Frauen bedürfen der Seelsorge 15 f. Verhalten im Verkehr mit dem andern Geschlecht 17—19. Stellung des Klerus zum Alkohol 19—21. Nahrungsaszese und Körperdiät 21—23. Vorbildlicher Wandel des Priesters in seinem Privatleben 23 f.

2. Wie erschließen wir uns das Brevier? 25—46

Die äußere Wertschätzung des Breviers ist allgemein 25. Was es um das Breviergebet ist 25—27. Die persönliche Leistung 28—30. Mechanismus beim Brevierbeten 30 f. Hilfsmittel 31. Die Lesungen 32 f. Die Psalmen 33 f. Die theologische Gedankenwelt des Breviers 34 f. Die Heiligenoffizien 35 f. Die zentrale Stellung des Breviers im priesterlichen Gebetsleben 36 f. Die persönliche Einstellung zum Tagesoffizium 37 f. Beispiele 38—40. Voraussetzungen für gutes Brevierbeten 40—45. Unmittelbare Vorbereitung auf das Brevier 45. Brevierreform? 45 f. Das Brevier — des Priesters Lieblingsbuch 46.

3. Was tut unserer heutigen Predigt not? 47—71

Steht die heutige Predigt auf der Höhe ihrer Aufgabe? 47—49. Die rechte Einstellung des Predigers zum Kanzelwort 49—51. Vorbereitung auf die Predigt 52 f. Predigtvorlagen 53 f. Art der Vorbereitung 55—61. Predigtziel 61. Predigtplan 61 f. Hauptgegenstände der Predigt 62 f. Berücksichtigung von Zeit und Ort 62—64. Psychologie des Predigers 65. Predigtform 66 f. Selbstkontrolle bez. der Verwaltung des Predigtamtes 67 f. Aszetische Einstellung des Predigers 68—71.

4. Können wir mit dem heutigen Sakramentenempfang zufrieden sein? . . 72—94

Wirkungen des Kommuniondekrets Pius' X. 72—78. Wie es durchzuführen ist 78—81. Indirekte Arbeit 81. Kanzel und Beichtstuhl im Dienste der Eucharistischen Bewegung 82. Monatskommunion nach Ständen 82 f. Vereinskommunionen 83 f. Pflege der privaten und der Familienkommunion 84 f. Kommunion und Meßopfer 85 f. Herz-Jesu-Freitag 86. Worauf bei öfter Kommunizierenden besonders zu achten ist 86 f. Behandlung derer, die für die öftere Kommunion nicht zu gewinnen sind 88 f. Die Frühkommunion der Kinder 89—92. Kommunionunterricht 92 f. Gemeinsame Kinderkommunionen 93. Adveniat regnum tuum Eucharisticum 93 f.

5. „Konkurrenz" in der Seelsorge . . . 95—123

„Konkurrenz" in früheren Zeiten 95 f. Reibungen einzelner Vereine untereinander 96 f. Verschiedene Kirchen 98. Geistliche an der gleichen Kirche oder Anstalt 98. Literarische Unternehmungen 98—100. Häuser und Anstalten 100 f. Klösterliche Niederlassungen 102. Wirkungen der „Konkurrenz" 101—106. Grundsätzliches zur Frage 106—108. Konkrete Fälle: das rechte Verhältnis der Geistlichen unter einander 108 f. Die kirchlichen Vereine 109—113. Verhältnis des Welt- zum Ordensklerus: Der Aufschwung der Orden 113—115. Ordensleute als Träger der außerordentlichen Seelsorge 115 f. Die Klosterkirchen 116—118. Was Konfliktsstoff bringt 118—120. Das Verhältnis der Orden untereinander 120—122. Zusammenfassung aller Kräfte 122 f.

6 Zum Kapitel der Unstimmigkeiten zwischen Seelsorger und Gemeinde 124—144

Federer's Roman: Kaiser und Papst im Dorf 124—132. Die Kunst, mit Menschen umzugehen 132 f. Zwei Gegensätze 133 f. Ein idealer Bischof 134. Manchmal ist Kampf notwendig 134 f. Führen, aber nicht herrschen wollen 135. Kritik an unserer Tätigkeit 136. Beschwerden bei der Behörde 136 f. Was manchen Priester scheitern läßt 137 f. Wie Unstimmigkeiten zu vermeiden sind 138—141. Überwindung von Unstimmigkeiten durch Versetzungen? 141—143. Erkenntnis der Fehlerquellen 143. Was uns am ersten vor Schwierigkeiten bewahrt 143 f.

7. Was können wir für die Pflege der Volksfrömmigkeit von P. Martin von Cochem lernen? . . . . . 145—165

Bestrebungen zur Erneuerung der Volksfrömmigkeit 145. Die „Liturgische Bewegung" 145. Wie stellt sich P. Martin von Cochem in seinen religiösen Volksbüchern zur Liturgie? 146.

Berücksichtigung des Kirchenjahres 147. Verwertung der liturg. Zeremonien 147. Darbietung liturg. Texte als Gebetsformulare 148—153. Die Eigenart der Gebetsweise P. Martins 153. Warum er die Liturgie als Stoffquelle nicht beachtet hat 154 f. Die Bestrebungen, den Gläubigen das liturgische Beten nahezubringen 155—158. Aufgaben für die Zukunft 158—160. Die Liturgie nicht die einzige Quelle der Volksfrömmigkeit 160 f. Bekämpfung der „Andächteleien" 161. Kirchliche Volksandachten 162 f. Voraussetzungen für den Seelsorger, der die Gläubigen ins Gebetsleben einführen will 163—165. Ruf nach einem Martin von Cochem unserer Tage 165.

8. Die sittlich-religiösen Wandlungen auf dem Lande und die Aufgaben der Predigt . . . . . 166—189

Eine Aussprache 166 f. Verschiedenheit der Verhältnisse 168. Dörfliches Glaubensleben 168 f. Ansehen und Einfluß des Klerus auf dem Lande 169 f. Disharmonie zwischen Religion und Leben 170 f. Materialistische Einstellung auf dem Lande 171 f. Gründe für den Umschwung 172—177. Was sich daraus für die Predigt ergibt 177 f. Die Dorfpredigt als Predigtgattung 178. Eigenschaften des Dorfpredigers 178—180. Applikation des Gotteswortes auf die dörflichen Verhältnisse 181—187. Die Bauernpredigt als eigener Predigttyp 188 f. Die Verwertung der Heiligen Schrift auf der Dorfkanzel 189. Vertiefte Arbeit auf der Dorfkanzel 189.

9. Zur Pastoration der heutigen männlichen Landjugend . . . . . 190—212

Die heutige Landjugend von allen Seiten heiß umworben 190 f. Warnung vor Experimentieren 191 f. Jungbauern- oder Junglandseelsorge? 192. Eingehende Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse 192 f. Keine schematische Übertragung der städtischen Jugendpastoration aufs Land 193. Die Persönlichkeit des Landseelsorgers 194. Berücksichtigung der Jugend beim Gemeinschaftsgottesdienst 194 f. Christenlehre 195 f. Jünglingssodalitäten 196. Versammlungen in der Kirche 196 f. Sakramentenempfang 198. Sorge für die Jugend außerhalb der Kirche 198. Siedlungsfrage 198. Sportliche Vereine 199. Landjugend und actio catholica 200. Jugendheim 201. Gesellenverein 201. Stellung zu andern Jugendorganisationen 202 f. Ländliche Berufsschulen 203. Einwirkung auf die Eltern 204. Hausseelsorge 205 f. Gemeinschaftsabende 206 f. Beichtstuhl 207 f. Exerzitien 208. Einkehrtage 208 f. Religiöse Jugendwochen 209. Jugendsonntage 209. Hilfskräfte in der Jugendseelsorge 209 f. Jugendliteratur 210 f. Noch ist es nicht zu spät 212.

10. Müssen wir Katholiken gegenüber der heutigen Körperkulturbewegung unseren Standpunkt revidieren? . . . . . 212—241

Unsere Stellung zur Leibespflege 212—214. Wogegen wir kämpfen 214—216. Katholische Stimmen für Revision unseres Standpunktes 216—218. Nacktheit und Erotik 218—221. Die heutige Kleidung 222. Erzieherische und moralische Bedeutung der Nacktkultur 223—229. Gemeinschaft der Geschlechter 229—233. Familienbad 233 f. Die Nacktkultur vom Standpunkt der Hygiene 234—237. Rekordwesen 237. Nacktkultur aus sozialen Gründen 237 f. Ergebnisse 239—241.

11. Unsere pastorale Einstellung zum Sozialismus . . . . . 242—269

Neuere pastorale Bestrebungen 242 f. Wie sich bewußte Sozialisten zur Religion und Kirche stellen 243—252. Kann ein Katholik Sozialist sein? 253 f. Unsere pastorale Einstellung 254—257. Neuere Vorschläge und Wege 257—260. Grundsätzliches dazu 261—263. Bund katholischer Sozialisten 264 f. Was uns weiter bringt 265—268. Düstere Aussichten 268 f.

12. Zur Frage der Wiedergewinnung der Abseitsstehenden . . . . . 270—294

Stellung des Klerus zur Frage 270—272. Bisherige Erfahrungen 272—274. Verschiedene Gruppen Abseitsstehender 274—277. Unsere landläufigen „frommen Seelen" 277 f. Was uns fehlt 278—280. Die Katholische Aktion 280. Laienhelfer 281. Unsere Arbeit 281 f. Aufgaben wissenschaftlicher Natur 283 f. Die Predigt 285. Wie man die Schule verwerten kann 285 f. Arbeit in den Vereinen 286. Hausseelsorge 286—288. Krankenseelsorge 288. Volksmissionen 289 f. Haus- und Kapellenmission 290. Öffentliche Vorträge mit Diskussion 291 f. Literarische Aktion 292 f. Ernst der Lage 293 f.

Alphabetische Übersicht . . . . . 295—296

Subjicite terram et dominamini!

(Gen. 1, 28)

Im Jahre 1925 erschien im Verlage von E. Kuner (Leipzig) ein Roman von N. Schwarzkopf, der den Titel trägt: Der schwarze Nikolaus. Ich möchte dieses Buch wahrhaftig nicht unterschiedslos in der Hand irgendeines beliebigen Lesers sehen. Hat der Roman doch nicht umsonst in der Gegend, in der er spielt, wie mir wenigstens gelegentlich versichert wurde, viel Staub aufgewirbelt. Man mag über ihn im einzelnen denken, wie man will, das eine ist sicher: Den nachdenklichen Seelsorger, der nicht gleich mit entrüsteter Ablehnung dessen bei der Hand ist, was ihn weniger angenehm berührt, dürften die Gedanken des Romans wochenlang seelisch stark beschäftigen.[1]) — Hier sei zunächst eine dürftige Inhaltsangabe des Buches gegeben, soweit es uns vom pastoralen Standpunkt aus zu interessieren vermag.

---

[1]) Damit soll durchaus keine Billigung oder gar Empfehlung des Romans ausgesprochen sein. Allerdings meint der bekannte rheinische Dichter Jakob Kneip in einem Vortrag über Religion und Dichtung (vgl. Westf. Merkur vom 9. Februar 1928, Nr. 28, Beilage), die Vertreter der Kirche müßten sich vom Dichter schon einmal, wenn es notwendig sei, ein ernstes Wort gefallen lassen: „Auch den Priester, den guten wie den bösen, in die Welt seiner Kunst hineinzustellen, darf ihm nicht verwehrt werden. Und so kann ich mir eine Passion aus dem Geiste der Gegenwart gestaltet denken, in der auch die Apostel von heute wie jene in Jerusalem ihrer Sendung untreu wurden. Ja, auch der Judas von heute wird in dieser Schau nicht fehlen, wenn sie packen, überzeugen, erschüttern und — bessern soll." Aber den Schwarzkopf'schen Roman wird auch wohl der Priester ablehnen, der im übrigen geneigt ist, Jakob Kneip mit seiner Forderung Recht zu geben. Sind doch die Schilderungen des Buches viel zu derb und drastisch, hie und da auch reichlich sarkastisch und ironisch. Kein Wunder, wenn sich vor allem der Klerus des Rheingaus dagegen aufgelehnt hat! Auch künstlerische Notwendigkeiten hätten eine derartige Gestaltung des Stoffes keineswegs erfordert. — Trotzdem sollten wir Priester nicht achtlos an solchen Romanen vorübergehen; sie haben uns manchmal gar viel zu sagen und geben uns manches zu bedenken.

Der noch jugendliche und überaus ideal veranlagte Lehrer Nikolaus Vonabiszett ist aus einer ärmlichen, entbehrungsreichen Gebirgsgegend in ein kleines Weindörfchen des üppigen Rheingaus versetzt worden. Gleich nach der Ankunft gilt sein erster Besuch dem Ortspfarrer. Dieser läßt sofort eine Flasche seines „Einundzwanziger Himmelreichs" auftragen, um ihm zum Willkomm zuzutrinken. Vom Pfarrhaus begibt sich der Lehrer geradeswegs zum Bürgermeister. Wieder bekommt er „Einundzwanziger" vorgesetzt. Bald geht es dabei recht lustig zu. Zum Schluß steigt er mit den Söhnen des Dorfoberhauptes in den Keller hinab, um an den einzelnen Fässern zu proben. Kein Wunder, daß der arme Lehrer schließlich in einen solchen Zustand der Trunkenheit gerät, daß er auf einen Wagen geladen und nach Hause gefahren werden muß. Die Söhne des Bürgermeisters aber jubeln: „Der neue Lehrer hat gleich am ersten Tage die Taufe unseres Dorfes empfangen." —

Am andern Morgen ist Wallfahrt der Gemeinde zur Kapelle der vierzehn Nothelfer auf dem nahen Berg. Dem Lehrer, der unterdessen wieder nüchtern geworden ist, imponiert das Volk für den Augenblick. „Fromm und aller guten Geister voll erschien ihm die vortreffliche Gegend, und es kam ihm der Gedanke, diese Menschen, die vierzehnmal des Jahres hinaufpilgern auf den heiligen Berg, könnten vielleicht so gut und fromm und so wohlerzogen sein, daß ihm, dem Schulmeister, nicht mehr viel zu tun übrigbleibe . . . Fast an jedem Wingert stand ein Kreuz, ragte ein Bethäuschen, erhob sich eine steinerne Gruppe von heiligen Männern und Frauen . . . Welche Frömmigkeit! Die kleinen Schulkinder verharrten in tiefster Ehrfurcht, die Meßdiener spielten nicht mit den Schellen, die Fahnenträger nicht mit den Quasten, die Kränze der weißgekleideten Mädchen leuchteten rein in Unschuld, die Jungfrauen erschienen züchtig, die Burschen gesund und stark" (S. 41 f.). Der neue Lehrer kann in Erinnerung an seinen ersten Tag, mit dem er sein Amt begonnen, „diesen gottfröhlichen Scharen kaum in die Augen sehen" (S. 5).

Doch sollte sein Urteil bald eine Korrektur erfahren. Von seinem Orgelsitz in der Kapelle aus konnte er während des Amtes auf den Kapellenhof schauen. „Dort stand ein Wirt in weißer Schürze am Weinfaß, und fortgesetzt kamen Winzer und tranken einen Schoppen und gingen wieder in die Kirche. Selbst während der heiligsten Augenblicke des Hochamtes lief der Weinschlauch. Und nach dem Hochamt stürzt alles, was da ist, ans Weinfaß. Der Bürgermeister führt den Schulmeister ans Faß, reicht ihm ein Glas, und Hunderte von Bauern, Burschen, Weibern und Jungfrauen in weißen Kränzen stoßen mit ihm an, und selbst seine Schulkinder halten die gefüllten Gläser schräg zu ihm empor, und die Ministranten stoßen an und versehren die geweihten Gewänder" (S. 5f.). Die Wallfahrt artete aus in ein regelrechtes Eß- und Trinkgelage. Da sich die Prozession schließlich für den Heimweg ordnete, war alles in angeheiterter Stimmung. „Der Pfarrer las in seinem Brevier und trug das Barett hinten auf seinem Wirbel, als habe er auch zu tief ins Glas gesehen. In seinem Atem stak wirklich starker Wein" (S. 10).

So kam dem Lehrer von Anfang an der ganze Kontrast, der auf dem Leben der Leute lag, klar zum Bewußtsein. Aber vorerst machte er mit. Er war bald in jedem Weinkeller des Ortes zu Hause und ward der beste Kumpan der jungen Burschen, mit denen er bis tief in die Nacht hinein herumzog. Sein Beruf litt entschieden darunter. Er kam ans Nachdenken und Überlegen. „Sein junges Leben erfüllte sich vollauf in Wein und derben Genüssen stark gewürzter Speisen. Die Schuljugend schon trank und betrank sich. Säuglinge bekamen statt der Mutterbrust die Weinflasche. Die Burschen stolperten Sonntags wie junge Stiere auf die Empore und drückten sich in die eichenen Stühle, die, wie für Stiere gezimmert, in Reih' und Glied dastanden" (S. 18).

Der Lehrer kommt mit der Zeit zum Resultat: Hier muß geholfen werden. Kraft seiner Stellung und seiner Sendung fühlt er sich verpflichtet, kraftvoll einzugreifen. Wie körperlich, so will er auch geistig die Gemeinde von der Schulter an überragen, um erzieherisch auf sie einwirken zu können. Deshalb will er ihr vor allem das große

Beispiel sein. Mit einem Male trank er für seine Person keinen Wein mehr. Bald darauf proklamierte er in aller Öffentlichkeit auch seine Abstinenz mit Bezug auf jeglichen Fleischgenuß, um der Schlemmerei und Übersättigung der Bevölkerung auf alle Weise entgegenzuarbeiten. Die neue Lebensführung erregte im Dorf natürlich das allergrößte Aufsehen und wurde von vielen als Kampfansage an die herrschende Lebenshaltung empfunden. In der Schule suchte der begeisterte Missionar zunächst auf die Kinder in seinem Sinne einzuwirken, was ihm auch bald gelang, indem sich die Kleinen unter seinem Einfluß entschlossen, auf jeden Weingenuß zu verzichten. Um der älteren Generation beizukommen, taucht in ihm der Gedanke auf, den strengsten Orden der Kirche, die größten Abstinenten der Weltgeschichte, die „Totalisten", herbeizurufen, „auf daß der ganze durchseuchte Kreis wie in einem Spiegel seine Laster sieht und sich bekehrt zu Einfachheit, Mäßigkeit und guter Sitte . . . Das große Beispiel ist's, was hinreißt: sie essen kein Fleisch, trinken keinen Wein, trinken überhaupt keinen Alkohol" (S. 25). Nicht Prediger, so überlegt er bei sich selber, seien heute notwendig, sondern lebendige Vorbilder christlicher Sitte. Darum erträumt sich der Lehrer von der Einführung des „Totalistenordens" für die ganze Gegend das Paradies. In eingehenden Unterredungen weiß er den Pfarrer des Dorfes, in dessen Hause er ein- und ausgeht, schließlich für seinen Plan zu gewinnen.

Die „Totalisten" kommen. Zunächst zur Vorbesprechung. Schon da wird der Lehrer ein wenig enttäuscht. Er hat sich die äußere Gestalt der Patres weniger massiv und kräftig, sondern mehr vergeistigt und von der Nahrungsaszese beeinflußt vorgestellt. Und dann seine Beobachtung beim Essen! „Mit anliegenden Ellenbogen saß er zwischen den Mannskerlen, denen es allesamt über die Maßen gut schmeckte. Dem Abt schmeckte es. Wenn P. Seraphim kaute, war das ganze bartlose Gesicht in Wallung, und die Kauwerkzeuge rissen den ganzen Kopf herauf, herunter." Ebenso verstanden es die Herren, den Wein zu würdigen. Nach dem Essen zündete P. Cölestin „eine Zigarre an und blies den Rauch steil gegen

die Decke. Der Abt öffnete eine lederne Tasche und hielt die schweren Zigarren, die dicker waren als ein Bauerndaumen, dem Lehrer hin . . ." (S. 37—39). Doch dieser beruhigte sich, als er vernahm, solche Genüsse gestatte sich der „Totalist" nur auf Reisen, nicht aber im täglichen Leben. Und so erwartete er denn mit Sehnsucht die Gründung des Klosters.

Schon bald kamen die beiden Patres Cölestin und Seraphim wieder, um den Bau der Niederlassung in die Wege zu leiten. Anfangs wohnten sie im Pfarrhof. Sie zeigten sich aber auch jetzt durchaus nicht als Verächter eines guten Tropfens oder als Verschmäher eines saftigen Bratens. Von allen Seiten ließen sie sich gern bewirten und beschenken. Sie gingen in die Keller der einzelnen Winzer, und einer von ihnen sprach dem Wein sogar so zu, daß er gelegentlich vom Lehrer in stark angeheitertem Zustand ins Pfarrhaus gebracht werden mußte. Auch die Arbeit am Bau suchten sich die beiden reichlich durch gutes Essen und Trinken zu verschönern. Einer der Patres kaufte gleich größere Mengen Wein, ja er suchte sogar von vornherein die besten Weinlagen des Dorfes käuflich in den Besitz der neuen Abtei zu bringen. Auf die Frage des erstaunten Lehrers, was man denn mit den Weinbergen wolle, erfolgte die Antwort: „In der Heimat des Weines dürfen wir Wein trinken." Den Lehrer scheinen die Patres mit seinen Ideen überhaupt nicht recht ernst zu nehmen. Sagte ihm doch einmal sogar der Abt gelegentlich eines Besuches: „Die Zigarre ist das Alpha, der Wein das Omega, Herr Vonalphabisomega!" (S. 51.)

So arbeiteten denn die Patres den Bestrebungen des Lehrers von Anfang an entgegen. Selbst ein Kind sagte dem Lehrer, P. Cölestin habe ihm, da er zu Hause in ihrem Keller gewesen sei, keine Ruhe gelassen, bis es getrunken (S. 107). Empört beschwerte sich der Lehrer darüber beim Abt: „Ich habe meine Klasse nun glücklich so weit, daß mir kein Kind mehr Wein trinkt. Und nun, wenn der Pater zu viel geladen hat, verführt er meine Kinder . . . (der Abt sprang in die Höhe, so daß sein goldenes Kreuz aus dem breiten Gürtel hüpfte und fast den Teppich berührte) verführt er mir meine

Kinder, ja, so daß viele wieder zu trinken beginnen." Darauf lächelte der Abt und sagte: „Gut, mein Lieber, wenn's ja sonst nichts ist . . ., ich versichere Ihnen, daß dies nicht mehr geschieht" (S. 131).

Auch nach der sexuellen Seite kamen Dinge vor, die sich zum mindesten nicht ziemten und die mit der Zeit den einen der Patres völlig entgleisen ließen. Die Nichte des Pfarrers, die dem Pfarrhaushalt vorstand, war dem P. Cölestin sehr zugetan. „Es war nicht zu leugnen: sie legte sein Mundtuch mit besonderer Sorgfalt, und wenn sie mit ihm anstieß, mußte sie gewaltsam den Strom ihres Herzens bannen" (S. 48). „. . . Andern Morgens stellte Antonia die ersten Narzissen auf den Frühstückstisch, jedem der Herren zwei, nur dem Pater Cölestin drei. Sie beachtete genau, daß er erkannte, wie sie ihn ausgezeichnet hatte" (S. 52). „Wenn P. Cölestin am Altar die Arme ausbreitete, starrte sie zu ihm hin, als öffne er die Arme für sie" (S. 62). „Einmal aber geschieht dies: Sie weiß, daß P. Cölestin allein in seiner Stube sitzt! Sie muß an der Stube vorbei und kann nicht; sie klopft, schlägt die Klinke auf und stürzt über ihn her und bedeckt seinen Mund mit ungezählten Küssen, und ehe er sich's versieht, ist sie wieder draußen" (S. 66). Da überkommt allerdings den Pater ein fürchterliches Entsetzen. Er verläßt schleunigst den Pfarrhof und richtet sich notdürftig im werdenden Kloster ein. Er ringt ernstlich mit sich selbst und läßt es auch an Bußübungen nicht fehlen. Aber sein heißes fleischliches Begehren ist stärker als sein Geist und Wille. Er knüpft Beziehungen mit der Tochter eines Gemeinderats an, in dessen Hause er häufig verkehrt, es kommt zu heimlichen Zusammenkünften und intimen Zärtlichkeiten, und eines Tages ist die Sache so anrüchig, daß der Pater sich nicht anders zu helfen weiß, als bei Nacht und Nebel zu verschwinden und das Ordenskleid von sich zu werfen.

Es ist begreiflich, daß der Lehrer Vonabiszett jetzt fast an all seinen Bestrebungen irre wurde. Schon bei anderer Gelegenheit hatte seine erregte Seele einmal geseufzt: „Sodom und Gomorrh hab ich auf den heiligen Berg herabgerufen, o Herr, schick' Feuer und Schwefel über diese meine Grün-

dung" (S. 99). In seinem Idealismus wandte er sich in einem brennenden Schreiben an den Papst, in dem er um eine offizielle kirchliche Kundgebung von höchster Stelle bat, „die diesen unheimlichen Erbfeind des Erdrundes, diese verpestende Ausgeburt der Hölle, den Alkohol, ein für allemal den Menschen verbietet, auf daß diese Armeekorps des Satans bergauf, bergab, landauf, landab, erdteilauf, erdteilab mit Stumpf und Stiel könnten ausgerottet werden" (S. 141). Mit Sehnsucht erwartete er eine große Enzyklika gegen den Alkohol. Nach einigen Wochen erschien der Diözesanbischof in der Gemeinde, ließ den Lehrer ins Pfarrhaus bitten und teilte ihm mit, der Papst spende ihm den Apostolischen Segen. Die angeschnittene Frage beunruhige Se. Heiligkeit mehr denn je, und es sei an der Zeit, wachsam zu sein und nicht nachzulassen im Eifer (S. 188). Dabei entging es dem Lehrer nicht, „daß der Wein dem gnädigen Herrn schon gut gemundet hatte. Ja sogar der Ring schien nach Wein zu riechen" (S. 188). Ein Blick des Bischofs schien ihm zu sagen: „Husch, hinaus, Gesegneter, störe nicht weiter meine Kreise: Prosit, Herr Pfarrer!" (S. 189.) Der Lehrer verließ damals das Pfarrhaus mit dem Gedanken: „Unsere Angelegenheit ist erledigt! Ich werde das Tischtuch zwischen Bischof, Papst und mir zerschneiden" (S. 189). Von jetzt an will er seinen Weg ohne die Kirche oder gar gegen sie gehen (S. 191).

Lehrer Vonabiszett wandte sich nun in einem Schreiben an die Regierung in „Magen- und Darmstadt", um sie für seine Antialkoholpläne zu begeistern und um sich ihr als Vorkämpfer für diese große Sache zur Verfügung zu stellen. Doch auch hier sollte er eine bittere Enttäuschung erleben. Sein Schulrat überbrachte ihm nach einiger Zeit die Antwort. In dem Schreiben hieß es: „Uns will scheinen, daß bei Ihrer großen Jugend ein öffentliches Auftreten in dieser Frage nicht am Platze sei. Vorerst können wir Ihnen die Propaganda gegen den Alkohol nicht nur nicht erlauben, sondern wir müssen sie Ihnen dienstlich untersagen" (S. 230). Mündlich gab ihm der Schulrat noch den guten Rat, er solle sorgen, auf andere Gedanken zu kommen. „Hier im Kreis Wingen ist ein Feldzug, wie Sie ihn planen, sofort verloren" (S. 231).

Unterdessen hat der Abt für den ausgesprungenen P. Cölestin den P. Franziskus geschickt. Dieser imponiert dem Lehrer bald über die Maßen. Hier findet er sein Ideal gestaltet. Schon beim ersten Anblick des neuen Paters war er wundersam überrascht: „Eine hagere Gestalt, aszetisch zäh von Angesicht, bestimmten Blickes und doch übergossen von Güte" (S. 243). Beide werden gleich Freunde. P. Franz war „eines Geistes und nicht eines Magens Kind", das stand für den Lehrer bald fest. „Er beobachtete das Spiel der Augen und der Linien des mageren Gesichtes und freute sich dessen, denn er sah eine Geistigkeit darinnen musizieren, die ihn mit allen Geschicken und Mißgeschicken versöhnte. Endlich ein Mensch für dich, endlich ein Mönch für dich, jubelte seine Seele" (S. 244). Das war also der Pater Franz, über den vorher die erdhaften, sehr real denkenden Mitbrüder gelächelt hatten wie über einen Phantasten und Träumer! Er war weitblickend, welterfahren, klug. „Rein war er, eine echte Totalistenseele war er! Er schien auch die Menschen zu kennen . . ." (S. 266). Geschickt wußte er seine Gedanken an die Dinge des täglichen Lebens wie an die großen Zeiterscheinungen anzuknüpfen. So scharf er in der Beobachtung und Erfassung des Tatbestandes war, so milde war er im Urteil, und so sonnig war er im Umgang mit dem Volke. — Besonders imponierte P. Franz dem Lehrer am Altar. „Wie behutsam der neue Pater das Kreuzzeichen machte! Wie bescheiden, wie anspruchslos! Welch eine Stimme: zart und biegsam wie die eines Engels, rein und keusch und unbesudelt von irdischem Dreck! Wenn Pater Franz den Kopf erhob und zum Bild des Heilands aufsang, da sah der Lehrer diese Stimme klettern; wie Weihrauch wirbelte sie empor, wie Sonne, wie Lerchengesang" (S. 255—257).

Für seine Person war Pater Franz Abstinent und verzichtete auf jeden Alkohol. Aber er machte dem Lehrer auch klar, warum ihm bisher so wenig Erfolg bei Bekämpfung des Weingenusses beschieden sei. Der Mönch dachte viel ruhiger über die Folgen des Weingenusses in den Weingegenden. „Beachten Sie wohl, lieber Herr Vonabiszett," sagte er einmal zum Lehrer, der für alles und jedes den Alkohol verantwort-

lich machte, „das Leid, das Sie dem Volke nehmen wollen, ist kein Leid und hat nichts mit Lustseuche zu tun. Dies Volk ist gesund und stark und fleißig und brav im Sinne des Staates und im Sinne der Kirche. Die Ärzte, die hierherkommen, beklagen sich, daß die Leute so gesund sind. Die Register des Standesamts beweisen, daß die Leute alt werden, steinalt. Zwei Männer leben hier und sind über neunzig Jahr und trinken täglich ihren Wein. Es gibt nicht weniger als sieben Urgroßmütter unter diesen 1200 Seelen! Säuglinge sterben selten, wenn auch Ihre Tabellen, die Sie mir gestern zeigten, berichten, daß Mütter nicht stillen können. Und wenn Sie die Beichtväter befragen könnten: die Sünden dieser Leute sind so einfach, so durchsichtig, so elementar . . .! Nichts von dem Miasmengeruch der Großstädte! Gesundheit, Derbheit, Frische, Kraft überall! O gäbe es im deutschen Vaterland und auf der ganzen Welt noch viele solcher Gegenden! Sehen Sie doch, wie sie sich im Weinberg schinden und auf dem Acker, auf ihrem Eigentum; sie haben eigenen Sonnenschein, eigenen Vogelsang, eigenen Regen . . ., und Sie wollen ihnen den Trunk nehmen, den sie selber bauen, der ihnen den Doktor erspart und die Zahnschmerzen, und der sie über hundert Jahre leben läßt. Sie sind mir ein schöner Christ! Ein Antichrist sind Sie und ein Irrlehrer, und Sie glauben, ein fünfzehnter Nothelfer zu sein" (S. 284 f.).

Unter dem Einfluß des Verkehrs mit dem geistig und ethisch so hochstehenden Ordensmann tut der Lehrer Vonabiszett doch allmählich Wasser in seinen Wein. Ein Besuch in einer „Totalistenabtei" in Holland verstärkt die neuen guten Eindrücke, die er unterdessen vom Orden erhalten hat. „Die Erde hat mich wieder," kann er jubeln (S. 250). Er trinkt wieder Wein, und am Abend seiner Verlobung stiftet er der Gemeinde, die ihm gratuliert, einen rechtschaffenen Trunk. Er gewinnt den Glauben an die Menschen und an die Kirche wieder. Nun verurteilt er selber seine bisherigen Maßlosigkeiten und entschuldigt so manches, worüber er früher leichthin und schroff den Stab gebrochen hat. —

Wenn wir auch einen Lehrer oder eine Persönlichkeit mit scharfem Blick im täglichen Verkehr um uns hätten, vor der

wir uns ahnungslos gehen lassen, so daß wir keine Geheimnisse vor ihr kennen: wie kämen wir weg, wenn diese Persönlichkeit ihre Beobachtungen und Erfahrungen an uns auf literarischem Wege der Öffentlichkeit preisgeben würde? Bis auf den P. Franz, der offenbar in Anlehnung an den hl. Franz von Assisi gezeichnet ist — im Vergleich zu den andern Gestalten leider etwas dürftig und farblos — kommt auch nicht ein einziger Priester in dem Schwarzkopfschen Roman gut weg, wenn der Verfasser sich auch bemüht, die Schwächen und Gebrechen der einzelnen menschlich zu verstehen und in etwa zu entschuldigen. So läßt er einmal einen Pater zur Entschuldigung dafür, daß er gern und mit genießendem Behagen sein gutes Essen verzehrt, sagen: „Was ist das doch für ein geringer Ersatz für das, was andere in der Familie und in der Ehe haben!" Der Entwicklungsgang des unglücklichen P. Cölestin wird damit in etwa zu entschuldigen gesucht, daß er schon als Kind ins Kloster gekommen war und infolgedessen für den Posten, auf den er vom Abt gestellt wurde, gar nicht genügend gerüstet sein konnte. Aus den Reden des P. Seraphim geht hervor, daß er schon ehedem in der Welt Alkoholiker gewesen war, und daß er sich in den Orden der Totalisten geflüchtet hatte, um hier einen sicheren Halt zu finden. Da er nun wieder in die Welt hinausgeschickt wird, tritt der alte Mensch in ihm bald wieder in Erscheinung. Auch fehlt es den beiden Mönchen nicht an gelegentlichen guten Anwandlungen, wenn sie sich auf einem verbotenen Wege ertappen und alsdann Gewissensbisse bekommen. Aber leider versagt im entscheidenden Augenblick nur zu oft ihr guter Wille, und so kommen sie denn mehr oder weniger tief zu Fall.

Gott Dank! gehören Männer vom Schlage eines P. Cölestin und Seraphim im Welt- wie im Ordensklerus zu den tief beklagenswerten Ausnahmen, und sie können sich auf die Dauer in den Reihen des Klerus überhaupt nicht halten. Aber auf der andern Seite sind doch auch hochstehende Priesterpersönlichkeiten von der Art des P. Franz, die in jeder Weise imponieren und ganz vergeistigt und vergeistlicht sind, nicht allzuhäufig an-

zutreffen. „Es menschelt," heißt es einmal im Roman, „und es sollte doch möncheln, es sollte doch götteln" (S. 76).

Worin besteht das Geheimnis der Lebensführung eines P. Franz? In zwei Worte gefaßt: In der Selbstbeherrschung wie in der (recht verstandenen) Beherrschung der Welt. In ganz besonderer Weise gilt uns Geistlichen das Genesiswort: Subjicite terram et dominamini (1, 28).

Der Ordenspriester ist der Welt gegenüber in mancher Beziehung geschützt. Die Lebensweise in der klösterlichen Gemeinschaft sorgt dafür, daß Unmaß und Übermaß einfach ausgeschlossen sind; die Klausur verwehrt der Welt, insoweit sie schwere Konflikte heraufbeschwören kann, von vornherein den Eintritt ins Kloster. Um so größer können freilich für den Religiosen die Gefahren sein, wenn er sein Kloster verläßt. Kommt ein Ordensmann auf Abwege, so ist der Grund dafür fast immer im ungeregelten, verbotenen Weltverkehr zu suchen.

Der Weltpriester lebt ständig in der Welt. Keine schützenden Klausurmauern umgeben ihn. Wenn auch seine Lebensführung nach manchen Seiten hin durch kirchliche Vorschriften und Anweisungen allgemeinen oder partikulären Rechtes geregelt ist, so gehört doch ein wirklich gereifter und in sich gefestigter Charakter dazu, um sich als Priester nichts zu vergeben und in keiner Weise zu Falle zu kommen. Weh ihm, wenn er sich nicht zu zügeln und zu beherrschen weiß! Den Ordensmann können die Obern, wenn er in der Welt nicht mit sich fertig wird, ins Kloster zurücknehmen und daselbst zurückbehalten. Der Weltpriester ist dagegen für gewöhnlich auf einen Posten angewiesen, der ihn immer wieder mit der Welt in Berührung bringt und auch in Berührung bringen muß. Selbst der Regularklerus darf nicht die Welt einfach Welt sein lassen, es müßte sich denn um Religiosen rein beschaulicher Orden handeln.

Wir Priester sind doch schließlich für die Welt da! Nicht in der Weltflucht dürfen wir unsere erste und wichtigste Lebensaufgabe sehen! Wir haben uns beruflich wahrhaftig um die Welt zu kümmern und zu sorgen und

müssen darum mit der Welt und mit den Menschen in engster äußerer wie seelischer Berührung bleiben. Aber wir dürfen nicht mit dieser Welt oder von dieser Welt sein. Andernfalls würden wir im günstigsten Fall verflachen und zu Schablonen, zu Dutzendpriestern werden, die die Welt wenig zu beeinflussen vermögen, weil sie selber zu sehr von den Anschauungen und Praktiken des profanen Lebens beherrscht sind. Alsdann besteht die große Gefahr, daß wir selber in den Fluten umkommen, während wir uns bemühen, andere diesen Fluten zu entreißen, und daß wir, da wir gegen Satan, Welt und Fleisch zu Felde ziehen, schon beim ersten Geplänkel und Vorpostengefecht von diesen unsern Todfeinden gefangengenommen oder gar zu Boden gestreckt werden. Das braucht nicht zu sein. Es kommt im Grunde auf unsere persönliche Einstellung an, die wir den Dingen der Welt und den Menschen gegenüber haben.

Unsere Berufsarbeit als solche schadet uns nie. Gefahren, die sie im Einzelfall mit sich bringen sollte, braucht man im allgemeinen nicht aus dem Wege zu gehen, besonders wenn wir uns die Tür zu einer bestimmten Stellung nicht selber geöffnet haben, wenn wir uns vielmehr ehrlich sagen können, daß sie uns von oben her angewiesen ist und daß wir uns im Besitz der kirchlichen missio wissen. Zumeist handelt es sich in solchen Fällen auch nur um eingebildete Gefahren. Ist doch unsere Seelsorgsarbeit in und an der Welt zuletzt eine Arbeit in Gott und für Gott. Stecken wir in lauter Geschäften, es sind Geschäfte des Heilandes, dessen Apostel wir sind. Da wir die uns Anvertrauten auf dem Wege zum Himmel begleiten, können wir uns, wenn alles mit rechten Dingen zugeht, doch nicht in entgegengesetzter Richtung bewegen. Oder kann einer, der jemand in ein südliches Land bringt, am Nordpol landen? Oder kann eine Waschfrau, die sich den ganzen Tag hindurch mit der Wäsche beschäftigt und deren Hände immer nur mit dem Wasser in Berührung kommen, beschmutzte Hände haben, als wenn sie einen Wagen Kohlen in den Keller befördert hätte? Glauben wir mit Bezug auf unsern Beruf an das alte Wort: Erlösen erlöst. Etwas anderes ist es allerdings, wenn

ein Priester nicht die „Geschäfte des Herrn" betreibt, sondern wenn ganz andere Absichten und Gedanken ihn in die Welt und unter die Menschen führen! Wenn er — bewußt oder unbewußt — seine persönliche Ehre, sein Fortkommen, seine Zerstreuung, die Befriedigung seiner Gaumenlust oder gar seiner fleischlichen Begierden und Triebe in ungeordneter Weise sucht.

Ideales Vorbild unseres Verkehrs mit den Menschen ist Gott selbst, dessen Wonne es ist, an der Welt und in der Welt immerfort zu arbeiten. Der Heiland kam in die Welt, um sie zu erlösen. Indem er sich für sie hingab und opferte, hat er sie völlig umgestaltet und ihr Antlitz erneuert. „Welche Güte von seiten Gottes liegt darin begründet, daß Christus kein Einsiedler geworden ist," hat jemand gesagt, „denn die Welt wäre dann ja nicht gerettet worden." Auch wir Priester sollen keine Einsiedler sein. Wir müssen uns dem Heiland gleich den Menschen hingeben und opfern, indem wir uns für sie verzehren. Wie der Lehrer im Roman, so hungern und verlangen heute viele Menschen nach solchen Priestern. Hätten wir eine größere Anzahl Priester nach dem Geiste und nach dem Herzen des Pater Franz, der die Welt tatsächlich unter seinen Füßen hat und dabei doch ein offenes Auge und ein feines Ohr und vor allem ein warmes Herz für die Bedürfnisse und Nöte des heutigen Lebens besitzt, so brauchte uns eigentlich gar nicht zu bangen. Und wer von uns hätte nicht das heiße Verlangen, nach dieser Richtung sich zu gestalten und so die Welt und sich selbst zu überwinden?

Schon aus diesem Verlangen heraus wollen wir in den kirchlichen Gesetzen und Dekreten de vita et moribus sacerdotum nichts Entwürdigendes und Bevormundendes erblicken. Sie mögen im Einzelfall für uns einmal eine Verdemütigung bedeuten, da sie uns Priestern so vieles strikte verbieten mit Bezug auf Lektüre, Besuch von Theatern und Gasthäusern, Ablegung der klerikalen Kleidung und dergleichen. Die Erholungsreisen in Kur- und Badeorten unterliegen einer scharfen Kontrolle. — Es gibt hier und da

Geistliche, die über solche kirchliche Maßnahmen fast nicht hinwegkommen können. Aber die Kirche muß ihre bitteren Erfahrungen gemacht haben, wenn sie unserm Verkehr mit der Welt und den Menschen, vor allem mit Personen des andern Geschlechtes, vielfache und einschneidende Schranken gezogen hat. Und erläßt der Staat nicht oft in ganz ähnlicher Weise manchmal recht kleinliche und peinliche Verordnungen für seine Beamten? Wie selbstverständlich nehmen die Offiziere beim Militär derartige Beschränkungen ihrer persönlichen Lebensführung hin! — Bei uns handelt es sich um „Sicherungen", für die wir Gott nicht genug danken können. Wie sozusagen kein Eisenbahnunglück eintreten kann, wenn alle Sicherungsmaßnahmen der Betriebsleitung genau ausgeführt werden, so kann auch kein Priester „verunglücken", der sich gewissenhaft an die Bindungen hält, die ihm von der Kirche mit Bezug auf seinen Weltverkehr gegeben sind.

Die Kirche kann allerdings nicht für jeden Einzelfall dem Priester eine „gebundene Marschroute" vorschreiben. Wer es in sich hat, was sich der jeweiligen Situation entsprechend für den Diener des Herrn ziemt, wird nie durch sein Auftreten Ärgernis und Anstoß bereiten, sondern er wird in jeder Lage das Rechte treffen. Wer es dagegen nicht in sich hat, für den nützen die minutiösesten Vorschriften und Verbote oft herzlich wenig. Auch hier gilt das Wort: Der Geist ist's, der lebendig macht. Es sollte darum nicht wegen unliebsamer Vorkommnisse, die sich einzelne zuschulden kommen lassen, der ganze Stand leiden müssen, indem als Antwort darauf gleich allgemeine Verordnungen erlassen werden, die alle treffen. Wenn zwei das Gleiche tun, so ist es häufig genug noch lange nicht dasselbe. Es muß absoluter Grundsatz bleiben, daß Suppen, die sich einzelne Geistliche eingebrockt haben, auch wirklich von ihnen selbst ausgegessen werden. Würden selbst grobe und ärgerliche Dinge ungeahndet bleiben und von der Behörde stillschweigend einfach hingenommen, so möchten eingeweihte Kreise leicht irre werden, wenn sie Gelegenheit haben, Theorie und Praxis des Lebens miteinander zu vergleichen. Darum braucht dem kirchlichen Vor-

gesetzten das psychologische Verständnis für einen gestrauchelten Priester wie die barmherzige Heilandsliebe durchaus nicht abzugehen. Eine Lockerung der Disziplin könnte auch leicht auf den ganzen Stand verderblich wirken und mit der Zeit zum Niedergang des klerikalen Lebens in größerem Umfang führen. Von der moralischen Schuld als solcher soll dabei hier noch nicht einmal die Rede sein.

Für unsern Verkehr mit der Welt dürfte im allgemeinen der Satz der Münsterischen Synode vom Jahre 1924 (Nr. 105) Geltung haben: „Man verbinde Einfachheit und Freundlichkeit mit dem Benehmen eines gebildeten Mannes und mit der Würde des Priesters." Wir dürfen uns ruhig als wirkliche Menschen geben in unserer ganzen Lebensführung. Andernfalls fehlt uns das Natürliche, auf das die Übernatur aufbauen muß. Wir sind alsdann leicht finster, stirnfaltig, unnatürlich und unzugänglich. Man würde sich nicht zu uns hingezogen fühlen. Derartige Priester kommen zum Volke in kein rechtes Vertrauensverhältnis. Wer sich jeden Genuß versagt, ist oft selber nicht zu „genießen". — Aber auf der andern Seite dürfen wir nicht „Nurmensch" sein, sondern auch Priester, die in einer höheren Sphäre leben. Vom Genießer und Lebemenschen im klerikalen Kleid will im Grunde niemand etwas wissen. Auch das feine Epikuräertum steht uns nicht an. Alles Saloppe und Derbe, aber auch alles, was an den glatten Salonpriester erinnert, müssen wir darum vermeiden. Schließlich will man in uns in erster Linie immer den Priester, nicht den Menschen sehen.

Auch Frauen und Mädchen bedürfen der seelsorglichen Betreuung. Die Kinder, denen der Heiland die Hände auflegte, sind unterschiedlos Knaben und Mädchen gewesen. Das Kinderschutzgesetz bezieht sich auch auf die Mädchen: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf." Im Neuen Testament ist die Mutter auf gleiche Rechtsstufe mit dem Vater, die Gattin auf gleiche Stufe mit dem Gatten gestellt. In der rhetorischen Zweiteilung in den Reden Jesu ist auf beide Geschlechter Bezug genommen, um anzudeuten, daß die evangelischen Lehren

für alle gelten. Wenn der Heiland vom Senfkorn spricht, das ein Mann nahm, so redet er gleich vom Sauerteig, den eine Frau nahm. Wenn die Rede ist vom Mann, der 100 Schafe besitzt, so ist auch gleich die Rede von der Frau, die zehn Drachmen ihr Eigen nennt. Wenn der Heiland die Männer von Ninive als Beispiel für etwas anführt, dann exemplifiziert er im gleichem Atemzug auf die Königin von Saba. Und wenn er von den vielen aussätzigen Männern in den Tagen des Elisäus redet, so weist er gleich darauf auf die vielen armen Witwen in den Tagen des Elias hin. Im Gefolge des Heilandes befanden sich nicht nur Männer, sondern auch oft genug fromme Frauen, von denen sich der Gottmensch allerlei Dienste erweisen ließ.[2]) Und doch wunderten sich die Jünger, daß er mit der Frau am Jakobsbrunnen redete (Joh. 4, 27). Eine gewisse Zurückhaltung muß der Heiland darum trotz aller Sorge für das Frauengeschlecht doch im persönlichen Verkehr mit Frauen an den Tag gelegt haben.

Als Seelsorger dürfen wir das weibliche Geschlecht nicht vernachlässigen. Es gibt hier und da Priester, die direkt abstoßend sein können, wenn sie mit einer Frau oder mit einem jungen Mädchen zu tun haben. Aus lauter Vorsicht und Ängstlichkeit können sie da geradezu lieblos oder gar ungerecht werden und auch wichtige seelsorgliche Pflichten unerfüllt lassen. Doch gehören solche Priester zu den Ausnahmen, und ihr Verhalten ist regelmäßig auf ganz übertriebene Furcht vor Gefahr oder auch wohl auf eine gewisse krankhafte seelische Einstellung gegenüber dem andern Geschlecht zurückzuführen.

Ungleich trauriger sind Vorkommnisse, wie sie in unserm Roman angedeutet werden. Diese Dinge haben aber mit Seelsorge im Grunde auch nicht das Geringste mehr zu tun. In dem Roman heißt es gelegentlich: „Geistliche Herren sind arme Junggesellen, sie machen gern ein harmloses Späßlein, auf das man eingeht, und wenn sie einmal die Grenze überschreiten, so zieht man sich ehrerbietig und mit zusammen-

[2]) Vgl. hierzu M. Faulhaber, Charakterbilder der bibl. Frauenwelt. Paderborn, Schöningh, 1912, 171—174.

gekniffenem Lächeln zurück. Man braucht durchaus nicht spröde zu sein; ja, je freier und ungezwungener man sich gibt, desto weniger entfacht man ein Feuer, das nun einmal unter der Asche gehalten werden muß" (S. 47). Auf diese Weise will der Verfasser des Romans gewisse Kosereien zwischen Priester und weiblichem Geschlecht zu erklären und zu verstehen suchen. Die allermeisten derartigen Gespräche, die sich im geselligen Verkehr abspielen, sind nun freilich in jeder Beziehung harmlos und ohne jeden pikanten Beigeschmack, und es fällt einer über sich selbst ein ungünstiges Urteil, der aus solchen Unterhaltungen gleich etwas herauszuhören vermag. Und doch ersehen wir aus dem Roman, wie vorsichtig wir sein müssen und wie leicht uns Priestern im Verkehr mit dem andern Geschlecht Dinge unterschoben werden, an die wir auch im Traume nicht gedacht haben. Manche Leute scheinen sich einen ungezwungenen Verkehr zwischen Priester und einer Person des andern Geschlechtes ohne einen erotisch gefärbten Hintergrund anscheinend überhaupt nicht vorstellen zu können. Sie sehen selber die Helena in jedem Weibe und vermuten beim Geistlichen das Gleiche.

Auf der andern Seite gibt es Frauen und Mädchen, die einen gewissen Reiz darin finden, gerade mit Geistlichen zu kokettieren und für sie zu schwärmen. Vielleicht ohne daß man es sich eingesteht, muß die seelsorgliche Betreuung oft zum Vorwand dienen, um einem geistlichen Herrn näher zu kommen. Geschenke und allerlei kleine Aufmerksamkeiten machen das Verhältnis manchmal recht persönlich. Man fängt an, einander zu „genießen", miteinander in leichtem Tone zu konversieren und dergleichen. Hier muß unbedingt auch der dünnste Faden, der sich anspinnt, unbarmherzig und mit energischer Hand zerrissen werden. Andernfalls möchten die Folgen nicht zu übersehen sein. Glücklich der Priester, der ein feines Gefühl dafür hat, wenn sich etwa ein junges Mädchen in bestimmter Weise an ihn herandrängt. Noch glücklicher der Priester, der in einer solchen Lage gleichsam automatisch und instinktiv gleich damit bei der Hand ist, der betreffenden Person in nicht mißzuverstehender Weise einen abkühlenden „kalten Wasserstrahl" zuzuleiten. Wie manche

sind im Laufe der Zeit nur deshalb zu Fall gekommen, weil sie viel zu vertrauensselig und intim miteinander verkehrt haben. Besonders hat sich schon mehr denn einmal das Wort einer scharf beobachtenden alten Dame, die freilich für ihre Person nie mit solchen Dingen etwas zu tun hatte, bewahrheitet, die gleichsam zur Entschuldigung mit Bezug auf einen konkreten Fall das resignierte Wort prägte: „Es ist gar nicht gut, wenn ein Priester ein schöner Mann ist."

Bei aller Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft bleiben wir dem weiblichen Geschlecht gegenüber stets streng sachlich und vornehm reserviert. Vertraulichkeiten in Anrede, Ton oder Haltung müssen unbedingt ausgeschlossen sein. Was soll man zu dem sagen, was der Lehrer im Roman gelegentlich eines „Kirchenputzes" aus einem Versteck heraus beobachtet haben will? „P. Seraphim hat sich in die Sakristeitür aufgepflanzt. Zwei Mädchen kämpfen mit ihm und wollen an ihm vorüber in die Sakristei! . . . Vorm Hochaltar rollt der Pater Cölestin mit Barbara Weingärtner den großen Teppich, und sie rutschen beide auf den Knien. . . . Sie schleppt mit P. Cölestin den schweren Teppich unter die Platanen, und dann hebt ein Klopfen an, daß das ganze Rheintal davon widerhallt" (S. 160). — Ein solches Miniaturbild — man stelle es sich einmal vor! — kann tatsächlich dem Leben abgelauscht sein. Eine strenge Selbstkontrolle sollte jeder von uns üben, der sich sehen lassen muß etwa unter einer Mädchenschar, die eine Theaterprobe abhält, Lieder einübt, eine Vereinsbibliothek ordnet, Handarbeiten für karitative Zwecke anfertigt. Hierher gehören auch Ausflüge von Kongregationen, literarische Mädchenkränzchen usw. Haben doch diese Dinge für manche Mädchen nur Zugkraft des Geistlichen wegen, der sich daran beteiligt. Oft genug handelt es sich da auch kaum um etwas mehr als um bessere Spielereien. Und da meinen wir vielleicht noch wunders, welch wichtige seelsorgliche Arbeiten wir leisten, wenn wir solche Dinge mitmachen. Unsere Zeit sollte uns dafür im allgemeinen zu kostbar sein. Darum braucht man noch lange nicht ins entgegengesetzte Extrem zu verfallen und direkt abstoßend zu wirken, besonders wenn uns die weibliche Standesseelsorge übertragen ist. Aber unser

Tun und Lassen muß auch kritischen Blicken jederzeit absolut standhalten können.

Mit Bezug auf Hausbesuche heißt es in der Münsterischen Diözesansynode (1924): „Von den beruflichen Hausbesuchen ist wohl zu unterscheiden der gesellschaftliche Familienverkehr, den man nur mit der größten Vorsicht und mit dem notwendigen Takte pflege, da aus solchem Familienverkehr sich große Gefahren für den Seelsorger und Nachteile für die Seelsorge entwickeln können. Der Seelsorger möge sich ernst nach den Gründen fragen, wenn es ihn immer wieder gerade in bestimmte Familien zieht" (Nr. 105). — Der bekannte irische Romanschriftsteller Sheehan läßt in seinem Buche: „Mein neuer Kaplan" den alten Pfarrer einmal die Reihe seiner bisherigen Kapläne Revue passieren. Ein jeder von ihnen war anders; jeder hatte seine eigenen Neigungen, Pläne, Lebensgewohnheiten und persönlichen Bedürfnisse. Nur in einem Punkte, so rekapitulierte der Pfarrer, kamen sie überein. Alle machten sich auffallend viel in einem Kramladen des Ortes zu schaffen, in dem ein junges Mädchen die Kunden bediente, das in Auftreten und Kleidung sich so viel vornehmer und ansprechender gab als die übrigen Jungfrauen des einfachen Dorfes. — Der Pfarrer eines internationalen Kurortes beklagte sich einmal mit bewegten Worten bei mir darüber, daß verhältnismäßig so viele Priester mit weiblichem Anhang dorthin kämen. Schon mit Rücksicht auf die Angestellten der Hotels, so meinte er, möchten doch die Geistlichen ohne Damenbegleitung reisen, da das Personal oft seine eigenen Ansichten darüber hätte, wie er auf Grund von Unterredungen bezeugen könne. — Andere Beispiele und Erlebnisse brauchen hier wohl nicht angeführt zu werden. Gebe Gott, daß jeder Priester im Einzelfall stets das Rechte zu treffen weiß und sich nach der Seite hin niemals etwas vergibt.

Weiterhin werden die Trinksitten beim Klerus in dem Roman scharf gegeißelt. Das Verhalten der Patres in dieser Beziehung ist gewiß nicht zu billigen. Der Lehrer, der die „Totalisten" gerade aus dem Grunde in die Weingegend gerufen hatte, um der Bevölkerung ein leuchtendes Beispiel

der Enthaltsamkeit vor Augen zu führen, mußte naturgemäß sehr enttäuscht werden, da er sah, wie die beiden Mönche sich den Trinksitten der Leute so gern und so freudig anpaßten, daß sie nicht einmal Maß zu halten wußten. Tatsächlich ist das Beispiel der Totalabstinenz von größter Wichtigkeit für diejenigen, die dem Alkoholmißbrauch wirksam entgegenarbeiten wollen. Daß eine solche Arbeit heute mehr denn je notwendig ist, darüber kann bei den verheerenden Wirkungen des Alkoholismus kein Zweifel bestehen. Weh uns, wenn wir uns dem Alkoholteufel nicht mit aller Macht entgegenstemmen wollten! Es handelt sich um eine schwere Volkskrankheit.

Von der Betätigung des Klerus in der Bekämpfung der herrschenden Trinksitten in den Weingegenden verspricht sich der Lehrer Vonabiszett überhaupt nicht viel. Dreht sich doch bei ihnen, die durchweg Besitzer der besten Lagen sind, schon das materielle Interesse nur allzuoft darum, ob ein gesegnetes Weinjahr zu erwarten ist oder ob eine Mißernte erfolgt. Und nicht ohne Grund. Denn davon hängt fast alles für das Wohl und Wehe ihrer ganzen Pfarre ab. Es sei auch zugegeben, daß in Weinorten der Pfarrer seinem Besuch gern mit einem guten Tropfen aufwartet. Schon aus Gründen althergebrachter Gastfreundschaft. Eine gewisse Trinkreform bei bestimmten Gelegenheiten und Anlässen wäre zweifellos wenigstens in einzelnen Gegenden zu begrüßen. Persönlich glaube ich übrigens beobachtet zu haben, daß nach der Seite hin in den letzten Jahren schon manches geschehen ist. Für ihre eigene Person pflegen die allermeisten geistlichen Herrn im täglichen Leben völlig enthaltsam zu leben. Selbst in Weingegenden ist der regelmäßige Haustrunk meist recht bescheiden und oft nicht einmal ein Genuß. Das gilt noch mehr vom Haustrunk der einfachen Winzersleute, wie der Lehrer selber gelegentlich gesteht. Nur ein einziges Mal bemerkt er den Pfarrer in einer gewissen angeheiterten Stimmung. Wenn dieser mit dem Bischof eine gute Flasche trinkt, so braucht sich das Denken beider darum noch lange nicht nur um gute Weine zu drehen. Hier handelt es sich zweifellos um krasse Übertreibungen.

Es ist auch durchaus übertrieben und es könnte für die Seelsorge geradezu verhängnisvoll werden, wollte man den Alkohol für alles und jedes verantwortlich machen, was es nur an Unglück und Mißständen in der Welt gibt. Selbst wenn irgendwo in einem Staat eine vollständige „Trockenlegung" erreicht werden könnte, so hätten wir auch hier noch lange nicht den Himmel auf Erden. Letztes Seelsorgsideal kann nicht die Erreichung der Totalabstinenz aller Menschen sein, sondern die Mäßigkeit. „Wenn die Kirche hierzulande manchmal", sagt P. Franz einmal zum Lehrer, „den hl. Rochus mit dem Krüglein (Wein) auf die Altäre stellt, so will sie damit erziehen. Sie will sagen: mäßigt euch, Christen! Dieser da schleppte das Krüglein auch mit sich umher und trank daraus, und er muß recht mäßig geblieben sein, denn sonst wär' er nicht heilig geworden" (S. 248). Dahin die Menschen zu bringen, daß sie mit dem Wein umgehen lernen, muß unser Bestreben bleiben. Wer das nicht mehr fertig bringt, für den kann im Einzelfall die völlige Enthaltsamkeit das alleinige Mittel sein, um dem Alkoholismus zu entrinnen. Persönlich liebe ich die Abstinenten unter dem Klerus und bewundere ihren Opfergeist. Abstinenzfanatiker aber mögen in mancher Beziehung mehr schaden als nützen. Mir ist es noch nie wohl in ihrer Nähe geworden. Sie sind im Wesen so herb und im Urteil so einseitig kraß.

Ein großer Stein des Anstoßes ist dem Lehrer Vonabiszett die Körperfülle der Geistlichen, die er bis auf den P. Franz an allen Priestern konstatiert, die im Roman auftreten. Von den Patres heißt es: „Die Beichtstühle waren für beide Väter zu klein; da saßen sie, und ihre dicken Schuhe guckten unter den grünen Vorhängen heraus und ein Stück der Kutte und des Skapuliers" (S. 42). „Der Stadtpfarrer, ein massiver Herr, hielt die Festpredigt aus schnaufender Beschwernis." Er nennt ihn den „feisten Gottesmann" (S. 30). „Wie häßlich wär's gewesen, hätte der feist gewordene P. Seraphim die Einweihung vorgenommen!" (S. 257.) „Die andern geistlichen Herren sangen weindurchseucht und vom Bauch her belastet" (S. 254). Immer wieder redet der Lehrer

vom Kultus des Bauches, den das Volk in ekelerregender Weise betreibe, von dem sich aber auch die Geistlichen nicht freimachten. Der übermäßige Fleischgenuß hat es ihm fast noch mehr angetan als der Weingenuß, wenn er diesen im letzten Grunde auch für die Ursache aller Übel hält.

Auch in sozialistischen Kreisen sowie bei unsern sonstigen Gegnern wird immer wieder auf unser Äußeres hingewiesen, das uns zu Lebemenschen und Genießern stempeln soll. Vom Priester und Mönch in der Karikatur soll hier nicht einmal die Rede sein. Selbst der Rembrandtdeutsche schreibt noch in seiner katholischen Zeit: „Rein menschlich betrachtet wirken viele katholische Priester überernährt — mehr als Leibliche denn als Geistliche — es fehlt an Körperdiät. Sollten Gottes Diener aber nicht ihrem Herrn ähnlich, sollten sie nicht Typen edler und maßvoller Männlichkeit sein?" [3])

Solchen Bemerkungen wollen wir nicht einfach achselzuckend und lächelnd aus dem Wege gehen. Sollten sie nicht doch ein Körnchen berechtigter Kritik enthalten? Müssen wir nicht schon aus Berufsgründen dafür Sorge tragen, daß wir nicht mit unnötigen „Hypotheken" beschwert durchs Leben gehen? Was einer Dame aus Schönheitsgründen möglich ist, was Schauspieler oder Sporttreibende ihres Berufes wegen fertig bringen, daß sie nämlich bei ihren Mahlzeiten ständig darauf Rücksicht nehmen, was sie sich an Nahrung gestatten dürfen, das sollten auch wir Priester fertigbringen durch entsprechende Diät, wo sie notwendig ist. Wir leben im Durchschnitt gewiß nicht üppig, aber unsere Kost ist für unsere Lebensweise im allgemeinen zu schwer. Da muß man sich schon etwas Zwang antun und man muß auch Speisen vorübergehen lassen können, die uns weniger zuträglich sind, mögen sie uns auch noch so gut munden. Solch kleine Überwindungen sollten uns selbstverständlich sein. Essen wir doch im Grunde nicht um der Befriedigung der Gaumenlust willen, sondern um unsern Körper in der Verfassung zu erhalten, in der wir unserm großen Berufe am besten und am wirksamsten obliegen können. Darum erscheint es angezeigt,

[3]) B. M. Nissen, der Rembrandtdeutsche, Freiburg 1926. 299.

die Mahlzeiten, die wir zu uns nehmen, etwas mit Vernunft und Überlegung zu regeln. Also Körperkultur auch mit Bezug auf unsern eigenen Körper!

Sollten uns berufliche und ethische Erwägungen nicht zur Uebung einer vernünftigen Nahrungsaszese bestimmen können, so kontrollieren wir wenigstens aus hygienischen Gründen die Befriedigung unserer körperlichen Bedürfnisse. Hier soll wahrlich nicht dem Gesundheitsskrupulantentum das Wort geredet werden. Ein Priester, der ihm verfällt, ist nur ein halber Seelsorger. Aber muß denn sein, was mir einmal eine medizinische Autorität gelegentlich eines konkreten Falles andeutete, daß nämlich auch bei Priestern viele Erkrankungen auf Überernährung zurückzuführen seien? Dabei räumte er dem Ordensklerus keineswegs eine Ausnahmestellung ein.

Man verstehe diese Ausführungen nicht falsch: Wir Geistliche sind gewiß keine Prasser und keine Schlemmer, keine Genießer und keine Lebemenschen. In geistlichen Häusern wie besonders auch in Männerklöstern wird eher ein zu derbes als ein zu feines Essen verabreicht. Dem körperlich Arbeitenden würde die Kost sehr zuträglich sein, dagegen weniger dem, der vorzugsweise geistig tätig ist. Auf der andern Seite stellt der geistliche Beruf auch wieder große Anforderungen an den Priester, der bei nicht genügender Nahrung nur allzuoft versagt. Die Übung einer strengen Nahrungsaszese hat sich schon bei manchem Seelsorger als ein recht zweischneidiges Schwert erwiesen. Er wollte der Körperfülle um jeden Preis entgehen und zog sich durch seine Maßnahmen eine direkte Krankheit zu. Obwohl von medizinischer Seite schon vielerlei über Priesterhygiene geschrieben ist, wäre es doch auch heute noch die dankbare Aufgabe eines erfahrenen Arztes, ein ehrliches, brauchbares Handbüchlein darüber zu verfassen.

*

Gestehen wir es uns hier unter vier Augen nur unumwunden ein: Selbst wenn wir guten Willens sind, sind wir

den Menschen an Selbstbeherrschung und Überwindung der Welt doch lange nicht in dem Maße Muster und Vorbild, als es notwendig und wünschenswert ist. Nach unsern Worten können sich die Gläubigen durchweg richten, ob auch immer nach unsern Werken? Da werden wir uns oft genug mit Petrus eingestehen müssen, daß wir arme sündige Menschen sind. Bitten wir gelegentlich die Gläubigen von der Kanzel herab, sie möchten Geduld mit uns haben, und sprechen wir zu ihnen mit St. Paulus: „Auch wir sind schwache Menschen wie ihr. Nur bringen wir euch die frohe Botschaft, daß ihr euch von den nichtigen Götzen zu dem lebendigen Gott bekehren sollt" (Apostelgesch. 14, 15). Möchten wir damit bei uns selbst den Anfang machen, indem wir uns redlich bemühen, Priester nach dem Herzen Gottes von A bis Z zu sein. Hätten wir doch einem Franziskus gleich die Welt ganz unter unsern Füßen, so daß wir das Attraktionsgesetz der Erde, soweit unser moralischer Wandel in Betracht kommt, für uns ohne Geltung wäre! Alsdann vermöchten wir der heutigen erlösungsbedürftigen Welt die Rettung zu bringen! Nur der Erlöste kann andere erlösen.

Wie erschließen wir uns das Brevier?

Es ist ein bekanntes Wort, das dem sel. Kardinal Bellarmin zugeschrieben wird: „Kein Buch nimmt der Priester so oft zur Hand wie das Brevier, und in kein Buch dringt er weniger hinein." Nur höchst selten wird es der Fall sein, daß ein Geistlicher der Pflicht des Brevierbetens überhaupt nicht mehr nachkommt. Mit der Verpflichtung als solcher nimmt es die weitaus große Mehrzahl des Klerus peinlich gewissenhaft. Selbst wenn im Einzelfall hinreichende Gründe vorliegen, die nach der Lehre der Moralisten vom Brevierbeten befreien, denkt man nicht daran, sich davon zu dispensieren. In Tagen schwerer Erkrankung bedarf es zumeist erst eines Machtwortes von autoritativer Seite, um eine Unterbrechung des Brevierbetens beim erkrankten Priester zu erreichen. Wer von uns wäre noch nie in der Lage des Knechtes in der Parabel gewesen: Vom Felde heimgekehrt, konnte sich dieser nicht gleich zu Tische setzen und sich ausruhen, er mußte vielmehr erst noch seinen Herrn bedienen (Lk. 17, 7—10). So müssen auch diejenigen von uns, die nicht gewohnheitsmäßig das Beten der Tagzeiten bis in die späten Abendstunden hinausschieben, doch manchmal an Tagen größter Anstrengung, wenn sie endlich mit der Arbeit fertig sind, erst noch „ihren Herrn bedienen", indem sie zum Offizium greifen, bevor sie sich der Ruhe und Ausspannung hingeben können.

Man redet von einem onus breviarii, von einer Last des Breviers. Handelt es sich doch um eine Leistung, die jeden Tag aufs neue zu vollziehen ist, und die eine gute runde Stunde in Anspruch nimmt. Das Abbeten der kirchlichen Tagzeiten mag manchem eine drückende Bürde sein und ein großes, schweres Opfer bedeuten. Die Kirche hat uns eine Last auferlegt, die wir zu tragen haben, die aber zu

gleicher Zeit auch uns wieder trägt und schützt und hält. — Im Interesse der Berufsarbeit hat man wohl für unsere krankenpflegenden Ordensgenossenschaften eine Verkürzung der Gebets- und Andachtsübungen verlangt. Aber man nehme unsern Schwestern die religiösen Übungen, und sie werden bald nicht mehr unsere Ordensschwestern sein, da die streng religiöse Grundlage sich mit der Zeit verschieben würde. Ähnlich möchte es uns Priestern ergehen, wenn wir das offizielle Gebetbuch der Kirche nicht immer wieder zur Hand nehmen würden. Sich von ihm frei machen hieße sich seiner besonderen Kraft berauben. Vielmehr bedeutet es für uns eine der allergrößten Gnaden, die uns der Himmel verleihen kann, wenn wir im Laufe der Priesterjahre allmählich, aber stetig in die Tiefen und in die Geheimnisse des Breviers hineinkommen, so daß uns die tägliche Versenkung in dieses Buch zum Bedürfnis wird, das befriedigt werden muß wie das Bedürfnis nach leiblicher Speise. Vom Officium divinum gilt das Wort der Heiligen Schrift: Jugum meum enim suave est, et onus meum leve (Mt. 11, 30).

Officium divinum! Das Beten des Breviers ist es in viel höherem Grade als etwa unser pastorales Arbeiten. Wahrhaftig, ein nobile officium! Hier ist uns der intimste Verkehr mit dem Himmel und die engste Gottverbundenheit ermöglicht. Göttlich ist das Officium auch in seinem Inhalt wie in seinem ganzen Ausdruck. Es vermittelt uns nicht nur, wie ein anderes Gebet, göttliche Gedanken, wir bedienen uns zumeist auch der göttlichen Worte und der Sprache des Heiligen Geistes. Der rechte Brevierbeter kann mit der Braut im Hohen Liede sprechen: „Seine Linke ist über meinem Haupte, und seine Rechte umfaßt mich" (8, 3). Von seiner Seele gilt das weitere Wort des Hohen Liedes: „Quae est ista, quae ascendit de deserto, deliciis affluens, innixa super dilectum suum" (8, 5). Ein tägliches Heraussteigen aus der Wüste, ein Überfließen des Herzens in heiliger, seliger Freude, ein ständiges Anlehnen an den Geliebten! Vielleicht ahnen wir nun, warum uns die Kirche am Schluß der Tagzeiten immer wieder die Seligpreisung Mariens beten läßt (Lk. 11, 27).

Da gilt uns das Wort: „Viel mehr noch sind selig, die das Wort Gottes hören und befolgen" (Lk. 11, 28). Mit der Gottesmutter dürfen auch wir Brevierbeter uns selig preisen.

Es handelt sich um das officium divinum. Aber auch um das officium ecclesiasticum. Von der Kirche ist es zusammengestellt und geordnet. Bis ins kleinste ist alles durch die Rubriken geregelt. Eine eigene römische Kongregation überwacht ihre genaue Einhaltung und entscheidet bei vorkommenden Zweifeln. Auch nicht die kleinste Antiphon ist der beliebigen Auswahl des Beters überlassen. — Es ist ferner ein Gebet, das im Namen und im Auftrag der Kirche verrichtet wird. Als Brevierbeter ist der Priester publica persona et totius ecclesiae os. Durch ihn will die Kirche Gott ihre Anbetung und Lobpreisung zollen, aber auch ihre Bitten und Anliegen zu Füßen legen. So ist der Brevierbeter der Dolmetsch der Kirche in der Wiedergabe ihrer religiösen Empfindungen und Gefühle. Auch von diesem Gesichtspunkte aus handelt es sich wiederum beim Brevierbeten um eine herrliche Aufgabe. „Erunt sicut angeli Dei in coelis!" Was die triumphierende Kirche im Jenseits ununterbrochen tut, vollzieht die streitende Kirche auf Erden durch ihre Diener, wenn sie ihnen den Auftrag gibt, die sonstigen Geschäfte und Arbeiten ruhen zu lassen, um zum Brevier zu greifen. Nicht in meinem Namen und nicht für mich allein, muß der Brevierbeter sich sagen, sondern im Namen der Kirche und aller ihrer Glieder habe ich Gott zu preisen, anzurufen und ihm Dank zu sagen. Ich bin gleichsam die Stimme, die Seele und das Herz der ganzen Schöpfung, dem Engel der Apokalypse ähnlich, der allezeit vor dem Altar des Himmels steht, um in sein goldenes Rauchfaß die Gebete aller Kreaturen aufzunehmen und sie wie süßen Wohlgeruch vor dem Throne Gottes aufsteigen zu lassen. Da gilt den Priestern des Neuen Bundes das Wort: „Super muros tuos Jerusalem constitui custodes; tota die et tota nocte in perpetuum non tacebunt." Aber auch die weitere Mahnung: „Qui reminiscimini Domini, ne taceatis, et ne detis silentium ei, donec stabiliat, et donec ponat Jerusalem laudem in terra" (Is. 62, 6 f.).

Ein großer Trost ist es für den betenden Priester, daß er nicht nur für seine Person allein, sondern im Namen und Auftrag der Kirche das Offizium verrichtet. Er darf sprechen: „Domine, ne respicias peccata mea, sed fidem ecclesiae tuae." Die Wirkungen seines kirchlichen Pflichtgebetes hängen nicht nur von seiner persönlichen Leistung ab, vielmehr steht die ganze Kirche hinter ihm. Auch beten wir die Tagzeiten nicht für uns allein, sondern im großen, gewaltigen Chor, zusammen mit vielen hunderttausend Priestern und Mönchen. Im Massenchor kommt es nicht wie beim Sologesang auf die Feinheit der Einzelstimme an. So werden etwaige Mängel des einzelnen Brevierbeters gleichsam aufgewogen durch die Leistungen der anderen Psalmodisten. Wahrlich, eine imponierende Gebetsgemeinschaft und Gebetsverbrüderung!

Allerdings dürfen uns solche Gedanken und Erwägungen nicht zur Selbstgenügsamkeit und zum Mechanismus führen, als ob unser Breviergebet allein ex opere operato wirke, so daß die Leistung des äußeren Werkes genüge und wir nur unsere Stimme und unsere Lippen für bestimmte Zeiten im Tage in Tätigkeit zu setzen brauchten. Die Verrichtung der kirchlichen Tagzeiten ist auch eine höchst persönliche Sache. Die Kirche gibt uns das Brevier nicht in letzter Linie unsertwegen in die Hand. Wenn wir nicht beten, wer soll dann beten! Ohne Gebetsgeist würde uns das religiöse Innenleben fehlen und damit die Seele unseres äußeren Lebens und Wirkens. Nicht ohne Grund zwingt uns die Kirche gleichsam zum Beten. Was sie erzwingen will, ist allerdings im großen und ganzen nur die äußere Leistung. Aber sie will uns gewiß nicht zu Schriftgelehrten vom Schlage der Männer zur Zeit des Heilandes erziehen, von denen es heißt: „Hütet euch vor den Schriftgelehrten! Sie gehen gern in langen Gewändern einher. Auf den öffentlichen Plätzen wollen sie gegrüßt sein und in den Synagogen die ersten Sitze und bei Gastmählern die ersten Plätze einnehmen. Sie verprassen die Güter der Witwen. Dafür sagen sie zum Schein lange Gebete her. So laden sie ein um so strengeres Gericht auf sich" (Lk. 20, 45—47). Die vorgeschriebene äußere Leistung soll nach dem

Willen der Kirche dem Priester Anlaß und Mittel werden, um in eine lebendige Lebensgemeinschaft mit Gott zu kommen. Wie entsetzlich drückend und eintönig muß das Brevier werden, wenn der tödliche Hauch der rein mechanischen Gewohnheitsübung auf ihm liegt. Man sollte meinen, ein mit Geist und Vernunft begabter, dazu intellektuell in langjähriger und wissenschaftlicher Schulung durchgebildeter Mensch brächte es einfach nicht fertig, Tag für Tag eine Stunde lang gedanken- und sinnlos lateinische Formeln herunterzusagen, um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen. Wer könnte eine solch stumpfsinnige Beschäftigung auf die Dauer psychisch und physisch ertragen? Schon aus diesem Grunde darf sich niemand von uns damit begnügen, das Offizium lippenmäßig und mechanisch zu besorgen. Und zudem: Haben wir immer nur das Bedürfnis, zu den Gläubigen über Gott zu sprechen und die religiöse Gedankenwelt andern zu vermitteln, oder drängt es uns auch wenigstens zuweilen, mit Gott über die Menschen recht innig zu sprechen, die wir ihm zuführen wollen, und selber zu schöpfen aus den Quellen des Heils? Arbeitet man sich aus diesem Bedürfnis heraus in die liturgischen Texte hinein, so wird man bald an sich selber erfahren, wie man anfängt, ganz anders zu denken und zu empfinden. Das Offizium entzieht uns langsam, aber nachhaltig dem profanen Denken und der natürlichen Auffassung von den Dingen und Vorkommnissen des Lebens. Es bringt uns aus der verführerischen und verdorbenen Atmosphäre des Alltags heraus und führt uns ein in reine und himmlische Regionen. Es erhebt uns täglich über die Welt und läßt uns dem Himmel nahe genug kommen, um nicht im Irdischen und Weltlichen zu versinken.

Möchten wir doch von der Wertschätzung und Bedeutung des Breviergebetes zu innerst durchdurchdrungen sein! Das ist die Grundvoraussetzung, um den kirchlichen Tagzeiten überhaupt näherzukommen und uns mit ihnen zu befreunden. Wenn wir sie bisher vielleicht nur widerwillig und gezwungen und mit einem gewissen seelischen Unbehagen gebetet haben sollten, so daß wir jedesmal erleichtert aufatmeten, wenn wir das Buch zuklappen und bei-

seitelegen konnten: heute wollen wir zunächst Gott und der Kirche von Herzen dafür danken, daß es uns in die Hand gegeben ist, und daß wir es gebrauchen dürfen. Sprachkundige gebildete Laien, die religiös gesinnt sind und Gelegenheit hatten, einen Einblick in die Tiefen und Schönheiten der Liturgie zu tun, sehnen sich nach ihm. Doch wird das Breviergebet im engeren Sinn niemals — von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen — ein regelmäßiges Laiengebet werden können. Aber das Priestergebet soll und muß es sein und bleiben. Glücklicher Tag, an dem die Kirche uns das Brevier in die Hände gegeben hat! Psalterium meum — gaudium meum.

Wer von uns, der die vorstehenden Gedanken auf sich hat einwirken lassen, fühlte nicht das Bedürfnis, sein Breviergebet neu zu beleben und zu beseelen? Wir sollten nicht ruhen noch rasten, bis wir uns das vielleicht mit sieben Siegeln verschlossene Buch erschlossen haben. Leider wird uns das Abbeten des Offiziums im täglichen Leben viel zu sehr Formel, Gewohnheit und Routine. Wie die besten Kontrollmittel des geistlichen Lebens nichts nützen, wenn sie mechanisch angewandt werden, so auch das Brevier nicht, wenn es zur Formsache wird. Die Gefahr der Gewöhnung und Routine ist groß am Altare, aber ungleich größer beim Abbeten der Tagzeiten. Arme Priester, denen die inhaltsschweren liturgischen Worte, die sie Tag für Tag an Gott richten, und die den in ihren Sinn Eindringenden zu überwältigen vermögen, gewohnheitsmäßig nur hohlen Schall und Lippenbewegungen bedeuten! Mit dem Schein ist Gott nicht gedient, er will ein menschenwürdiges oder noch mehr, ein seiner göttlichen Größe würdiges Werk von uns. Wie kann Gott auf das Gebet dessen hören, der eigentlich gar nicht gehört zu werden verlangt, da er ja nicht einmal weiß, wozu er betet und um was er bittet? Qui legit, intelligat, gilt auch hier.

Warum wird das Breviergebet manchen Priestern so leicht zur leeren Formel? Gründe dafür gibt es viele. Zunächst ist es in der menschlichen Schwäche gelegen, daß wir auch beim besten Willen nicht

immer beim Brevierbeten gesammelt sein können. Oft sind wir übermüdet. Oder der Geist ist mit einer Sache beschäftigt, die ihn immer wieder von neuem in ihren Bann zieht und eine rechte Versenkung in das Formular gar nicht aufkommen läßt. Wir dürfen schon froh sein, wenn wir Stunden, Tage und Wochen haben, an denen wir mehr oder weniger tief hineindringen in das jedesmalige Tagesoffizium, und wenn diese Tage und Stunden mit dem Alter in immer kürzeren Abständen wiederkehren, so daß wir mit den Jahren den großen Unterschied in unserm Brevierbeten handgreiflich konstatieren können. Wohl ein jeder von uns, dem nach jahrelangem Beten der Tagzeiten eines Tages eine vielleicht regelmäßig wiederkehrende Stelle im Brevier zur Offenbarung wurde, hat sich sagen müssen: Wo bin ich denn all die Jahre bisher mit meinen Gedanken gewesen? Wie ist es auch nur möglich, daß ich dieses oder jenes übersehen konnte! Übrigens ist der Inhalt der kirchlichen Tagzeiten so unendlich reichhaltig und mannigfaltig, daß ich mir selbst den besten Brevierbeter am liebsten denken möchte unter dem Bilde eines Mannes, der sich mit einem Glase an einer Quelle niedersetzt, um daraus zu schöpfen. Mag er sich noch so sehr bemühen, er wird doch nur wenig von dem Wasser auffangen. Beim Brevierbeten drängt ein Gedanke den anderen, — da wird man je nach seiner seelischen Verfassung und Stimmung bald auf diesen, bald auf jenen hingelenkt.

Vielfach wird in geistlichen Kreisen darüber Klage geführt, die Texte des Breviers seien viel zu schwer zu verstehen. Manchmal würde man, besonders bei den Psalmen, kaum einen vernünftigen Sinn herausbringen. Man ruft nach Hilfsmitteln und Übersetzungen, um sich die Benutzung des Breviers zu erleichtern. — Gewiß können Einführungen ins Brevier und Übersetzungen gute Dienste leisten. Aber man möge nicht meinen, ein anderer könne einem das Brevier erschließen. Im Grunde muß jeder die Arbeit selber tun. Es wird lange dauern, bis man auch nur in etwa hineindringt, und bis man einen Schlüssel gefunden hat. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Psalmen oder mit den Väter-

homilien tut es allein noch lange nicht. Ein alttestamentlich Interessierter verfolgt leicht textkritische oder philologische Interessen beim Lesen der Psalmen. Der Kirchenhistoriker ist oft zu sehr rein geschichtlich interessiert. Richtig verwertet, können naturgemäß exegetische oder geschichtliche Kenntnisse viel zum Verständnis beitragen und zur Vertiefung des Betens verhelfen. So vermag sich der Kirchenhistoriker, der sich leicht in die Mit- und Umwelt eines Tagesheiligen hineindenken kann, dessen Lebensbeschreibung er in der zweiten Nokturn liest, in ganz anderer Weise beim Lesen in das Bild des betreffenden Heiligen zu vertiefen, wie es bei demjenigen der Fall ist, der in seinem Denken das 10. und das 14. Jahrhundert kaum auseinanderzuhalten weiß.

Im einzelnen halte ich es nicht für das Wichtigste, daß man jeden Satz, den man rezitiert, bis ins kleinste versteht. Man würde sonst kaum vorankommen. Auch liest man sich nach und nach in das Verständnis hinein. Praktisch würde ich raten, zunächst das Augenmerk auf die Lesungen der zweiten Nokturn zu richten. Sie scheinen mir für gewöhnlich den Schlüssel für das Offizium zu enthalten. Bei Heiligenfesten ist das von vornherein klar. Aber auch an höheren Festtagen findet der eigentliche Festgedanke in der zweiten Nokturn meist einen besonders prägnanten Ausdruck. Haben wir diese Lesung — sie ist regelmäßig am leichtesten verständlich — in uns aufgenommen, so verstehen wir fast immer den Inhalt der Oration in ganz anderer Weise, als wenn wir sie beten, ohne ins Tagesoffizium erst tiefer hineingedrungen zu sein. Nun bekommen auch die Antiphonen und Responsorien, soweit sie mit dem Tagesgedanken überhaupt in Zusammenhang stehen, einen ganz bestimmten, konkreten Sinn, indem man sie unmittelbar beispielsweise auf den Tagesheiligen anwendet, den man lebendig und greifbar vor sich sieht. Von der Lesung der zweiten Nokturn ausgehend, wird man ganz von selbst auch den Lesungen der ersten und dritten Nokturn sein besonderes Augenmerk zuwenden, indem man sie betrachtend liest. Ein großes Stück Schriftlesung geht im Laufe des Jahres an unserm Geiste vorüber. In vielen Fällen handelt es

sich um sorgsam ausgewählte, in sich abgerundete Stücke, denen man etwas ganz Bestimmtes für seine aszetische Weiterbildung entnehmen kann. Die Väterhomilien eingehender zu durchdenken, lohnt sich ebenfalls sehr.

Die Lesungen bringen die Stimmung, die sich beim Beten der Psalmen in Anmutungen aller Art auflöst. Wer in die Lesungen tiefer hineingedrungen, ist beim Beten der Psalmen selten zerstreut; er verarbeitet — und zwar in Anlehnung an den Psalmentext — den durch die Lesung gewonnenen seelischen Eindruck. Dabei geben die den einzelnen Psalmen vorangestellten Antiphonen regelmäßig den Grundgedanken an, den wir beim Beten des Psalmes im Auge haben sollen.

So benutzt, erweist sich das Brevier als ein infinitus thesaurus, als ein liber vitae. Im Verlauf des Kirchenjahres ziehen alle Heilswahrheiten an uns vorüber, von der Lehre de Deo Uno et Trino angefangen bis zu den ernsten eschatologischen Gedanken. Auch finden wir die Sittenvorschriften irgendwo untergebracht. In meinen jungen Priesterjahren hörte ich einmal einen Mediziner sagen: „Hätten wir praktischen Ärzte doch auch so etwas wie ein Brevier. Wir wären dann wie die Theologen gezwungen, im Verlauf eines Jahres die wichtigsten Materien unseres Faches zu rekapitulieren und uns immer wieder zu neuem Berufseifer aufzuraffen." Ich mußte damals über die Vorstellung, die der gute Mann vom Brevier hatte, innerlich lächeln. Und doch: Wie oft ist mir später, da mir das Brevier etwas nähergekommen war, der zitierte Ausspruch des Arztes eingefallen!

Es ist allerdings keine systematische Dogmatik und Moral oder Kirchengeschichte, die uns im kirchlichen Offizium geboten wird. Es sind zunächst nur Texte und ausgewählte Aktenstücke oder Ausschnitte aus Väterschriften usw. Aber hier wird uns alles lebendig und fruchtbar gemacht und aszetisch ausgewertet. Die theologische Gedankenwelt ist in die Gebetssprache übersetzt.

Wer so ganz unter den gewaltigen Eindruck des Gottesgedankens kommen will, möge sich betrachtend in die Psalmen vertiefen. Hier tritt in ununterbrochener Ab-

wechslung der unendliche, gütige, allgegenwärtige, allwissende, gerechte, barmherzige Gott uns in einer Weise vor Augen, daß man geradezu davon überwältigt wird. Wer die Psalmen genauer kennt, weiß, wie wahr ihr Verfasser von sich selber sagen konnte: „Ich sehe den Herrn allezeit vor meinen Augen, er ist zu meiner Rechten, damit ich nicht wanke" (Ps. 15, 8). Vielleicht ist nie ein anderer Mensch gottverbundener gewesen als der königliche Sänger. David pflegt einen lebendigen, persönlichen Verkehr, einen wirklichen Umgang mit Gott. Wer erkennen will, was beten eigentlich heißt, vertiefe sich in die Psalmen. Hier berühren sich Himmel und Erde. Der Schleier zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt zerreißt. So ist denn die Theodizee der Psalmen ein eigenes Kapitel für sich. Möchten wir doch im Laufe der Zeit in den Geist dieser Lieder eindringen! Was der alten Kirche möglich war, sollten auch wir erreichen können.[1]) Das Geheimnis der Trinität wird uns nahegebracht in einem eigenen Offizium, aber auch das Jahr hindurch in dem immer wiederkehrenden Gloria Patri oder im Symbolum, besonders im Athanasianum.

Im Mittelpunkt des ganzen Breviers steht der menschgewordene Gottessohn. Bezweckt doch das Kirchenjahr im Grunde nichts anderes als die Darstellung und mystische Wiederholung des Lebens und Leidens Jesu und die Entfaltung seines Werkes, die Zuwendung seiner Erlösungsgnade. In der Adventszeit wird uns die Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit in ergreifender Weise vor Augen geführt. Man meint fast, die Texte seien für unsere Zeit eigens geschrieben. In allen Variationen tritt uns die Sehnsucht nach dem Erlöser der Welt entgegen. Aber auch die Sicherheit, daß unsere Sehnsucht nach dem Erlöser ihre Erfüllung findet, kommt zum Ausdruck. Immer wieder heißt es: Ecce veniet! In der Weihnachtszeit entschleiert sich uns das mysterium der Menschwerdung: Et verbum caro factum

[1]) Eine gute Anleitung gibt P. Wendelin Meyer O.F.M., Die Psalmen, des Priesters Betrachtungsbuch. 4 Bände. Paderborn Bonifacius-Druckerei.

est. . . . Wer sich in die heiligen Texte hineinversenkt, erlebt aufs neue, was die Hirten und die Weisen an der Krippe erleben durften. Die Erlösungslehre wird uns vor allem in der Passionszeit entfaltet; zugleich wird uns da die Persönlichkeit des leidenden Heilandes nahegebracht. Der eucharistische Heiland tritt uns im Fronleichnamsoffizium entgegen, das wieder auf ganz dogmatischer Grundlage aufgebaut ist. Ähnlich ist es bezüglich der Lehre vom Heiligen Geist in der Pfingstzeit. — Nehmen wir das Officium festivum B. M. V. und verbinden wir damit die Texte der einzelnen marianischen Feste, so ergibt alles zusammen die schönste Mariologie, die uns einführt in die Stellung Mariens im Heils- und Erlösungsplane. Fast alle wichtigeren mariologischen Schrift- und Vätertexte haben wir hier in sorgfältigster Zusammenstellung beieinander. Der Bestimmungsgedanke tritt fortwährend stark in den Vordergrund. Das Brevier lehrt uns das Erdenleben im Lichte des Jenseits betrachten und auffassen. Man achte nur einmal eine Zeitlang auf den Inhalt der Orationen, und man wird finden, daß im Grund immer nur die eine große Bitte an Gott gerichtet wird, daß es uns nämlich gelingen möchte, das Irdische zu verachten, das Himmlische anzustreben und dementsprechend auf dieser Welt zu leben.

So vermittelt das Brevier die rechte übernatürliche Einstellung dem Erdenleben gegenüber. Besonders geschieht das auch in den Heiligenoffizien. Wir bedürfen nun einmal der konkreten Beispiele und Vorbilder. Die Heiligen sind die reinsten und edelsten Seelen, die das Christentum hervorgebracht hat. Die Geschichte der Heiligen ist „ein Himmel auf Erden". Nicht umsonst hat der Rembrandtdeutsche die kirchliche Welt „am Zipfel der Heiligen gefaßt". Dafür erfaßte er auf diesem Wege aber auch ihr innerstes Wesen. Möchten wir als Brevierbeter gerade hier von ihm lernen![2]) Im kirchlichen Offizium tritt uns im Verlaufe des Jahres die „Multidimensionalität im Reiche Gottes" entgegen. Heute haben wir uns mit einem Apostel oder einem apostolischen

[2]) Vgl. B. Momme Nissen, Der Rembrandtdeutsche, Freiburg 1926, 246—248 („Den Heiligen zu").

Arbeiter im Weinberge des Herrn zu beschäftigen, dessen seelsorgliches heroisches Wirken uns entgegenstrahlt. Morgen ist es ein Martyrer, der uns die rechte Auffassung vom Leiden vorlebt; dann ein heiliger Lehrer, unser Vorbild für unser geistiges Arbeiten, dann wieder ein Aszet oder ein Dulder oder ein heiliger Kinderfreund oder ein heroischer Held auf dem Gebiete der Karitas. So viele Heilige, so viele leuchtende Vorbilder, mit denen wir uns selbst vergleichen, und an denen wir uns bilden können!

Bei aller Mannigfaltigkeit sind die einzelnen Glaubenswahrheiten und Festgeheimnisse in rechter Weise in das Ganze eingegliedert. Die Muttergottesverehrung z. B. nimmt im Brevier einen breiten Raum ein, und sie ist doch durchaus dogmatisch fundiert. So hat jede Materie ihre Stelle gefunden. An alles ist gedacht. Die Preces beziehen sich auf Zeitliches und Ewiges. Weder die Lebenden noch die Verstorbenen sind vergessen.

Ein Priester, der sich täglich ins Brevier wirklich hineinvertieft, so daß er das betreffende Tagesoffizium in sich aufnimmt und den ganzen Tag über davon zehrt, bedarf im Grunde keines eigenen Morgen- und keines eigenen Abendgebetes; er findet beides in der Prim und in der Komplet. Er vermag auch leicht die Betrachtung mit dem Brevierbeten zu verbinden, falls er es versteht, den vorgeschriebenen Stoff betrachtend durchzugehen. An Anmutungen und Affekten sowie an Entschließungen bezüglich der Lebensführung wird es nicht fehlen. Wie von selbst hält man oft inne im mündlichen Gebet, um sich ganz der Betrachtung des Gegenstandes hinzugeben. Hier kann man mündliches und betrachtendes Gebet auf die leichteste Weise miteinander verbinden. Vor allem bedeutet das rechte Brevierbeten die allerbeste Vorbereitung auf die heilige Messe. Steht letztere doch im engsten Zusammenhang mit dem Offizium. Das Meßformular wird man in den meisten Fällen nur dann in konkreter Weise anzuwenden wissen, wenn uns der Tagesheilige oder das Festgeheimnis durch das Brevier erst gleichsam ins Blut übergegangen ist. Deshalb ist die Weisung der Kirche

wohl zu verstehen, die dahin geht, daß wir erst nach der Abbetung von Matutin und Laudes das heilige Meßopfer darbringen sollen.

Um in ein Tagesoffizium recht hineinzukommen, ist es notwendig, daß wir uns jedesmal zu dem Festgeheimnis oder zu dem Tagesheiligen in ein inneres, persönliches Verhältnis setzen. Es gilt, aus den objektiven Texten seine eigene persönliche Lage herauszulesen und seine subjektiven Bedürfnisse und Empfindungen in die für alle gültigen Worte hineinzulegen. Man findet alles im Brevier, wenn man sich nur in dasselbe in rechter Weise hineinzuversenken weiß. Die Grundlagen unseres Lebens und die wesentlichen Regeln unsers Verhaltens in den verschiedenen Lagen, in die wir hineinkommen, werden uns immer wieder vor Augen geführt. Dabei mag es uns vorkommen, als ob das Tagesoffizium immer gerade die Gedanken und Anregungen enthält, deren wir im Einzelfall bedürfen. — In den bekannten Denkwürdigkeiten des Kardinals Pacca, der Freud und Leid mit dem Dulderpapst Pius VII. geteilt hat, findet sich in der Beziehung eine interessante Stelle mit Bezug auf das Brevier. Nachdem er die gewaltsame Entführung des Papstes aus Rom durch Napoleon näher beschrieben hat, schildert er die traurigen Ereignisse und die schweren Erlebnisse der Reise (Bd. 1, Teil 2, Kap. 1). Bei dieser Gelegenheit bemerkt er: „Infolge einer Fügung der göttlichen Vorsehung schienen die Kirchengebete in Meßbuch und Liturgie gerade das uns vor Augen zu führen, was wir erlebten. In der Matutin kam die Stelle beim heiligen Evangelisten Matthäus vor, wo von dem Schifflein des hl. Petrus, diesem Bilde der Kirche, die Rede ist (14, 24—33). . . . Navicula in medio mari jactabatur fluctibus: erat enim contrarius ventus. Aber der Herr erscheint auf den bewegten Meereswogen. Dem Petrus ruft er zu: Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Er besteigt mit ihm das Schiff, und der Wind legte sich. — In der zweiten Nokturn lasen wir die beredten Worte, mit welchen der hl. Chrysostomus die Beharrlichkeit der Apostelfürsten lobt und sich mit ihnen über die Leiden freut. . . . Ich machte den Heiligen

Vater auf dieses Zusammentreffen aufmerksam. . . ." Etwas Ähnliches können wir täglich erleben, wenn wir nur die Texte des Offiziums zu unserer persönlichen Lage in Beziehung zu bringen wissen. Dabei wird man ganz von selbst bei einer neuen seelischen Einstellung die Gedanken des Breviers in ganz neuer Weise applizieren. — Aus den allerverschiedensten Gründen werden manche Priester in ihrem Leben größere Reisen machen müssen. Bei solchen Anlässen sollten sie den kirchlichen Reisesegen beten, um den Verlauf wie den Erfolg der Reise unter den besonderen Schutz des Himmels zu stellen. Dann wird es ihnen immer wieder vorkommen, als ob das Itinerarium jedesmal eigens für die Reise von der Kirche abgefaßt sei, die sie gerade zu machen haben. — So ist es überall.

Es ist die Kunst, diese persönliche Einstellung zum Brevier zu finden. Und doch ist sie nicht so schwer, wie man anfangs meinen möchte. Selbstverständlich ist hier alles persönlich und individuell; darum muß sich jeder seinen Weg suchen und bahnen, auf dem er weiterkommt. Aber einige Beispiele und Anregungen mögen hier doch gegeben werden.

Nehmen wir wieder die Adventszeit. Da fällt unser Blick zunächst auf die eigene persönliche Erlösungsbedürftigkeit. Die Sehnsucht der alttestamentlichen Väter nach dem Heiland wird auch unsere Sehnsucht. — Als Priester sollen wir die Stimme eines Rufenden in der heutigen Wüste sein und sollen dem Heiland die Wege bereiten. Da sehen wir die Erlösungsbedürftigkeit der heutigen, zusammengebrochenen Welt in neuem Lichte. Johannes der Täufer tritt uns in seiner ganzen gewaltigen Größe entgegen. Wie weit sind wir heutigen Vorläufer des Herrn doch von diesem unerschrockenen Bußprediger in unserm Wesen wie in unserm Auftreten entfernt! So werden wir in aller Demut und Bescheidenheit immer wieder unser Rorate coeli zum Himmel richten. Dabei bewahren uns die liturgischen Adventsgedanken vor Pessimismus und Verzweiflung. „Wir haben die Mittel, die Welt zu erlösen; der Sieg ist uns sicher," so jubeln unsere Priester-

herzen, und zwar in dem Maße, in dem wir die Adventsgedanken in uns aufgenommen haben. Sie geben uns auf Wochen die reichste geistliche Nahrung und sind so recht geeignet, unsere Berufsfreude, unsern Berufseifer sowie die unbedingte Hingabe an unsere Arbeit aufs neue in uns zu entfachen. Ähnlich lassen sich leicht persönliche Fäden und Beziehungen herstellen zu den übrigen Zeiten des Kirchenjahres. Hat man so seit Jahren das Brevier gebraucht, so freut man sich schon im voraus auf jede heilige Zeit, und man weiß kaum zu sagen, ob uns Weihnachten oder Ostern oder Pfingsten als das liebste Fest erscheint.

Eine schöne Abwechslung ist dadurch gegeben, daß das Officium de tempore immer wieder durch die Heiligenfeste unterbrochen wird. Auch hier gilt es, jedesmal eine persönliche Beziehung herzustellen. Nehmen wir die Marienfeste, z. B. Immaculata Conceptio. Aus ähnlichen Gründen, aus denen die Gottesmutter das einzigartige Gnadenprivileg erhalten hat, muß auch ich als Priester makellos und ohne Flecken sein. Das Schönste, was man von mir sagen kann, ist: An dem ist keine Makel. Da steht nun die unbefleckt Empfangene vor uns als die erhabene Lichtgestalt, als unser Vorbild, aber auch als diejenige, der wir das Wichtigste in Obhut geben, was wir haben und was wir besitzen müssen. — Zu jedem Marienfest läßt sich in ähnlicher Weise leicht eine Beziehung herstellen. Nehmen wir den hl. Joseph! Wir haben die Leitung der heiligen Gottesfamilie auf Erden wie St. Joseph. Hätten wir etwas von seinem Geiste, von seiner unermüdlichen, selbstlosen Sorge, von seinem Opfergeist! Beten wir einmal das Offizium des Nährvaters des Heilandes unter dem Gesichtspunkt: Der hl. Joseph und ich! So müssen wir es bei jedem Tagesheiligen machen, und eine neue Welt wird uns aufgehen. Wir haben dann mit einem Male den so lange vergeblich gesuchten Schlüssel in der Hand, der uns das Brevier von Jahr zu Jahr mehr erschließt. Die Dedikationsoffizien, um noch ein letztes Beispiel anzuführen, vermitteln uns eine Einsicht in die Bedeutung des Gotteshauses für uns wie für die Gläubigen; zugleich werden wir bisherige Gleichgültigkeit und

Nachlässigkeiten dem Gotteshause gegenüber bereuen und uns zu neuem Eifer in der Sorge für unsere Kirche anspornen.

Aus einer solchen Benutzung des Breviers, wie ich sie in den vorstehenden Ausführungen näherzubringen suchte, wird der Priester unendlichen Nutzen ziehen. Und es ist im Grunde nicht einmal so schwer, es wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu erreichen, daß wir uns täglich mit dem Offizium ernstlich beschäftigen und auseinandersetzen. Im großen und ganzen bedürfen wir zum rechten Brevierbeten nur der Sammlung und der Ruhe.

Eine Erfahrung werden wir wohl alle miteinander schon wiederholt gemacht haben: In den Tagen der heiligen Exerzitien können wir Brevier beten. Warum? Da haben wir Ruhe; da haben wir auch Zeit und Muße dazu. Warum nehmen wir uns das Jahr hindurch nicht die notwendige Zeit? Wir nehmen uns zur Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse wie zur Erholung ausreichende Zeit. Wir müssen auch Zeit suchen für unser Brevierbeten! Oder gehören wir zu denen, die gerade hier Zeit gewinnen und heraussparen wollen? Der unmittelbare Dienst Gottes sollte doch grundsätzlich allem andern vorgehen. Niemand darf meinen, die sogenannten verlorenen Augenblicke seien für das Brevierbeten gut genug. Im Einzelfall kann und wird es jedem vorkommen, daß er mit seinem kirchlichen Pflichtgebet in Rückstand gerät. Aber was soll man dazu sagen, wenn ein vielbeschäftigter Seelsorger Abend für Abend noch am „Aperi" des gleichen Tages steht? Ein solcher wird niemals tiefer ins Brevier hineindringen. Welche Licht- und Kraft- und Gnadenquelle geht ihm verloren! Gerade der überbeschäftigte Priester muß frühzeitig Vorsorge treffen. Sieht man Hindernisse und Schwierigkeiten voraus, so bete man schon lieber alles vorher. Besser bereits die Komplet am frühen Morgen gebetet, als die Matutin des Tages erst am späten Abend! Weshalb will man denn den ganzen Tag über unter dem Drucke stehen, daß man immer noch das ganze Brevier vor sich hat? Viele haben allein deshalb allen Geschmack am Brevierbeten verloren, oder vielmehr sie haben darum noch nie wirkliche Seelenfreude am Officium divinum gefunden,

weil sie sich daran gewöhnt haben, es zu verschieben, um es dann im allerletzten Augenblick im gestreckten Galopp herunterzurasen. Darum möge ein jeder von uns bezüglich der Zeit sowie der Art und Umstände des Brevierbetens die Maßnahmen treffen, die seinen Lebensverhältnissen entsprechen. Freilich ist es nicht genug, in der Beziehung gelegentlich einmal einen guten Vorsatz zu fassen, man muß sich auch unerbittlich dazu zwingen, denselben durchzuführen. Nirgendwo ist straffe Selbstzucht notwendiger. Man kann sich allerdings auch durch Energie dazu erziehen, daß man im Alter mit dem Brevierbeten pünktlich wird wie eine Uhr.

Von größter Bedeutung ist die Dauer der Zeit, die man auf das kirchliche Offizium verwendet. Ich glaube gefunden zu haben, daß das gewöhnliche Offizium mit neun Lektionen im allgemeinen mit wirklicher innerer Anteilnahme gebetet werden kann, so daß man in dasselbe hineindringt, wenn man 1¼—1½ Stunden dafür opfert. Gut ist es, wenn man bei besonderen Gelegenheiten noch mehr Zeit darauf verwendet, z. B. wenn man gelegentlich einer Anbetungsstunde während der ganzen Zeit sich in die Matutin und Laudes versenkt. Auf der Reise sollte man nur dann das Brevier beten, wenn es wirklich in geziemender Weise geschehen kann, dagegen nicht leicht in einem besetzten Abteil, in dem geredet und geraucht wird, und in dem man von völlig fremden Menschen umgeben ist. Hier ist zum mindesten Takt und Erfassen der Situation notwendig. Auf der andern Seite hat einer, der oft ausgedehnte Eisenbahnfahrten zu machen hat, Gelegenheit, sich einmal stundenlang in ein Offizium hineinzuvertiefen, um es ganz gründlich vorzunehmen. Alsdann wird die Fahrzeit denkbar nützlich angewandt. — Handelt es sich um ängstliche und skrupelhaft veranlagte Priester, denen das Brevierbeten zur reinsten Qual wird, weil sie immer wieder von neuem beginnen und mit der Verpflichtung überhaupt nicht fertig werden können, so ist bei ihnen die Festsetzung einer Höchstzeit, die sie auf das Brevier verwenden, ebenso angebracht, wie es in normalen Fällen wünschenswert ist, daß man sich eine Mindestzeit vorschreibt, die unbedingt für das Beten der kirchlichen Tagzeiten reser-

viert wird. Im allgemeinen darf man sicher sein: Man nehme sich reichlich Zeit, und man wird mit den Jahren von selber hier große Fortschritte machen.

Viel trägt zur Sammlung und Andacht bei, wenn man beim Brevierbeten eine bestimmte Intention macht, so daß man von vornherein weiß, wofür und wozu man das Offizium verrichtet. Die Intention selber sollte ein für allemal feststehen. Nach kirchenrechtlicher Auffassung steht das Offizium in engster Verbindung mit dem Benefizium, das jemand inne hat. Darum sollte man immer das Brevier in der Meinung beten, daß unsere Berufsarbeiten in besonderer Weise von Gott gesegnet werden möchten. Der Pfarrer verrichte die kirchlichen Tagzeiten für die Anliegen seiner Pfarre, der Religionslehrer für die Schüler, die ihm anvertraut sind usw. So aufgefaßt, wird das, was uns sonst leicht Anlaß und Gelegenheit zur Ablenkung und Zerstreuung sein möchte, während des Brevierbetens im Verkehr mit Gott gleichsam durchgesprochen und verarbeitet und überlegt. Wir sehen die täglichen Realitäten des Lebens vom höheren Standorte aus und darum meist in einem anderen, übernatürlichen Lichte. In stiller Sammlung suchen wir den Willen Gottes zu erfahren, um nicht in die Irre zu gehen. Gern opfert man alsdann dem Heiland so vieles auf, gegen das der natürliche Mensch in uns sich aufbäumen möchte. Vor allem erfleht man immer wieder den Segen Gottes für seine Berufsarbeit als Priester, denn für uns gilt mehr denn irgendwo der Gedanke des Psalmisten: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute umsonst. Wenn der Herr die Stadt nicht behütet, wacht der Wächter umsonst" (Ps. 126, 1 f.). Eine solche Auffassung vom Brevier verbindet unser Arbeits- und Gebetsleben in harmonischer Weise zu einer höheren Einheit. Das Offizium stählt und stärkt uns zu neuer beruflicher Betätigung. Diese hinwiederum verlangt zu ihrer Ergänzung und Vollendung täglich wiederholt nach der Versenkung ins kirchliche Offizium.

Wenn wir zusammenfassend die Frage nach dem Schlüssel des Breviers beantworten sollen, so können

wir das Ganze im Grunde unter zwei Merkworten unterbringen: Attention und Intention. Auf die Attention ist in früheren Zeiten oft wenig Gewicht gelegt worden. So manche aszetische Schriftsteller der Vergangenheit haben eingehende Anleitungen gegeben, wie man während des Chorgebetes oder Brevierbetens, ohne auf den Inhalt der liturgischen Texte überhaupt zu achten, die Betrachtung des Leidens unseres Heilands mit dem mündlichen Gebet zu verbinden vermag. Einen ähnlichen Weg gibt beispielsweise P. Martin von Cochem an. Nachdem er in seinem „Herzigen Büchlein"[3]) zuerst eine Reihe meist der Heiligen Schrift entlehnter Stoßgebete zusammengestellt hat, meint er: „Diese Schußgebetlein können auch mit großem Nutzen im Chore während der Abbetung der Tagzeiten gesprochen werden. Denn durch sie wird das Gemüt zu Gott erhoben, und der Geist bleibt vor ausschweifenden Gedanken bewahrt. Wenngleich jeder Geistliche schuldig ist, alle Worte der Tagzeiten auszusprechen, so ist er doch nicht verpflichtet, immerdar auf den Inhalt der Psalmen zu merken. Ja es ist besser, sich mit inbrünstigem Gebet zu Gott zu erheben, denn dadurch bleibt man mehr in der andächtigen Stimmung, und man wird in der Liebe Gottes mehr und mehr entflammt, wie die Erfahrung genugsam lehrt. Dieser Lehre komme fleißig nach, und du wirst deine Tagzeiten andächtiger beten und viel aufmerksamer sein. Solche Schußgebetlein sollst du aber nicht mit deinem Munde, sondern nur in deinem Sinn sprechen. . . ." Nach dieser Methode, das Brevier zu beten, hat sich der alte Volksschriftsteller aus dem Kapuzinerorden offenbar selber in der Praxis gerichtet. Andernfalls wäre es nämlich überhaupt nicht verständlich, warum er die liturgischen Texte nur so äußerst selten und nur ganz gelegentlich als Quellen für seine religiösen Erbauungsschriften heranzieht. — Auf diesen Modus des Brevierbetens ist man übrigens wohl in einer Zeit gekommen, in der viele Brevierbeter ihrer Ausbildung wegen nicht in den Inhalt desselben einzudringen vermochten. Um dieselben vor einem rein mechanischen Lippengebet zu be-

[3]) Vgl. die Ausgabe des P. Benedikt von Calcar, Mainz (o. J.), Kirchheim, 25.

wahren, suchte man ihren Geist während der mündlichen Verrichtung der Tagzeiten zur Beschäftigung mit frommen Betrachtungen anzuleiten, die mit dem gebeteten Texte selber in gar keinem näheren inneren Zusammenhang standen. Tatsächlich ist es auch nicht so ganz leicht und einfach, ins Brevier wirklich tiefer hineinzudringen. Schon so mancher hat sich die größte Mühe gegeben, ohne etwas zu erreichen, bis er der Arbeit schließlich müde wurde, so daß er sich in resignierter Stimmung mit dem mechanischen Beten abfand, obwohl er seelisch darunter leidet und es gern anders haben möchte. Vielleicht beginnen solche Priester, nachdem sie die vorgetragenen Gedanken gelesen, noch einmal damit, sich diese Lebensquelle zu erschließen. Aus eigenster Erfahrung weiß der Verfasser, daß die zäheste Ausdauer dazu gehört, und daß es lange dauert, bis man endlich eines Tages voll innigem Dank gegen Gott sich sagen kann: Ich glaube jetzt wenigstens einen Schlüssel gefunden zu haben. Dann freilich kommt das Interesse von selbst. Man greift mit Händen, wie beglückt, wie erleuchtet, wie gesegnet man dadurch ist. Das Priesterleben hat mit einem Male eine ganz andere Basis bekommen.

Man darf übrigens sagen, daß bis in die neueste Zeit hinein die theoretische und praktische Einführung ins Brevier in den allermeisten Fällen nicht hinreichend gewesen ist. Liturgische Studien lagen sehr im argen. Das ist in den letzten Jahren anders geworden. Es fehlt augenblicklich nicht an Hilfsmitteln aller Art, die uns mit den einzelnen Teilen des Breviers näher bekannt und vertraut machen können. Nach dieser Seite hin hat die sogenannte Liturgische Bewegung unserer Tage ein großes Verdienst. Sie hat uns eine überreiche Literatur gebracht, die freilich einer gründlichen Sichtung bedarf. Aber greifen wir nicht in erster Linie zur liturgischen Literatur, sondern zum Brevier selbst. Denn, wie schon weiter oben bemerkt wurde: schließlich muß ein jeder selbst die Hand anlegen. Keiner kann für den andern die Siegel des Breviers lösen. Liturgische Studien können höchstens allgemeine Anleitungen und Einführungen geben.

Wo die Attention vorhanden ist, ist die Intention meist ganz von selber in ihrem Gefolge. Man kann einfach nicht mehr gedanken- und ziellos blind in den Tag hinein rezitieren. Die Intentionen drängen sich sogar, so daß man nach der Richtung hin keine Mühe hat, sein Breviergebet zu befruchten.

Von größter Bedeutung ist es, daß wir uns vor Beginn des Brevierbetens für einige Augenblicke sammeln, um uns zu stimmen, und um uns vor allem auf das betreffende Tagesoffizium seelisch einzustellen. Hier gilt mehr denn irgendwo das Wort des Weisen: „Ante orationem praepara animam tuam et noli esse quasi homo qui tentat Deum" (Eccli. 18, 23). Handelt es sich um ein Apostelfest, so denkt man bei sich: Heute will ich mir Apostelgeist und apostolischen Eifer anbeten. Martyrerfeste geben Gelegenheit, seinen Leidensmut zu erneuern. Man frage sich erst jedesmal, unter welchem Gesichtspunkt man das Offizium beten will. — Hat man sich schon mehrere Jahre in dieser Weise mit den kirchlichen Tagzeiten befaßt, so erinnert man sich in vielen Fällen bei der Wiederkehr der einzelnen Tage daran, was man in den vergangenen Jahren an dem Tage beim Brevierbeten erlebt und empfunden hat. Man ist gleich „im Bilde", und man wird wieder einen Schritt weiter kommen. — Eine dauernde mechanische Verrichtung des Offiziums ist einfach nicht mehr menschenmöglich.

Viel ist im Laufe der Zeit über das Brevier geschrieben worden. Die einen haben dieses offizielle Gebetbuch der Kirche für ihre Priester als das Höchste und Vollkommenste hingestellt, was geschaffen werden konnte. Andere dagegen haben manchmal recht bittere und mehr oder weniger versteckt ablehnende Kritik an dem Brevier oder an einzelnen Formularien geübt. — Daß es sich nicht um etwas schlechthin Vollkommenes und durch nichts zu Überbietendes handelt, zeigt schon die Tatsache, daß im Wandel der Jahrhunderte an dem Buche immer wieder reformiert worden ist. Dabei hat man bald dieses, bald ein anderes Grundprinzip für die Anlage des kirchlichen Offiziums mehr in den Vordergrund gestellt. Wünsche werden immer bleiben. Nicht jedes Formular ermöglicht die gleiche Ausbeute an aszetischer Nah-

rung. Man möge auch bedenken, daß Tausende und Tausende von Menschen in den verschiedensten Jahrhunderten daran gearbeitet haben. Die Reform Pius' X. ist nicht die erste gewesen, und sie wird nicht die letzte bleiben. Aber was verschlägt's? „Wenn ein Wanderer", sagt der hl. Gregor von Nyssa so schön (In suam ordinationem M PG 46, 552 D),[4]) „zur Mittagszeit, da die Sonnenstrahlen am heißesten aufs Haupt brennen, an eine Quelle kommt, deren Wasser klar und hell ist, wird er dann etwa sich am Wasser niedersetzen und über seine Natur philosophieren und nachforschen, woher und wie und durch wen es gekommen ist? . . . Oder wird er nicht das alles auf sich beruhen lassen und sich zur Quelle niederbücken, seine Lippen an sie setzen, seinen Durst stillen und seine Zunge befeuchten, seiner Müdigkeit Ruhe schaffen und dem danken, der ihm diese Gnade geschenkt hat? So ahme denn auch du dem Dürstenden nach."

Wie steht es um mein Breviergebet? Das ist die ernste Frage, die ein jeder von uns an sich richten darf. Tun wir nach bestem Können das Unsrige. Dazu richten wir an Gott die heiße, innige Bitte: „Domine, labia mea aperies, et os meum annuntiabit laudem tuam" (Ps. 50, 16). „Domine, doce nos orare; Herr, lehre uns beten, Brevier beten." Möchten wir das Brevier unser Lieblingsbuch nennen können! Möchte sein Inhalt mit der Zeit mehr und mehr unser geistiges Eigentum werden! Dann werden wir dieses Buch nicht nur beständig mit uns führen, wir werden es auch betrachten als ein hochgeschätztes Kleinod, das uns ein täglicher Wegegeleiter und Wegebegleiter durchs ganze Priesterleben ist. Alsdann wird man aber auch mit Recht auf uns die Worte anwenden können, mit denen uns die Kirche so oft auf einen Confessor hinweist: Ecce verus Dei cultor. Und zuversichtlich dürfen wir hoffen, daß wir dereinst einmal in der Teilnahme an der göttlichen Psalmodie vor dem Throne Gottes unsere besondere Glückseligkeit finden, wenn wir hienieden nicht müde geworden sind, dem Officium divinum nach bestem Können und Vermögen obzuliegen.

---

[4]) Vgl. F. Heiler, Das Gebet.[2] München 1920, 496.

Was tut unserer heutigen Predigt not?

Es ist ein erhabenes Schauspiel, das zum Schönsten und Ergreifendsten gehört, was es auf Erden nur gibt. Eine Kirche ist vollgefüllt mit Menschen, die dicht gedrängt zusammenstehen, so daß man über ihre Köpfe dahinschreiten könnte. All die Hunderte, ja Tausende von Augen sind wie gebannt auf die Kanzel gerichtet, auf den Prediger, dem sie die Worte vom Munde ablesen in atemloser Spannung. Und der Verkünder des Kanzelwortes vermag seine Zuhörer zu leiten und zu lenken wie Wasserbäche. — Wer von uns hätte solch heilige Augenblicke, solch weihevolle Stunden im Gotteshause noch nicht erlebt, da er selber auf der Kanzel stehen durfte, oder da er einen gottbegnadeten Prediger reden hörte, gelegentlich einer Mission oder einer Fastenpredigt oder bei einem besonderen Anlaß? Da vergaßen auch wir Priester alles um uns herum. Mit dem Brevierbeten, mit dem wir begonnen hatten, war es bald vorbei, und eine vielleicht vorher vorhandene kritische Einstellung der Predigt gegenüber machte einer rückhaltlosen Aufnahmefreudigkeit des Wortes Gottes Platz.

An sich ist für den Kanzelredner kein Grund vorhanden, Pessimist zu sein und mutlos zu werden. Von der Kanzel herab werden wir noch gehört und verstanden, falls wir sie nur recht zu gebrauchen wissen, recte tractantes verbum veritatis (2 Tim. 2, 15). Gott Dank! bewährt sich immer noch die innere Kraft der Predigt, von der es im Hebäerbrief heißt: „Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert. Es dringt durch, bis es Seele und Geist, Gelenk und Mark voneinander scheidet. Es ist ein Richter über die Gedanken und Gesinnungen des Herzens" (4, 12). „Sind meine Worte nicht wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?" (Jer. 23, 29.)

Also: Die Predigt kann auch heute noch eine Macht, eine Großmacht sein. Aber ist sie es auch tatsächlich? Denken wir einmal an die gewöhnlichen Sonntagspredigten, wie sie das Jahr hindurch gehalten werden. Da ist kein Sichhindrängen seitens der Gläubigen. Fast überall kann man eine Predigtmüdigkeit, ja eine Predigtscheu konstatieren. So suchen denn viele Katholiken eine heilige Messe zu hören, in der nicht gepredigt wird. Bei denjenigen, die sich noch unter der Kanzel einfinden, bemerkt man nicht selten alles andere, nur keine gespannte Aufmerksamkeit. Der Eindruck ist für gewöhnlich nicht tief, und darum haftet er nicht lange. Ja, weite Kreise können zur heutigen Predigt überhaupt kein Verhältnis mehr finden. Das Kanzelwort befriedigt sie in keiner Weise. Ihrer Enttäuschung machen sie gelegentlich in klagenden oder auch in bitteren Worten offen Luft. Es gibt nur wenige Prediger und wenige Predigten, die Gnade finden.

Nun soll hier keineswegs gesagt sein, die Mißerfolge unseres Kanzelwortes seien stets auf uns Prediger zurückzuführen. Auch dem besten Kanzelredner ist durchaus nicht immer ein äußerer Erfolg beschieden. Mit Mißerfolgen hat sich sogar ein hl. Paulus gelegentlich abfinden müssen. Die Menschen unserer Tage sind aus vielfachen Gründen für die Predigt nicht mehr wie ehedem disponiert und darum nicht mehr so recht aufnahmefähig. Soweit das von der Predigt als solcher gilt, liegt ganz gewiß niemals ein Verschulden von unserer Seite vor. Da müssen wir uns in Gottes Namen in aller Demut und Geduld bescheiden. Dagegen sind noch viele, die an sich für eine gute Predigt empfänglich wären, die aber nicht disponiert sind für die geistliche Kost, wie wir sie ihnen heute von der Kanzel herab darzureichen pflegen. Auf solche Indispositionen seiner Zuhörer hat der Prediger naturgemäß die größte Rücksicht zu nehmen, falls er mit seinem Kanzelwort etwas erreichen will.

Von diesem Gesichtspunkte aus tut es not, uns immer wieder die Gewissensfrage vorzulegen: Wie steht es um die Verwaltung des Predigtamtes, gemessen an der Gedankenwelt sowie an den Bedürf-

nissen derer, an die unser Kanzelwort heute gerichtet ist? Nur ganz wenige Prediger sind mit sich selber zufrieden. Die Einsicht, daß es im Predigtamt nicht stimmt, daß heute die Zeit ganz andere Forderungen an den Prediger stellt, ist weitverbreitet, auch in den Reihen der Kanzelredner selber. An Versuchen, eine neue Aera der Predigt herbeizuführen, hat es nicht gefehlt. Eine ganze Anzahl homiletischer Werke und Zeitschriften haben sich planmäßig in den Dienst einer Neuorientierung und Neubelebung der Kanzelberedsamkeit gestellt. Überall sind in den letzten Jahren gut besuchte homiletische Kurse abgehalten worden. All diese Bestrebungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, aber man kann auch nicht gerade sagen, daß sie bereits Auswirkungen gezeitigt haben, die greifbar erfaßt werden können. Vielleicht hat der österreichische Kanonikus K. Handloß recht, wenn er das Fazit zieht: „Wenn die Predigt von heute auch nicht den Stempel des Niederganges aufweist, so steht sie doch nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe, die ihr durch die vollständig veränderten Zeiten zugewiesen ist.“ [1])

Menschlich gesprochen kann man es begreifen, daß viele Geistliche nur ungern die Kanzel besteigen, und daß sie an die kommende Predigt denken wie an eine Last, die der Beruf nun einmal mit sich bringt. Sie predigen, wenn sie an der Reihe sind, aber nicht aus einem inneren Drang, nicht aus seelischer Nötigung. Und doch wird gerade die furchtbare Not der heutigen Zeit den Seelsorger, der die Aposteltaufe empfangen hat, zur allerintensivsten Pflege der Predigt drängen, ja innerlich zu einem wahren Feuereifer entfachen. Ein heiliges „Muß“ in ihm läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Wie sagt doch Paulus so schön: „Von der Verkündigung des Evangeliums habe ich keinen Ruhm, es ist meine Pflicht. Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündete! Tue ich es aus freiem Entschlusse, so habe ich Anspruch auf Lohn; tue ich es aber nicht aus freiem Ent-

[1]) K. Handloß, Wo steht unsere heutige Predigt? (Der Seelsorger. Monatsschrift f. zeitgemäße Homiletik, liturgische Bewegung u. seelsorgliche Praxis IV 1927 S. 1.) Man vgl. den Aufsatz auch zu den weiter folgenden Ausführungen.

schlusse, so bin ich nur der Verwalter eines Amtes" (1. Kor. 9, 16 f.). Uns Priestern von heute gilt in ganz besonderer Weise das weitere Wort, das der größte Verkünder des Gotteswortes, den die Welt gesehen hat, in so eindringlicher und feierlicher Weise an seinen Schüler Timotheus gerichtet: „Ich beschwöre dich vor Gott und Jesus Christus, der die Lebendigen und die Toten richten wird, bei seiner Wiederkunft und bei seinem Reiche: Verkündige das Wort, tritt auf, ob gelegen oder ungelegen, weise zurecht, tadle, ermahne mit aller Geduld und Sorgfalt im Lehren. Denn es kommt eine Zeit, da man die gesunde Lehre unerträglich findet und sich nach eigenem Sinne Lehrer über Lehrer sucht, weil man nach Ohrenkitzel verlangt. Von der Wahrheit wird man das Ohr abwenden und sich den Erdichtungen zuwenden. Du aber sei nüchtern in allem, trage deine Bürde, erfülle deinen Beruf als Verkünder des Evangeliums und verwalte dein Amt in vollkommener Weise" (2 Tim. 4, 1—5). Beleuchten diese Worte nicht direkt die heutige Lage? Sollten sie uns nichts zu sagen haben und zu denken geben? Möchte die heilige Gewissenspflicht uns treiben, eifrige Verkünder des Wortes Gottes zu sein! Praedica verbum! Möchten wir wiederum mit Paulus sprechen können: „Non sumus sicut plurimi, adulterantes verbum Dei, sed ex sinceritate, sed sicut ex Deo, coram Deo, in Christo loquimur" (2 Kor. 2, 17). Wo ein solcher Geist und eine solche Gesinnung vorhanden ist, da ist die Predigt eigentlich schon reformiert. Ein hl. Paulus brauchte nicht erst lange Unterweisungen in der Beredsamkeit, um sich auf seine Zeit und seine Umwelt einzustellen. „Die Funken aus dem Herzen des gottgläubigen, frommen Priesters wecken wieder Feuer in den Herzen der Hörer."

Immer ist mir die fast unwiderstehliche Beredsamkeit aufgefallen, die Versicherungsagenten, Kolporteure von Lieferungswerken, Geschäftsreisende u. dgl. zur Erreichung ihrer Zwecke zu entfalten wissen. Eine rhetorische Schulung ist ihnen nie zuteil geworden. Aber es geht ums Geschäft! Sollte uns Priestern die Sorge für Gottes Ehre und das Heil der Seelen nicht noch weit regsamer und beredter machen als

den Kaufmann, dem der winkende Abschluß eines Geschäfts die Zunge löst?

Wenn wir nur erst selber von der Gnadenkraft des Wortes Gottes erschüttert und bis ins Innerste durchdrungen wären! Die Schleusen der Beredsamkeit würden sich dann gleichsam von selber öffnen. Wir würden auch nicht etwa aus natürlichen Gründen gern predigen, weil wir besonderen Zulauf haben und weil wir Aufsehen machen und nicht zu denen gehören, die die Kanzel nach Möglichkeit meiden, weil sie nicht gut predigen können und weil ihnen darum ein größerer äußerer Erfolg für gewöhnlich versagt bleibt. Ein innerer Drang wird uns unaufhaltsam treiben!

Gewiß werden natürliche Anlagen und Fähigkeiten immer eine große Rolle spielen, auch bei dem, dessen Kanzelwort aus dem Allerinnersten kommt. Im Einzelfall mag es auch einmal einen Priester geben, der sich beim besten Willen nicht als Prediger eignet und dem die Kanzel zur peinlichen Qual wird, für ihn selber manchmal noch weniger als für die Zuhörer, die während der ganzen Predigt wie unter einem beängstigenden Alpdruck stehen, der eine eigentliche Beschäftigung mit dem Worte Gottes gar nicht aufkommen läßt. Solche Geistliche sollten grundsätzlich eine Verwendung finden, die sie der Verpflichtung des Predigens enthebt. Aber auf der anderen Seite braucht auch durchaus nicht jeder Priester ein Glanzredner zu sein. Die Kanzel ist gar nicht in erster Linie eine Stätte des Feuerwerks und der Rhetorik. Große, überragende Redekünstler werden immer Ausnahmen bleiben. Sie dürfen nie ganz fehlen. Bei besonderen Anlässen und Gelegenheiten möchten wir sie niemals missen. Aber für die Auswirkung des Kanzelwortes als solchen sind sie in erster Linie nicht bestimmend und maßgebend. Unsere Zuhörer hungern nach gutem, gesundem Brot. Es gilt, das Glaubensleben zu wecken und echte Bußstimmung zu erzielen. Von den Zuhörern eines Johannes des Täufers heißt es: „Confitentes peccata" (Mt. 3, 6). Hier liegt auch unser eigentliches Predigtziel. Oder wir wären ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Darum braucht aber noch lange nicht jeder Priester ein klassischer Meister des Stils

und der Form zu sein. Oder sollte die ewige Wahrheit so sehr der rednerischen Künste bedürfen? Sie wirkt aus sich selber heraus, und uns obliegt im Grunde nichts anderes, als sie den Menschen wirklich nahezubringen.

Die allermeisten Priester können durch gediegene Vorbereitung und Arbeit sehr wirksame Prediger werden. Oft sind gut veranlagte und hochtalentierte Geistliche mittelmäßige oder sogar schlechte Kanzelredner, weil sie sich allzusehr auf ihre natürlichen Anlagen verlassen und gleichsam darauf sündigen. So besteigen sie denn mehr oder weniger unvorbereitet die Kanzel. Wie haben sich die Klassiker der kirchlichen Kanzelberedsamkeit vorbereitet! Dem gewaltigen Prediger Lacordaire wird das Wort zugeschrieben: „Ich habe viel zu viel Respekt vor dem Worte Gottes, vor meinen Zuhörern und vor mir selbst, als daß ich ohne gehörige Vorbereitung die Kanzel besteigen würde."

Das ist eine grundlegende Forderung für die Predigt unserer Tage: es muß viel mehr für sie getan werden! Wir machen uns das Predigen im Durchschnitt allzu leicht. Wir tragen die einzelne Predigt nicht genug mit uns herum, bevor wir sie den Gläubigen von der Kanzel herab vermitteln.

Man soll nur nicht meinen, die besondere Pflege dieser oder jener Predigtgattung würde das Heil bringen. Nicht das ist das Wichtigste, ob jemand die thematische oder die homiletische Predigt in besonderer Weise pflegt, ob er dogmatisch-apologetische oder Moralpredigten hält. Alle Predigtarten haben ihre Berechtigung und Bedeutung; dem einen Prediger liegt mehr diese, dem andern eine andere Art. Außerdem darf keine Predigtform so einseitig ausgestaltet werden, daß das Spezifische der andern Predigtarten völlig außer acht gelassen wird. Andernfalls würde die biblische Predigt leicht aufgehen in Exegese und Darlegung der palästinensischen Verhältnisse oder in Schilderung der Menschen zur Zeit Christi. Aber erst durch die reiche Verwertung der Schrifttexte mit Bezug auf unsere Zeit und die heutigen Zeitfragen wird sie für uns lebendig und fruchtbar. Die dogmatische Predigt muß in Verbindung gebracht werden mit

dem Leben, soll sie nicht doktrinär und dialektisch werden. Umgekehrt muß die heutige Zeitpredigt fort und fort die „Zeitverhältnisse nach dem Maßstab des Evangeliums und der ewig geltenden Lehre Jesu Christi bemessen, nach dem Gesetz der beiden steinernen Tafeln von Sinai und der Bergpredigt. Zeitverhältnisse und Evangelium müssen miteinander verglichen werden" (Münsterische Diözesansynode 1924, Nr. 179). Daran fehlt es aber leider vielfach. Die dogmatische Predigt ist nur allzu oft völlig lebensfremd, während die Zeitpredigt meist nicht verrät, daß der betreffende Prediger in der Heiligen Schrift und in der Dogmatik wirklich zu Hause ist. Deshalb sollte jeder Prediger die Predigtart am fleißigsten studieren, die ihn persönlich am wenigsten anzieht. Gerade an ihr kann er am besten erkennen und am ersten lernen, was ihm fehlt, und so wird er sich von selber vor Einseitigkeiten bewahren. „Das Temperament des Predigers heiligt sich an seinem Gegensatz."

Predigtbücher und Predigtzeitschriften sind insoweit berechtigt, als sie Anregungen geben für den Prediger selber. Für ihn ist es gut, daß er immer wieder andere Kanzelredner hört und Predigten liest, die über dem Durchschnitt stehen. Aber es ist vom Übel, wenn eine fremde Predigt fertig übernommen, wörtlich oder dem Gedanken nach memoriert und dann dem Volke einfach vorgetragen wird. Daß dem so ist, darüber braucht wohl kein Wort verloren zu werden. Ohne jedes Hilfsmittel wird auf die Dauer niemand die Kanzel besteigen können. Oder er hätte sich bald gründlich „ausgepredigt" und würde sich in ewigen Wiederholungen derselben Gedankengänge gefallen. Aber kann man denn nicht tiefer gehen und zu den Quellen hinabsteigen? Können wir nicht wenigstens theologisch-wissenschaftliche, aszetische oder für das Volk geschriebene religiöse Literatur heranziehen? Während in den fertigen Predigten der Stoff bereits zur Predigt geformt ist, können wir aus anderen Büchern doch höchstens Gedanken und Anregungen holen, so daß uns die Verarbeitung erst noch obliegt. „Der Prediger muß alles, was er selber liest, studiert und betrachtet, in den Dienst der Verkündigung des Wortes hineinbeziehen; er muß durch be-

ständiges Studium und treue Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeiten sich für das Predigtamt immer mehr befähigen. Die Konferenzen, die Studienzirkel und die Lektüre theologischer Zeitschriften sind für die Predigt entsprechend auszunutzen. Doch soll der Prediger der Gefahr vorbeugen, nur das Material wiederzugeben, er muß es vielmehr verarbeiten und aus seinem Innern heraus den Gläubigen verkünden" (Münst. Synode Nr. 169).

Eine Predigt machen bedeutet von vornherein eine große geistige Anstrengung, falls die Predigt selber vollkommen unser geistiges Eigentum werden soll. Sie muß in uns lebendig werden, leben (vivum est verbum Dei!), dann wird sie aus dem Prediger heraus geboren. So bekommt sie eine durchaus persönliche Note, eine lokale Färbung.

Die Bedürfnisse der Gläubigen, die sich heute unter unserer Kanzel einfinden, sind so mannigfaltig und so viel verzweigt, daß sie den Prediger vor die ernstesten Aufgaben stellen. Die gedruckten Predigtwerke versagen da sozusagen regelmäßig. Mit fertigen Sachen dürfen wir uns nicht behelfen! Wollten wir in unsern Tagen fremde Gedanken einfach schematisch und mechanisch auf der Kanzel wiedergeben, so würden wir Priester von heute eine wahrhaft klägliche Figur machen. Wir dürfen uns alsdann aber auch über unsere Mißerfolge nicht beklagen.

Aber woher die Zeit nehmen? Die Frage ist in den meisten Fällen nur zu berechtigt. Die Mehrzahl der heutigen Seelsorger ist weit über ihre Kräfte beschäftigt. Laien, die keinen tieferen Einblick haben, wissen allerdings unsere Arbeit selten recht zu würdigen. „Was hat ein Pfarrer eigentlich zu tun?" so fragen nicht einzelne, sondern viele. „Seine Haupttätigkeit besteht doch darin, daß er Sonntags eine Stunde Gottesdienst hält und darin eine Predigt. Diese aber macht ihm weiter kein Beschwer, denn ‚Predigen hat er ja gelernt'. Im übrigen hat er die ganze Woche Ferien und wartet darauf, daß einer einmal geruht, ihn für irgendeine Amtshandlung gütigst in Anspruch zu nehmen. — Wie oft wurde ich während meines Lebens auf meinen Gängen durch die Gemeinde, Treppe auf, Treppe ab, von Vorübergehenden

gefragt: ‚Spaziergang machen?' Dabei war ich oft von aller Anstrengung so müde, daß ich kaum mehr weiterkonnte. . . . Die Hausschelle geht den ganzen Tag, und das Telephon steht nicht still." Diese Bemerkungen eines alten, ergrauten Pfarrers sind im allgemeinen nur zu wahr. Bei jüngeren Herren ist die Arbeit noch vielgestaltiger. Es ist ein Hetzen und ein Rennen, das eine vertiefte Geistesarbeit fast nicht aufkommen lassen kann, wenigstens nicht bei normal veranlagten Geistlichen, die nicht über ganz außergewöhnliche Kräfte verfügen. Und doch darf sich darum niemand damit zufrieden geben, auf der Kanzel nur zu „reproduzieren". Hat man sich erst einmal daran gewöhnt, eine Predigt selber richtig durchzuarbeiten und, wie wir nachher sehen werden, auch durchzubeten, so mag man es im Laufe der Jahre trotz aller sonstiger Beschäftigung gar nicht mehr anders machen. — Man nehme sich daher die notwendige Zeit! Im Kollisionsfall müssen andere Dinge unbedingt vor der Predigt zurücktreten. Da gilt das schon so oft zitierte Wort: „Es ist nicht recht, daß wir die Predigt des Wortes Gottes vernachlässigen und den Tisch besorgen" (Apostelgesch. 6, 2). Machen wir uns doch frei von so vielen Geschäften aller Art, die auch andere für uns besorgen können!

Die Art und Weise der Vorbereitung wird beim Einzelnen ganz verschieden sein. Immer aber wird sie einen geraumen Teil der Woche für sich beanspruchen. Der Anfänger wird die Predigt wörtlich niederschreiben und sich das Konzept möglichst getreu einprägen. Später wird man sie in sachlicher und genauer Meditation so präparieren, daß man die Predigt, nachdem man sie gehalten, an der Hand der Aufzeichnungen oder aus dem Gedächtnis sofort niederschreiben könnte. Es ist jedoch jedem Kanzelredner zu wünschen, daß er sich von seinem Manuskript auch frei zu machen weiß. „Jede Predigt muß zweimal geboren werden, einmal in der Stille der Studierstube, zum andern auf der Kanzel. Es darf nicht das Gedächtnis das Leben verdrängen, es soll nur stützen und stärken."

Domprediger Prof. Dr. A. Donders hat uns in einer hübschen Studie einen Einblick in die Werkstätte einer Reihe

berühmter Prediger bei ihrer Vorbereitungsarbeit tun lassen.[2]) Da sehen wir beim hl. Augustinus keinen Unterschied zwischen dem Improvisierten und dem aufs genaueste vorbereiteten Stoffe. „Der hl. Johannes Chrysostomus hatte seine wesentlichste Vorbereitung für seine einzigartige Predigttätigkeit in sechs Jahren der weltabgeschiedenen Stille vollzogen, als er in einer Höhle lebte und nur die Hl. Schriften las." Bei Juan d'Avila bestand die einzige Vorbereitung auf die Predigt darin, „daß er sie die Nacht vorher im Gebete überlegte. Er studierte mit den Knien". Der Volksmissionar P. Mac Carthy schreibt einmal mit Bezug auf seine Predigten: „Es ist mir fast unmöglich, etwas im voraus zu verfassen. Der Augenblick meiner Predigt muß schon ganz nahe sein, wenn ich imstande sein soll, sie auszudenken. Beginnt aber die Predigt, von der ich nichts geschrieben habe, merkwürdig, — allsogleich bin ich im Feuer; der Reichtum der Ideen strömt mir zu." P. Roh nahm erst kurz vor seinen Predigten ein Blatt Papier, notierte darauf wenige lateinische Worte und bestieg dann, erfüllt von einem unbeschreiblich großen Angstgefühl, die Kanzel. Ähnlich verfuhr der bekannte Dominikanerpater Bonaventura. — Allerdings möge niemand glauben, Männer wie P. Roh oder P. Bonaventura hätten es mit der Predigtvorbereitung leicht genommen; sie leisteten „intensive-innerliche Arbeit vielleicht noch mehr als jene, die alles dem Papier anvertrauen". Darum konnte es auch der hl. Clemens Hofbauer, der ebenfalls in den Gotteswahrheiten daheim war, wagen, erst kurz vor der Predigt seine Gespräche zu beenden. Er warf sich alsdann „ein Tüchlein über den Kopf und zog sich sinnend und betend in einen Winkel seines Zimmers zurück. Die andern durften dort verbleiben und getrost sich weiter unterhalten: das störte ihn nicht". Ganz anders z. B. Massillon. Er gab auf die Frage, welches seine beste Predigt gewesen sei, die Antwort: „Jene, die ich am besten auswendig gelernt hatte." Der „Trierer Chry-

[2]) „Prediger bei ihrer Vorbereitung" in Kirche und Kanzel VII (1924) S. 100—108.

sostomus" Matthias Eberhard schloß sich während der Ausarbeitung seiner Predigten tagelang ab und war für niemand zu sprechen. Vom Bischof v. Keppler heißt es: „Alle seine Predigten, Reden und Hirtenbriefe tragen das Gepräge ernstester, gefeilter Arbeit an der Stirn, die langsame Reife aus der Studierstube zum Leben." „Es bleibt hier also", schreibt Donders, „dem einzelnen die freieste Entfaltungsmöglichkeit und ein weitester Spielraum, ganz nach Gutdünken und entsprechend seiner persönlichen Anlage und Neigung vorzugehen: je ursprünglicher und persönlicher, desto besser."

Aber wie soll man sich eingehend vorbereiten auf so viele Predigten, die zu halten sind? Muß doch ein Geistlicher nicht selten an einem Sonntage zweimal oder noch öfters die Kanzel besteigen. In manchen Diözesen ist vorgeschrieben, daß in allen Pfarren an den Vormittagen der Sonn- und Feiertage zweimal gepredigt werden soll, und zwar in den am meisten besuchten heiligen Messen. In größeren Gemeinden soll tunlichst in allen heiligen Messen eine kurze Predigt gehalten werden. — Die kirchliche Behörde tut recht daran, wenn sie ein so großes Gewicht darauf legt, daß jeder sonntägliche Kirchenbesucher Gelegenheit hat, auch eine Predigt zu hören. Aber werden auf der anderen Seite nicht viel zu viel Anforderungen an die Geistlichen gestellt, vor allem auch an die jüngeren, wenn ihnen zugemutet wird, Sonntag für Sonntag wiederholt die Kanzel zu besteigen? Schrieb mir doch einmal ein bekannter Theologe mit Bezug auf diesen Punkt: „Das kann schon ein normal beschäftigter Priester nicht leisten, um so weniger kann es geleistet werden, da die Mehrzahl der Geistlichen überlastet ist und oft für die Vorbereitung auf die Predigt kaum Minuten findet. Diese übermäßigen Forderungen müssen namentlich einen jüngeren Geistlichen geradezu nötigen, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen. Dabei ist zu bedenken, daß es verhältnismäßig nicht zu viel gute Redner unter der Geistlichkeit gibt." — Ob nicht etwas sehr Wahres an den vorgetragenen Bedenken ist? Wenn auf der einen Seite immer wieder gedrängt wird auf häufige Ver-

kündigung des Gotteswortes, so darf das doch nie geschehen auf Kosten des inneren Gehaltes unserer Predigt. Nicht selten ist mir, wenn ich Gelegenheit hatte, die Verhältnisse in einer Gemeinde bezüglich der Predigt kennen zu lernen, der Gedanke gekommen: Hier wäre weniger entschieden mehr.

Wer als außergewöhnlicher Prediger immer wieder eine andere Kanzel besteigt und vor fremden Zuhörern redet, mag noch am ersten öfters im Tage das Wort Gottes verkünden können, da er „aus dem Vollen" zu schöpfen vermag. Hat er doch das betreffende Thema meist schon häufig behandelt und seinem „Repertoire" entnommen. Freilich darf auch er nicht gleichsam mit „Drehorgelplatten" durch die Lande ziehen, so daß er diese seine „Platten" immer wieder aufs neue „herunterorgeln" kann. Aber er darf auf der anderen Seite das früher Erarbeitete mit ruhigem Gewissen verwerten, wenn er nur die konkreten örtlichen Verhältnisse jedesmal berücksichtigt, und wenn er im übrigen seine Predigten stets überarbeitet und ergänzt, etwa ähnlich wie ein gewissenhafter Hochschulprofessor seine Vorlesungen auf der Höhe zu halten sucht, oder wie ein Schriftsteller sich bemüht, seine Werke bei Neuauflagen auf den neuesten Stand der Forschung zu bringen.

Dem außerordentlichen Prediger gegenüber hat es der ordentliche Seelsorgsgeistliche ungleich schwerer. Im Interesse der Vertiefung seiner Predigt sollte er für gewöhnlich nur eine Predigt vorzubereiten brauchen. Im Notfall halte er sie aber ruhig zweimal oder wenn notwendig sogar dreimal an dem gleichen Tage. Hat er doch bis auf einige wenige Gläubige in jeder Predigt ein völlig neues Publikum vor sich. Gar bald hat sich die Gemeinde an eine solche Praxis gewöhnt. Außerdem gewährt dieser Modus noch den großen Vorteil, daß die gleichen Gedanken in ganz anderer Weise durch die Pfarrei dringen, als wenn sie nur den Besuchern eines Gottesdienstes vermittelt werden. — Auch bezüglich der übrigen Predigten kann bei rationeller Verteilung in vielen Fällen, besonders in den Städten, eine Kräfteersparnis eintreten, die dann der intensiven Verwaltung des Predigtamtes selber wieder zugute kommen mag.

Nur die Predigt wird die Herzen der Zuhörer tiefer erfassen, die der Seelsorger zuerst sich selber gehalten hat. Darum sollte die Vorbereitung auf die Predigt viel mehr mit der Pflege des eigenen Innenlebens verbunden werden. Muß das Kanzelwort aus gotterfülltem Herzen kommen, dann dient die Vorbereitung nicht zuletzt dazu, das eigene Herz gotterfüllt werden zu lassen. Wenn ich mich so in das Mysterium iniquitatis hineingelebt habe, daß ich von der Tragweite der Sünde ganz ergriffen und erschüttert bin, werde ich den Zuhörern die Sünde auf der Kanzel in ganz anderer Weise nahebringen. Warum sind so viele eucharistische Predigten, die im Anschluß an die Kommuniondekrete Pius' X. so zahlreich gehalten wurden, oft genug ohne besondere Wirkung geblieben? Wäre der Prediger tiefer in das große Geheimnis des Christentums eingedrungen, würde er es ungleich besser verstanden haben, den eucharistischen Heiland seinen Zuhörern zu entschleiern. So ist es überall. Und der Priester selber wird vielleicht am allermeisten dabei für sein eigenes Seelenleben gewinnen.

Eine Predigt, die vorher gründlich durchbetrachtet ist, kann wohl kaum so vorgetragen werden, daß der Zuhörer von ihr den Eindruck des Einstudierten und Aufgesagten bekommt. Oder es müßte sich um einen der wenigen Geistlichen handeln, die auf der Kanzel einfach hilflos sind, auch wenn sie für ihre eigene Person noch so tief unter dem Eindruck einer religiösen Wahrheit stehen. Nicht selten kommt einem beim Anhören einer Predigt der Gedanke: Hält denn der Prediger keine Betrachtung?

Man braucht nicht der Ansicht zu sein, daß der Prediger sich in der Betrachtung nur mit dem Stoff beschäftigen soll, den er für die Kanzel braucht, und noch weniger soll unsere tägliche Betrachtung in erster Linie der Vorbereitung auf die Predigt dienen. Wehe uns Priestern, wenn wir nur für andere leben und uns selbst darüber vernachlässigen oder gar vergessen würden! Und doch braucht man darum seine Betrachtung nicht nach der Schablone zu machen. — Ein Ordensgeistlicher hatte gelegentlich erzählt, er sei an dem Tage von

der „Betrachtung" dispensiert, an dem er zweimal predigen müsse. Dazu bemerkte ein älterer Geistlicher: „Als ob es da noch einer Dispens bedürfe!" Tatsächlich wird vielfach an einer gewissen „Form" der Betrachtung in Wort und Schrift so steif festgehalten, daß die Unterlassung einer solchen methodischen Betrachtung fast als eine Todsünde hingestellt wird. Das Wesentliche ist, daß namentlich der jüngere Geistliche kein Handwerker wird, sondern ein inneres Leben führt. Das kann er bei der größten Überlastung mit Arbeit. Er muß nur angeleitet werden, in seine eigenen Predigten sich selbst hineinzuleben. Montag soll er wissen, was er am nächsten Sonntag zu predigen hat. Die ganze Woche muß er die dazu gehörigen Gedanken in sich tragen und immer mehr zu durchdringen suchen. Dann wird seine Predigt nicht etwas „Aufgewärmtes" sein, und er wird sich selbst dabei gepredigt haben zum Vorteil seines inneren Lebens. Es ist dringend zu wünschen, daß die jungen Kleriker planmäßig dazu angeleitet werden, wie sie die Vorbereitung auf die Predigt mit der Pflege des eigenen inneren Lebens verbinden können. Die Persönlichkeit des Predigers wie seine Verwaltung des Predigtamtes würden unendlich dadurch gewinnen.

Nach dieser Seite hin kann auch das liturgische Beten des Priesters für die Predigt sehr fruchtbar gemacht werden. Ist er in den Tages- oder Festgedanken eines Offiziums oder eines Meßformulars ganz und gar betend hineingedrungen, so wird ihm dadurch auch die Zunge gelöst, so daß es ihn drängt, die gewonnenen Erkenntnisse und Eindrücke den Gläubigen auf der Kanzel zu vermitteln. Für einen guten Brevierbeter kommt eine Zeit, in der er nicht mehr begreift, wie er ehedem die grandiosen Gedanken der Liturgie an sich vorübergehen lassen konnte und unterdessen nach literarischen Hilfsmitteln für die Vorbereitung auf die Predigt griff. Außerdem bewirkt die betende Versenkung in die liturgischen Formulare im Seelsorger jene Stimmung, die er auf der Kanzel den Gläubigen zu vermitteln hat.

Ein Seelsorger, der sich in der angedeuteten Weise der Predigt gegenüber seelisch einstellt, wird auf der Kanzel

nicht nur reproduktiv, sondern durchaus produktiv sein. Nie wird er zu denen gehören, denen die „fertigen Sachen" gar nicht „fertig genug" sein können. Die Klagen über die inhaltsleeren Predigten werden alsdann von selbst verstummen müssen. Dabei werden sie nicht nur Dogmatik oder Exegese oder Moral im Sinne der betreffenden theologischen Doktrinen, sondern „Religion" enthalten, die den Zuhörer erfaßt und die sein Glaubensleben nachhaltig nach allen Seiten hin beeinflußt.

Ein Prediger, der in die Tiefe steigt, weiß von vornherein, was er erreichen will. Er überlegt beständig, wie der einzelne Gedanke sowohl als die Form in der Zweckrichtung der Predigt wirken. Und gerade hier fehlt es heute bei sehr vielen, die die Kanzel besteigen. Wer in 20 Minuten auf alle Glaubens- und Sittenlehren zu sprechen kommt, dabei noch von Sonntagsheiligung und Sakramentenempfang redet, macht sich die Arbeit wahrhaftig leicht, er wird aber niemals auch nur einen einzigen tieferen Eindruck hinterlassen. Kaum hat er einen Punkt gestreift, so geht er schon auf einen anderen über. „Wenn die Trompete nur einen undeutlichen Klang gibt, wer wird sich alsdann zum Kampfe rüsten?" (1 Kor. 14, 8.) Es hat einmal einer gesagt: „Was ist schwerer, mit der Gewehrkugel das Schwarze der Scheibe oder mit dem lebendigen Worte einen Menschen ins innerste Herz zu treffen? Wer aber schießt ins Blinde?" Unsere Zuhörer erwarten etwas Einheitliches, Geschlossenes, Zusammenhängendes. Sie wollen nicht, daß wir „vom Hölzchen aufs Stöckchen" kommen. Die Predigt darf kein Labyrinth von hundert Mitteln und Wegen sein, die den Gläubigen ohne Sichtung und Auswahl vorgelegt werden als Wege des Heils. „Was würde dabei herauskommen, wenn ein Arzt über seinen Kranken eine ganze Apotheke kopfüberschütten wollte?"

Muß jede einzelne Predigt ein in sich abgeschlossenes abgerundetes Ganzes sein, so muß auch der Verkündigung des Kanzelwortes überhaupt ein einheitlicher Plan zugrunde liegen, damit im Verlaufe einer gewissen Zeit alles zur Sprache kommt, was heute auf

der Kanzel behandelt werden muß. Aber die Auswahl der Themata scheint man vielfach allzusehr dem Zufall zu überlassen. Und doch kann man nicht planmäßig und umsichtig genug vorgehen, wenn die Kanzel richtig ausgenutzt werden soll. Darum hat die Münsterische Diözesansynode (1924) nicht ohne Grund in der Beziehung eine scharfe Verordnung erlassen, von der man nur wünschen möchte, daß sie auch wirklich allgemein zur Durchführung kommt. „In Pfarreien mit mehreren Geistlichen," heißt es daselbst, „soll stets ein Predigtplan über die in einem bestimmten Zeitraum zu behandelnden Stoffe aufgestellt werden. Nur so wird Gewähr dafür geboten, daß alles Wichtige gebührend hervorgehoben und keine Materie gänzlich übergangen wird. Der Predigtplan ist alljährlich in der Adventszeit für das folgende Kalenderjahr festzulegen und dem Dechanten bei der Visitation zur Kenntnisnahme zu unterbreiten" (Nr. 178). Schon die Ausarbeitung eines solchen „Stoffverteilungsplanes" — möglichst im Anschluß ans Kirchenjahr — wird viel dazu beitragen, die Seelsorger mit tieferem Interesse für die Verwaltung des Predigtamtes zu erfüllen, so daß sie alsdann auch der einzelnen Predigt ihr besonderes Augenmerk zuwenden. Und wie fruchtbar wird erst eine gemeinsame Aussprache der einzelnen Kooperatoren an einer Kirche, wenn sie den Predigtplan beraten, und wenn sie von Zeit zu Zeit immer wieder aufs neue die einzelnen Themen unter sich verteilen. Ein solches Zusammenarbeiten wäre so ideal und so berückend, daß man für den Augenblick fast alle Schwierigkeiten darüber vergessen möchte! Aber an wie vielen Orten mag es wohl so gehandhabt werden?

Die Hauptgegenstände der Predigt sind objektiv gegeben. Aber auch da sind die Strömungen unserer Zeit zu berücksichtigen. „Die Mächte der Finsternis arbeiten heute daran, die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und die uralten Sittengesetze zu unterwühlen. Der Unglaube spottet seit Jahren über die göttliche Weltordnung. Das wirtschaftliche Leben löst sich von den Geboten Gottes. Es wird viel von der Sehnsucht nach Religion geredet, aber die Kirche ebensoviel bekämpft. Die Hoffnungen auf das

Jenseits werden von einer materialistischen Welt- und Lebensauffassung untergraben. Demgegenüber muß die katholische Predigt heute insbesondere die Grundwahrheiten und Grundgesetze des Christentums verkünden und begründen" (Münst. Synode Nr. 179). Es ist in erster Linie Sache unserer Homileten vom Fach, hier weiterzuarbeiten und die vorgetragenen allgemeinen Richtlinien auf die einzelnen Materien, die auf der Kanzel zu behandeln sind, anzuwenden. Möchte doch das Christentum mit seinem alles durchdringenden Lichte von der Kanzel herab tief hineinleuchten in alle Verhältnisse der Gegenwart. Und da fordere man kein „Minimal-", sondern „Maximalchristentum". „Was heute viele edle, großherzige Menschen anzieht, ist . . . der Ruf zur Großherzigkeit, vor allem zur erbarmenden Liebe, zur verstehenden Güte, zur opferbereiten Hingabe an die Not der anderen. Das Doppelgebot der Liebe und die Bergpredigt stehen im Evangelium nicht nur für fromme Nonnen, sondern für alle Christen, für Männer und Frauen, für Arbeiter und Fabrikdirektoren, für Bauern und Herren, für Zeitungsschreiber und Politiker. Mancher, der die Bergpredigt liest, muß sich erschrocken fragen: Ja, sind wir denn noch Christen? Wo finde ich die Christen, die auch den Rock hergeben, wenn einer den Mantel verlangt, d. h. wo finde ich die weitherzige, selbstvergessene Liebe, die alles für den andern schenkt und opfert, die verzeiht und sich verbrennt?" (K. Handloß.)

Es ist eine elementare Lehre jeglicher Homiletik, daß die Kanzel nach den Bedürfnissen der Zeit und des Ortes einzurichten ist. Die Predigt muß in der Heimat der Zuhörer gewachsen sein, und der Prediger muß geistigen Kontakt mit ihnen haben. Die gleiche Predigt kann auf einer Kanzel sehr „ziehen" und auf einer anderen ohne Wirkung bleiben, weil die psychologischen Voraussetzungen der jedesmaligen Zuhörer völlig verschieden sind. Darum muß sich der Kanzelredner ganz und gar in die Mitte seiner Zuhörer, in ihre Gedanken- und Gesinnungswelt, in ihre äußeren Lebensbedingungen wie in ihre inneren Krisen hineinversetzen. Aber gerade nach dieser Seite hin kann man aus den verschiedensten

Kreisen und Berufen Äußerungen und Bemerkungen hören, aus denen hervorgeht, daß sie in unsern Predigten nur ganz selten finden, was sie suchen und was sie so notwendig brauchen. „Haben wir noch nie die Klage vernommen," bemerkt K. Handloß in seinem schon zitierten Aufsatz, „daß unsere Predigt weltfremd, fernab vom pulsierenden Leben steht? Ist der Vorwurf noch nie erhoben worden: ‚Ja, der Herr hat leicht predigen, der hat keine Sorgen, der soll einmal an meiner Statt einen Tag leben, dann täte er anders reden.' Ein ernster Einwurf gegen die heutige Predigt! Was wir sagen sollen, steht geschrieben in den Kummerfalten und sorgentrüben Augen der Kirchenbesucher oder in den leidenschaftlichen Zügen der Jungen, deren Phantasie fern abschweift zu Stunden ungehemmter Genußfreude. . . . Man muß den Leuten die unausgesprochenen Einwürfe und Klagen aus der Seele heraussagen und dafür das lindernde, tröstende Wort finden. . . ."[3])

Das ist immer ein Zeichen der tiefstehenden Predigt gewesen: sie kümmert sich nicht um die wirklichen und eigentlichen Bedürfnisse der Zuhörer, sie trägt das Ererbte und Überkommene einfach ohne jede Problematik vor und hinkt darum der Zeit regelmäßig nach. Nun werden aber auch noch heute manche Predigten gehalten und gedruckt, die schon vor zwei Menschenaltern so hätten gehalten und gedruckt werden können. Kein Wunder, daß die Menschen der Gegenwart, weil sie mit dem Leben in wirklicher Berührung stehen, nur wenig mehr mit ihnen anzufangen wissen. Hat sich doch die Welt unterdessen so umstürzend verändert, daß unsere vor fünfzig Jahren verstorbenen Vorfahren sich heute vorerst überhaupt nicht mehr zurechtfinden könnten, würden sie einmal ihre Gräber verlassen und dem Leben zurückgegeben. Sie würden so manche moderne Fragestellung in unsern Predigten nicht fassen und nicht begreifen. Aber ebensowenig begreift der neue Mensch von heute die Predigt, die noch ganz aus einer überlebten Welt gehalten wird.

---

[3]) Vgl. hierzu meine Schrift: Die Kirche und die Gebildeten. 4. Aufl. Freiburg 1919, 122—126.

Darum muten z. B. die Predigten eines hl. Johannes Chrysostomus in mancher Beziehung so fremd an, weil sie für ihre Zeit so überaus plastisch und lebenswahr gewesen sind.

Hier obliegt der Predigt unserer Tage noch eine große Aufgabe. Möchte sie den Schwierigkeiten unserer Zeit gewachsen sein! Mag es im Einzelfall sehr schwer sein, über so vieles von der Kanzel herab klar und offen zu sprechen, worüber die Menschen der Gegenwart eine eindeutige Antwort von uns haben wollen, wir dürfen darum den Dingen nicht aus dem Wege gehen. Wer sich heute als Prediger richtig einzustellen weiß, wird sich bald selber wundern, welche Zugkraft sein Kanzelwort auch in unseren Tagen noch hat, und welch tiefgehende Wirkungen es zu erzielen vermag.

Eine solche Einstellung bewahrt den Prediger ganz von selbst vor dem Billigsten, aber auch dem Schädlichsten, was es für seine Betätigung auf der Kanzel gibt: vor bloßem Abkanzeln und Anklagen, vor einseitigem Verdonnern und Verdammen. Mag der Inhalt einer Predigt manchmal heute noch so berechtigt und notwendig sein, so daß wir die betreffenden Wahrheiten zur Sprache bringen müssen, wenn wir unsere Pflicht nicht gröblich auf der Kanzel vernachlässigen wollen: Die unpsychologische Form verkehrt ihre Wirkung gerade bei denen, die man gewinnen möchte, ins Gegenteil. Spenden wir nicht vorzugsweise Worte der Verdammung, sondern Worte des Lebens! Eloquia Domini eloquia casta! Quam dulcia faucibus meis eloquia tua, super mel ori meo (Ps. 118, 103). Von unsern Worten muß dasselbe gelten, oder es sind nicht mehr Worte Gottes. Wer tiefer schaut, wird danach trachten, daß die Glut seines apostolischen Eifers durch eine heilige Salbung gemildert wird. Von mancher Predigt muß leider gesagt werden: „Der Herr war nicht in diesem Sturm." Es ist übrigens leicht, die Menschen aus dem Tempel hinauszutreiben, aber dann darf man sich später nicht darüber wundern, wenn man sie im Tempel nicht mehr wiederfindet, und wenn man die verlorenen Söhne und Töchter mit großen Schmerzen mühsam suchen muß.

Ehedem konnte man vielfach Klagen darüber vernehmen, daß die Prediger sich gezierter und gekünstelter Redewendungen bedienten, daß sie Aufsehen machen wollten durch übertriebene Anwendung der verschiedenen rhetorischen Mittel usw. Man gefiel sich darin, den Aufbau der Predigt mit einem Scharfsinn zu umreißen, der oft genug in Spitzfindigkeit und Spielerei ausartete. Die gesuchtesten Wendungen waren mühselig einstudiert, jedes Pathos war sozusagen berechnet. Wie oft hat sich die Kirche gegen derartige Dinge ausgesprochen, die sie als durchaus ungeziemend bezeichnet hat für die Verkündigung des göttlichen Wortes. — Heute hört man die entgegengesetzte Klage. Viel ist schon gesagt worden über die Formlosigkeit der Durchschnittspredigten, die man zu hören bekommt. Man ist heute, wo man selbst auf dem Lande so viele gute Redner hört, vielfach verwöhnt und stellt darum gegen früher auch in der Beziehung höhere Ansprüche, denen wir nach bestem Können Rechnung zu tragen haben. Auch hier handelt es sich zu einem guten Teil um eine Sache der Vorbereitung und der Übung. Niemals darf in unserer Predigt eine leere Phrase über unsere Lippen kommen. Das Abbrennen eines rhetorischen Feuerwerkes auf der Kanzel bringt den modernen Menschen am allerwenigsten zu Gott und zu unserer Kirche zurück. Einem nach Wahrheit und Klarheit Ringenden ist damit wirklich nicht gedient, auch nicht mit einem falschen, triefenden Pathos, mit Salbaderei und Sentimentalität. Unserem Kanzelwort muß stets eine himmlische Kraft innewohnen. Alsdann werden wir von selber einfach sein in Form und Sprache, in Geste und Aktion. Wir werden die rechte Mitte einhalten zwischen Formlosigkeit und überladener Redekunst. Denken wir an das Wort des Völkerapostels: „Christus hat mich gesandt. . . . das Evangelium zu verkünden, doch nicht mit beredter Weisheit, damit das Kreuz Christi nicht seine Kraft verliert" (1 Kor. 1, 17). Darum dürfen sich Sprache und Stil in der Predigt dem Gedanken niemals aufdringlich vordrängen, sie müssen vielmehr immer hinter demselben dezent zurücktreten. Viel ist gewonnen, wenn man sich daraufhin zu zügeln weiß, daß man alles Unästhetische und Unkorrekte,

insbesondere alles Abgeschmackte oder gar Triviale in den Wendungen und Vergleichen vermeidet. Pathos und Gesten müssen natürlich sein. Eine gewisse Originalität, die nicht gesucht und gekünstelt ist, wird natürlich jederzeit ihre Anziehung auf die Zuhörer ausüben; doch haben andere Dinge, die ehedem den Prediger vielleicht volkstümlich zu machen vermochten, heute selbst für den einfachen Mann keine rechte Zugkraft mehr. Die Pflege einer edlen Natürlichkeit auf der Kanzel sollte jedem am Herzen liegen, der das Wort Gottes zu verkünden hat.

Zu einer guten Predigt gehört unendlich viel. Der Prediger ist nicht nur ein Mundmensch, der über eine gute Stimme verfügen muß! Die verschiedensten körperlichen Organe und seelischen Kräfte sind daran beteiligt: Gesicht und Hände, Lunge und Brust, Mund und Hals. Auf die ganze körperliche Haltung kommt vieles an. Aber ungleich wichtiger ist das Geistige und das Seelische, das die Predigt durchdringen muß. Verstand und Wille, Herz und Gemüt müssen ihr Höchstes leisten. Da bedeutet das Predigen eine große körperliche und geistige Kräfteentfaltung.

Für einen jeden von uns wird es gut sein, daß er sich des öfteren in gewissenhafter Kontrolle und Selbstkritik die Frage vorlegt: Kann meine Predigt und meine ganze Predigtweise vor Gott, vor meinen Zuhörern und vor meinem Gewissen bestehen? Oder wer von uns kann mit seiner Verwaltung des Predigtamtes auch nur halbwegs zufrieden sein, wenn er das Ideal der katholischen Kanzelrede mit dem vergleicht, was er selbst bisher im Dienste der Verkündigung des göttlichen Wortes getan und geleistet?

Die rücksichtslose Selbstkontrolle führt unfehlbar zu ständiger homiletischer Arbeit und Weiterbildung. Dabei leitet uns stets das eine Motiv: Ecce adsum! Paratus sum! Ist unserm Kanzelwort ein gewisser äußerer Erfolg beschieden, so beten wir in aller Demut und Dankbarkeit unser Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto. Lassen wir uns dadurch antreiben, immer Größeres und Tieferes auf der Kanzel zu leisten. Gehören wir aber zu denen, die keine irdischen Lorbeeren

auf der Kanzel zu ernten pflegen, und ist uns infolgedessen das Predigen die größte Last, die wir bisher nur voll innerer Unlust gequält auf uns genommen haben, dann wollen wir die Überzeugung in uns lebendig zu erhalten suchen, daß wir erst recht verpflichtet sind, mit unsern Talenten zu wuchern und mit doppeltem Eifer an die Verwaltung des Predigtamtes heranzutreten. Haben wir das Menschenmögliche nach Maßgabe unserer Zeit und unserer Kraft getan, dann überlassen wir ruhig Gott den Erfolg. Menschlich gesprochen gehört eine große persönliche Entsagung dazu, die fast an Heroismus grenzt, wenn ein Priester hier mutig und rastlos weiterarbeitet, obwohl er weiß, daß er auf Anerkennung und äußere Erfolge verzichten muß. Um so mehr darf er der Überzeugung sein, daß diese seine mühevolle und entsagungsreiche Arbeit nicht vergeblich sein wird. Schließlich beruht die Wirkung einer Predigt ganz sicher nicht allein auf unserm Tun und Können.

In seinem Rundschreiben Humani generis vom 15. Juni 1917 mahnt Papst Benedikt XV. die Prediger: „Nemo praedicationem suscipiat, quin digne et proxime se praeparaverit studio simul et oratione." Die Vorbereitung auf die Predigt ist schwere, harte Geistesarbeit, aber zugleich inniges Gebet.

Ein Moses, ein Jeremias entschuldigten sich vor Gott, da der Ruf an sie erging, dem auserwählten Volke Lehrer und Führer zu sein. Sie weigerten sich ihrer Sendung, da sie sich nicht würdig und nicht fähig fühlten. Wie stammelnde Kinder kamen sie sich vor. Bei Isaias bedurfte es einer glühenden Kohle, die der Engel vom Altar nahm, um Mund und Lippen des Propheten erst damit zu reinigen. Vorher hatte der Prophet gezittert, weil er ein Mann mit unreinen Lippen sei, der unter einem sündhaften Volke wohne. Als er aber nach der Reinigung die Stimme Gottes vernahm: „Wen soll ich senden? Wer will für uns gehen?" sprach er zu Gott: „Ecce ego, mitte me" (Is. 6, 5—8). — Der Vorläufer des Heilandes ging erst in die Wüste, um sich dort in langer Sammlung und aszetischer Schulung auf seinen Lebensberuf vorzubereiten. Dann erst durfte er auf den Welterlöser, das

Gotteslamm, hinweisen und ihm die Wege bereiten. — Selbst der Heiland erhielt seine Sendung vom Himmel. Beim Antritt seiner öffentlichen Lehrtätigkeit ging auch er in die Wüste. Vorher ließ er sich taufen im Jordanfluß. Aber erst nachdem die Stimme vom Himmel ertönte: „Ihn sollt ihr hören," öffnete er seinen Mund, um die Botschaft des Himmels zu predigen. — Nach diesen großen Vorbildern haben sich alle Kanzelredner gerichtet, denen die Verkündigung des Wortes Gottes eine Herzens- und Gewissenssache gewesen ist, und die es darum mit ihrem Predigtamt wirklich ernst genommen haben.

Auch wir haben wahrlich keinen Grund, eitel und selbstgefällig zu sein und uns in stolzen Gedanken zu sonnen, wenn wir daran denken, daß wir predigen und zu so vielen von der Kanzel herab sprechen dürfen. Vielmehr haben wir allen Grund, zu zittern und zu fürchten, sooft wir die Kanzel besteigen. Da dürfen wir in der Aufrichtigkeit unsers Herzens mit dem Psalmisten sprechen: Timor et tremor venerunt super me (Ps. 54, 6). Furcht muß uns befallen wegen der Größe der Aufgabe. Sehen wir uns doch als Prediger Verhältnissen gegenüber, die uns erdrücken und völlig entmutigen müssen, wenn wir nur den Mut haben, ihnen offen ins Auge zu schauen. Zittern muß außerdem jeder Priester, der daran denkt, daß er zuerst selber tun und verwirklichen soll, was er auf der Kanzel von andern verlangt. Andernfalls möchte ihn das Psalmistenwort schwer treffen, das wir so oft im kirchlichen Offizium beten: Quare tu enarras justitias meas, et assumis testamentum meum per os tuum? Tu vero odisti disciplinam, et projecisti sermones meos retrorsum . . . (Ps. 49, 16 f.). Schweigen wir aber, so müssen wir wieder fürchten und zittern, und wir könnten mit dem Propheten Isaias klagen müssen: Vae mihi, quia tacui (Is. 6, 5). Die Verantwortung wäre furchtbar. Wenn zu irgendeiner Zeit, dann steht heute in religiöser Beziehung doch sozusagen alles auf dem Spiele. Verweigern wir nicht nach Art einer Rabenmutter, die ihr Kind nicht nähren will, denen, die uns anvertraut sind, die Nahrung des göttlichen Wortes!

Je mehr uns unsere eigene Ohnmacht und Armseligkeit vor Augen steht, um so vertrauensvoller wenden wir uns an den, in dessen Dienste wir stehen, und von dem wir unsern Auftrag zu predigen haben. Einst wollte sich der Prophet Jeremias seiner Sendung mit der Ausrede entziehen, die ihm sicher ernst gemeint war: „Siehe, ich kann nicht reden, denn ich bin ein Kind." Aber Gott machte ihm Mut, indem er zu ihm sprach: „Sage nicht: ‚Ich bin ein Kind.' Du sollst vielmehr überall hingehen, wohin ich dich sende, und alles reden, was ich dir gebieten werde. Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir. . . . Ich lege meine Worte in deinen Mund. Ich setze dich heute über die Völker und Reiche, daß du ausreißest und niederreißest, zerstörest und zerstreuest, aufbauest und pflanzest. . . . So gürte denn deine Lenden und mache dich auf und rede zu ihnen alles, was ich dir gebiete. Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich will sorgen, daß du dich vor ihnen nicht zu fürchten brauchst. Denn ich mache dich heute zu einer festen Stadt, zu einer eisernen Säule, zu einer ehernen Mauer. . . . Sie werden wider dich streiten, aber dich nicht überwältigen. Denn ich bin mit dir, um dir zu helfen" (Jer. 1, 6—19).

Vor jeder Predigt wollen wir in Demut beten: Dominus sit in corde meo et in labiis meis, ut digne et competenter annuntiem evangelium suum. Oder: Qui tu sanctum Isaiam inspirasti, inspira quaeso etiam me; nam nisi tu inspiraveris, non credemus, non intelligemus. Nachdem der Prophet Elias alles für sein Opfer vorbereitet, begann er erst noch Gott zu bitten, er möge Feuer vom Himmel herabkommen lassen und das Opfer in Brand setzen. Ohne das Feuer von oben wird unser Kanzelwort, und mögen wir es noch so sorgfältig vorbereitet haben, nie unsere Zuhörer entflammen und entzünden.

In virtute Dei müssen wir die Kanzel besteigen. Und wir werden auch heute reden wie einer, der Macht hat. Treten wir doch auf als Herolde und Gesandte und Boten des himmlischen Königs! Ein großes Glück ist uns zuteil geworden: Nicht mit irdischen Sorgen und Plagen,

nicht mit dem Kleinkram handwerksmäßiger Arbeit brauchen wir uns zu befassen, — solche Dinge werden wir nach Möglichkeit von uns abzuschütteln wissen und gleich den Aposteln andern überlassen, damit wir möglichst frei sind für den Dienst des Wortes Gottes. Dem hl. Michael gleich haben wir den Kampf mit Luzifer zu führen. Da gilt auch uns das Wort der Liturgie, das wir in der 2. Vesper eines Apostels immer wieder als Antiphon beim Magnifikat beten: Estote fortes in bello et pugnate cum antiquo serpente, et accipietis regnum aeternum.

Können wir mit dem heutigen Sakramentenempfang zufrieden sein?

Rund 20 Jahre sind seit Erlaß der Dekrete Pius' X. über die tägliche Kommunion sowie über die Frühkommunion der Kinder vergangen. Es besteht kein Zweifel darüber, daß sie die pastoralen Anschauungen und Anweisungen über den Sakramentenempfang wie auch die gesamte Praxis auf das nachhaltigste beeinflußt haben. Seelsorger wie Gläubige haben seitdem gründlich umlernen müssen. Gab es in den ersten Jahren noch manche Kreise, die sich den Forderungen Pius' X. gegenüber etwas zögernd und abwartend verhielten, so ist ein theoretisches Abweichen davon im großen und ganzen heute völlig überwunden. Wer alte und neue theologische Lehrbücher auf diese Fragen hin miteinander vergleicht, wird leicht konstatieren können, daß seit 1905 eine grundlegende Neubearbeitung der betreffenden Abschnitte vorgenommen worden ist. Unterdessen entstand eine regelrechte „Eucharistische Bewegung". Schier unübersehbar ist die seitdem erschienene Eucharistische Literatur für Geistliche wie für Laien. Allüberall wurden Eucharistische Triduen und Wochen gehalten, Eucharistische „Sektionen" und Vereinigungen zur Pflege der öfteren heiligen Kommunion gegründet usf. Die Zahl der Kommunionen schwoll denn auch in den einzelnen Gemeinden bald gewaltig in die Höhe. An die Stelle der bis dahin gebräuchlichen kleineren Ziborien mußten fast überall neue, größere treten, so daß man heute kaum begreift, wie man ehedem mit den noch vorhandenen kleineren heiligen Gefäßen hat auskommen können.

Wir sollten Gott immer wieder dafür danken, daß uns Pius X. das große Geheimnis der Eucharistie gleichsam aufs neue entschleiert hat. Nicht nach der dogmatischen Seite hin ist durch ihn

die Lehre vom allerheiligsten Altarssakramente klarergelegt worden. In der Beziehung bedurfte es keiner neuen Definition und keiner besonderen Entscheidung. Aber Jansenismus und Aufklärung hatten die kirchliche Praxis vielfach in einer Weise beeinflußt, daß sie nicht mehr übereinstimmte mit den Folgerungen, die sich aus der Dogmatik eigentlich mit zwingender Notwendigkeit für das religiöse Leben ergeben. So war man denn von der Praxis der Urkirche völlig abgewichen, und selbst von den Forderungen des Tridentinums hatte man sich weit entfernt. Das Dekret der Konzilskongregation vom 20. Dezember 1905 De cotidiana SS. Eucharistiae sumptione darf man in besonderer Weise als providentiell bezeichnen.

Neuerdings kann man allerdings nicht selten in geistlichen Kreisen die resignierte Bemerkung hören, die „Eucharistische Bewegung" habe ihren Höhepunkt bereits überschritten. Der Kommunionempfang lasse wieder langsam, aber stetig nach. Es sei eine gewisse Übersättigung und Ermüdung bei Geistlichen wie bei den Gläubigen zu bemerken, wenn es sich handle um Eucharistische Predigten, um die Pflege des Männerapostolates sowie der öfteren Kommunion überhaupt. — Viele Seelsorger sind mit den Dauererfolgen ihrer angestrengten Arbeiten zur Hebung des Kommunionempfangs in keiner Weise zufrieden; sie sind vielmehr oft bitter enttäuscht. Sie wenden darum ihr Augenmerk schon wieder mehr einem neuen Pastorationsmittel zu. Eucharistische Wochen u. dgl., die vor einigen Jahren so begehrt waren, daß die Orden kaum genug Kräfte zur Verfügung hatten, um die Arbeiten zu bewältigen, werden heute kaum noch bestellt.

Da ist trotz allem die Frage am Platze: Wie haben sich die Kommuniondekrete Pius' X. bisher in der seelsorglichen Praxis wie im religiösen Leben der Gläubigen ausgewirkt? Können wir Priester mit dem heutigen Sakramentenempfang zufrieden sein? Und wenn nicht: ist das ein Grund, in der Eucharistischen Pastorationsarbeit zu erlahmen? Vielleicht kann uns die Erkenntnis auch zum Anlaß werden, einmal unser Bemühen um die Auswirkung der päpstlichen Dekrete in ruhiger

Selbstbeobachtung zu kontrollieren, um dann unser Arbeiten in mancher Beziehung zu korrigieren. — Eine solche Untersuchung wird, das sei hier schon vorausbemerkt, ergeben, daß wir im großen und ganzen wohl alles daran gesetzt haben, um, rein äußerlich betrachtet, den Intentionen Pius' X. nachzukommen, daß wir dabei aber oft allzu wenig ins Innere und ins Wesentliche der Gedanken eingedrungen sind, die der Papst uns Priestern und der ganzen gläubigen Welt in seinen Dekreten nahebringen wollte. Vielleicht haben wir uns die Arbeit, bei allem Eifer im Werben für die öftere heilige Kommunion, in der Art und Weise, wie wir sie angefaßt haben, doch etwas reichlich leicht gemacht.

Mit Recht stellt die Münsterische Diözesansynode vom Jahre 1924 an die Spitze ihrer Anweisungen über Sakramentenspendung und Sakramentenempfang den Satz (Nr. 69): „Aufs innerste durchdrungen von der dogmatischen Grundwahrheit unseres Glaubens, daß durch die Sakramente die erlösende Kraft des Kreuzesopfers in vollen Strömen in die Seelen der Gläubigen hineingeleitet wird, hat der ‚Diener Christi und Verwalter der Geheimnisse Gottes' sich stets von dem Gedanken führen zu lassen, daß der Empfang der heiligen Sakramente im Ziel- und Brennpunkt all seiner seelsorglichen Bemühungen stehen muß. Insbesondere muß jegliche Seelsorgsarbeit in irgendeiner Weise zum Beichtstuhl führen und zur Kommunionbank leiten." Darum müssen die Sakramente unbedingt im Mittelpunkt aller Pastoration stehen. Wie der seeleneifrige Priester fast nicht darüber hinwegkommen kann, wenn ihm ein neugeborenes Kind ohne Taufe oder ein Erwachsener ohne heilige Ölung und Wegzehrung wegstirbt oder wenn zwei wie Mann und Frau zusammenleben ohne Empfang des hl. Sakramentes der Ehe, und wie es ihm der größte Schmerz ist, wenn ein verirrtes Schäflein den Weg zum heiligen Bußgericht nicht zu finden weiß, so muß er auch ganz und gar davon durchdrungen sein, daß der Genuß des Eucharistischen Himmelsbrotes für das Leben der Seele so notwendig ist wie das Erdenbrot für das leibliche Leben. Wir haben den Gläubigen nicht nur durch Verkündigung der christlichen Lehre das „Ein-

sehen" und das „Erkennen" zu vermitteln, sondern wir haben ihnen auch das „Wollen" und das „Vollbringen" durch Spendung der Heils- und Gnadenmittel zu ermöglichen. Wie die Persönlichkeit und das Werk Christi ganz im Mittelpunkt der Wahrheiten unseres heiligen Glaubens stehen, so muß die Verknüpfung und Vereinigung mit Gott hienieden in erster Linie angestrebt werden durch die reale Communio cum Christo in der hl. Eucharistie. Andernfalls hätte die reale Gegenwart des Gottmenschen im allerheiligsten Sakramente auch keinen rechten Sinn und keinen eigentlichen Zweck. Die Apostel haben das von Anfang an begriffen. Zu Lebzeiten des Heilandes scharten sie sich um ihn in seiner Menschengestalt. Vom Himmelfahrtstage an gruppierten sie sich um den Eucharistischen Gottmenschen in der Brotsgestalt. So hat es die Kirche stets gehalten. Im Mittelpunkt des offiziellen kirchlichen Kultus, der Liturgie, steht der Eucharistische Heiland. Er muß auch im Brenn- und Mittelpunkt der Frömmigkeit des einzelnen Gläubigen stehen. Haec est vera religio, das ist wahre Religion. In dem Maße und in dem Grade, in dem es uns gelingt, die Vereinigung der Gläubigen mit dem Eucharistischen Heiland hier auf Erden zu erreichen, in dem Maße und in dem Grade wird ihnen die Vereinigung mit Gott als Lohn in der Ewigkeit zuteil werden. Darum hat man mit Recht den Sakramentenempfang bezeichnet als Barometer für den Hoch- oder Tiefstand des religiösen Lebens in einer Gemeinde. Hier sieht der Priester die Wirkungen seines Schaffens; hier erntet er die Früchte. Armer Geistlicher, der die ihm Anvertrauten nicht in den Beichtstuhl und an die Kommunionbank bringt!

Auf der anderen Seite dürfen wir aber auch nicht meinen, mit dem Sakramentenempfang als solchem sei schon alles getan und alles erreicht. Gewiß ist die heilige Kommunion auch um ihrer selbst willen zu erstreben, aber sie ist im Grunde für das seelische Leben das, was die leibliche Nahrung für das leibliche Leben ist. Ohne hinreichende und rechte körperliche Speise muß der Mensch verkümmern oder gar zugrunde gehen. Dagegen ist die leibliche Nahrung nicht Selbstzweck in dem Sinne, daß der Mensch nur allein auf sie

bedacht zu sein braucht; vielmehr ist sie ihm notwendig zu seiner eigentlichen Lebensbetätigung und Lebensentfaltung.

Wer die Bemühungen vieler Seelsorger um die Hebung des Kommunionempfanges verfolgt hat, wird nicht selten die Beobachtung haben machen können, daß man das Kommunizieren allzusehr als Endpunkt der religiösen Lebensbetätigung hinstellte, als ob man nur zu kommunizieren brauche und alles andere dann gleichsam von selber komme. Und doch „ist fortwährend zu beachten, daß die heiligen Sakramente nicht Selbstzweck, sondern praecipua sanctificationis et salutis media (CJC can. 731) sind, und daß sie darum Ausgangs-, nicht Endpunkt der religiösen Lebensbetätigung bedeuten. Die in ihnen verborgenen übernatürlichen Kräfte sind für das praktische Leben nutzbar zu machen. Keineswegs darf der Sakramentenempfang zur Pflege eines nur passiven Frömmigkeitsideals führen, das dem christlichen Leben das Rückgrat nimmt und der Wirklichkeit entfremdet; nie darf er zur mechanischen Übung herabsinken; nie darf es dahin kommen, daß er regelmäßig nur von denen gepflegt wird, die außerhalb der Gefahrenzone leben, während sich diejenigen mehr und mehr fernhalten, die der übernatürlichen Heilsquellen in besonderer Weise bedürfen" (Münst. Synode Nr. 70).

Was würde man von dem Bediener eines Motors sagen, der mit größtem Eifer darauf bedacht ist, diesem den allerbesten Betriebstoff zuzuführen, der dabei den Motor aber nie in Bewegung setzt und zu praktischen Zwecken gebraucht? Gleicht ihm nicht der Priester, der die Pflege der religiösen Übungen, nicht zuletzt den Sakramentenempfang, mehr oder weniger zum Selbstzweck macht? Über die Erfolge oder Mißerfolge braucht er sich dann aber auch nachher nicht allzusehr zu wundern.

Aus welchen Kreisen und Bevölkerungsschichten rekrutieren sich denn in unsern Kirchen diejenigen, die häufig oder gar täglich kommunizieren? Ein gewisses Kontingent stellen vielerorts, von den Ordensschwestern abgesehen, die Schulkinder. Jungfrauen, die eine für sich

abgeschlossene Lebensweise führen, sind ebenfalls meist leicht für die öftere heilige Kommunion zu gewinnen. Sobald sie dagegen in schwierige Verhältnisse kommen, in denen ihr Glaubens- und Sittenleben ernsten Gefahren ausgesetzt ist, sucht man sie an der Kommunionbank meist leider vergebens. „Zur Zeit der Versuchung fallen sie ab," d. h. gerade dann, wenn die Krisen einsetzen, für die der Heiland die göttliche Kraftquelle in erster Linie erschlossen hat. Etwas Ähnliches gilt von den Frauen und Müttern. Der Prozentsatz der Männer und Jungmänner unter den Kommunikanten ist in den meisten Pfarren schon an sich sehr klein. Außerdem ist es wieder außerordentlich lehrreich, zu untersuchen, wer von den Männern sich am Männerapostolat und wer von den Jungmännern sich regelmäßig an den gemeinsamen Kommunionen beteiligt. Vielleicht läßt sich die Behauptung aufstellen, daß in den meisten Orten mit der Zunahme der Kommunionen die Zahl der Kommunikanten im gleichen Maße abgenommen hat. Es sind sozusagen immer dieselben guten frommen Seelen, denen wir das Brot des Lebens reichen dürfen. Wir wollen ihnen, die von der Welt oft nur wenig kennen und die auch oft auf der Welt sonst nur wenig haben, den öfteren, ja täglichen Empfang der heiligen Eucharistie gewiß nicht vorenthalten, falls die Bedingungen vorhanden sind, die Pius X. an den häufigen Empfang der heiligen Kommunion geknüpft hat. Aber mit diesen Kommunikanten allein können und dürfen wir uns nicht zufrieden geben. Wir müssen auch die vielen anderen für den öfteren Kommunionempfang gewinnen, die tagsüber noch etwas anderes zu tun haben als nur zu beten und ein frommes, beschauliches Innenleben zu führen. Leider ist es trotz all unserer Bemühungen um Hebung des Sakramentenempfanges dahin gekommen, daß die Zahl derer, die ihrer österlichen Pflicht nicht mehr nachkommen, von Jahr zu Jahr größer wird. Darum lasse sich doch niemand täuschen durch gewisse große Zahlen von Hostien, die er im Laufe eines Jahres bezogen, und von heiligen Kommunionen, die er ausgeteilt hat. Wie gern renommieren manche mit ihren hohen Zahlen! Und wie kommt die Rechnung oft zustande?

Auf der anderen Seite sollen diese Erwägungen aber um himmelswillen nicht dahin führen, in der Eucharistischen Pastorationsarbeit zu erlahmen, wie es leider schon vielfach geschehen ist. „Das Dekret Pius' X. über die häufige Kommunion ist mit allen Mitteln durchzuführen. Durch dieses Dekret ist uns in konsequenter Anwendung des Dogmas auf die Praxis eine authentische Anweisung dafür gegeben, inwieweit frühere Anschauungen aufzugeben sind und welche Richtlinien für den Empfang der hl. Eucharistie maßgebend sein müssen" (Münst. Synode Nr. 71). Hier haben wir unser großes Eucharistisches Programm, das wir nie aus den Augen verlieren dürfen und auf das auch die Gläubigen immer wieder hingewiesen werden müssen.

Wenn der bisher geleisteten Riesenanstrengung vieler Seelsorger nicht immer der Erfolg entsprochen hat, so kommt das m. E. zum Teil daher, weil man hier von heute auf morgen gleichsam das Gras wachsen sehen wollte. Vielleicht hätte man besser daran getan, nicht gleich in erster Linie sein Augenmerk auf eine rein zahlenmäßige Steigerung der heiligen Kommunionen zu richten. Vielmehr mußten die Gläubigen für die öftere Kommunion viel umsichtiger und planmäßiger erst disponiert und reif gemacht werden. So predigte ein Pfarrer ein ganzes Jahr hindurch Sonntag für Sonntag über die öftere heilige Kommunion. Ein anderes Kanzelthema gab es für ihn zu der Zeit überhaupt nicht mehr. Dabei bewegten sich seine Ausführungen ständig an der Peripherie, und sie gipfelten Predigt für Predigt nur in der einen Applikation: Venite, comedite: kommunizieret, kommunizieret. Wäre er mehr in die Tiefe gegangen und hätte er es besser verstanden, den Gläubigen die zentrale und fundamentale Bedeutung der Eucharistie für das ganze religiöse Leben darzutun, indem er die heilige Kommunion in lebendige Verbindung zu bringen wußte mit den gesamten Wahrheiten unsers heiligen Glaubens und mit den Forderungen der christlichen Sitte, so hätte er wohl mit der Zeit seinen Zuhörern das mysterium fidei mehr und mehr erschlossen, so daß sie die Folgerungen selber ziehen mußten. So aber war

es nur ein beständiges Bitten und Mahnen und Betteln, zu kommunizieren. Selbst diejenigen, die den Mahnungen im Anfang Gehör schenkten, taten es nicht eigentlich aus innerer Einsicht und Erkenntnis und darum aus Bedürfnis und heiligem Verlangen heraus, sondern eher aus dem Antrieb, der von außen her erfolgte. Der Kommunionempfang resultierte mehr aus einem Bekenntnis- als aus einem Erkenntnischristentum. Kein Wunder, wenn mit der Zeit eine Art Übersättigung und Ermüdung eintrat, so daß schließlich all die vielen Bitten und Beschwörungen, Ermahnungen und Aufforderungen seitens des Pfarrers keinen nachhaltigen Eindruck mehr machten. Hätte es dieser dagegen verstanden, die zentrale Stellung der Eucharistie im ganzen christlichen Heilsplane von innen heraus zu entwickeln, so wäre es vielen seiner Zuhörer ergangen wie dem Rembrandtdeutschen, der nach seiner Konversion so in die Tiefen unsers heiligen Glaubens hineingedrungen war, daß er stundenlang vor dem Tabernakel knien konnte. Die Forderungen Pius' X. waren ihm eine derartige Selbstverständlichkeit, daß er nicht zu begreifen vermochte, wie so breite katholische Kreise trotz ihrer Glaubensüberzeugung dem öfteren Empfang der heiligen Kommunion so wenig Geschmack abzugewinnen vermögen.

Von guten und nachdenklichen Katholiken, die gelegentlich ein Eucharistisches Triduum oder eine Eucharistische Woche mitgemacht hatten und die sich ernstlich bemühten, die Vorträge innerlich auf sich einwirken zu lassen, ist mir wiederholt gesagt worden, sie hätten in den Predigten gar keinen eigentlichen Fortschritt der Gedankengänge bemerken können und der Inhalt der vielen Vorträge sei eigentlich immer der gleiche gewesen. Und doch bietet sich eine so schöne Gelegenheit, dem ganzen Erdenleben eine neue Beleuchtung und einzigartige Verklärung zu geben, wenn es im Lichte der Eucharistie gesehen und betrachtet wird. Nehmen wir nur einmal die Themen: Die Bestimmung des Menschen im Lichte der Eucharistie, die Sünde im Lichte der Eucharistie, der Tod im Lichte der Eucharistie. Freilich muß alles tief dogmatisch durchdacht und begründet sein. Eucharistische Standespredigten machen einen tiefen Ein-

druck, und sie führen von selbst zur Kommunionbank, wenn sie den betreffenden Ständen ihre schweren Aufgaben und Pflichten in lebenswahrer und verständnisvoller Weise im Lichte des Eucharistischen Gottmenschen nahebringen. Zugleich können sie zeigen, wie die ständige „Communio cum Christo" nicht dem Wirklichkeitsleben zu entfremden braucht, wie sie vielmehr den Menschen unserer Tage erst recht befähigt, in allen seinen Lebenslagen auf seinem Posten zu sein. So wird nicht einem Frömmigkeitsideal das Wort geredet, das nur allzuoft in der Praxis des Lebens versagt und in der Pflege der religiösen Übungen sein Genügen findet, vielmehr steht der Eucharistische Gottmensch vor den Augen der Gläubigen als ihr Lebensbegleiter und Lebensgeleiter, als ihr Stab und ihre Stütze, als der Lebensbaum, an den sie sich anklammern können, wie der haltlose Efeu den Baum umrankt, den er gefunden, und der ihm den Aufstieg zur Höhe ermöglicht. Vom Leben ausgehend, müssen wir unseren Zuhörern zeigen, was ihnen das Gotteshaus, der Tabernakel, das heilige Meßopfer, die heilige Kommunion eigentlich sind, was sie ihnen sein sollen, sein können und sein müssen. Verstehen wir es in dieser Weise, den weißen Schleier der Hostie ihnen wenigstens für einen Augenblick vom allerheiligsten Sakramente des Altars hinwegzunehmen, so daß sie einigermaßen erkennen oder wenigstens ahnen, worum es sich hier handelt, dann brauchen wir sie für den Kommunionempfang nicht erst gleichsam zu überreden, dann werden wir sie überzeugt und im Innersten erschüttert haben. Dann werden sie in die Stimmung kommen, die uns in den Psalmen des königlichen Sängers so häufig begegnet, wenn dieser seiner glühenden Sehnsucht nach dem Hause Gottes in allen möglichen Formen Ausdruck gibt, oder wie wir sie bei Maria Magdalena, beim Liebesjünger des Herrn und bei so vielen heiligen Seelen antreffen, die den Weg ins Allerheiligste des Christentums gefunden haben. Und wir werden keine bittere Enttäuschung erleben! Wir erreichen dieses Ziel aber nicht von heute auf morgen; da bedarf es vielmehr langer, vertiefter Seelsorgsarbeit, die auf den ersten Blick unsere armen Menschenkräfte fast übersteigen möchte. Aber wir brauchen nur an das zu

denken, was wir zu geben und zu vermitteln haben, und ein heiliger Optimismus wird unsere Arbeit beseelen und beleben.

Also: Nicht resigniertes Innehalten in unsern Bemühungen um die Verwirklichung der Intentionen Pius' X. bezüglich des Kommunionempfanges, sondern planmäßiges, intensives Weiterarbeiten, und zwar auf weite Sicht, sei die Parole. Das ganze Jahr hindurch dürfen wir nie den Gedanken aus dem Auge verlieren, die Gläubigen dem Eucharistischen Gottmenschen näherzubringen. Dabei möchte die indirekte Arbeit manchmal ungleich wichtiger sein als die direkte und unmittelbare. Sie bewirkt, daß die Gläubigen aus ihrem religiösen Erkennen und Empfinden heraus die Konsequenzen für den Kommunionempfang gern und freudig selber ziehen lernen. Eins ist mir immer gelegentlich von Exerzitien und Volksmissionen aufgefallen. Hat man da erst den Teilnehmern die Augen gründlich geöffnet, dann braucht man ihnen gar nicht mehr viel von Beichte und Kommunionempfang zu reden. Ganz wie von selbst drängen sie sich an den Beichtstuhl, und die gleichen Menschen, die im Verlaufe des Jahres nur mit Überwindung und ohne viel innere Anteilnahme das Bußsakrament empfangen oder die gar schon jahrelang ferngeblieben sind, kommen mit einer reumütigen Stimmung, die ihnen die Beicht zum zwingenden Bedürfnis macht, so daß sie nur mit einem Confessarius zufrieden sind, der ihnen Zeit und Gelegenheit zu einer gründlichen Aussprache gibt. Da hat man als Beichtvater oft seine Not, solche Pönitenten zu beruhigen und sie wieder aus dem Beichtstuhl herauszubringen, da sie immer noch meinen, dieses oder jenes sagen zu müssen. Bis in die entfernten Tage der Kindheit hinein erstreckt sich ihre sorgfältigste, rückhaltlose Anklage. In solchen Tagen hat man eine innere Disposition geschaffen auch für die öftere heilige Kommunion. Nicht die Predigten über die Eucharistie, sondern die ganze Seelenverfassung führt gleichsam zwangsläufig zum Tisch des Herrn. — Möchte uns diese Beobachtung ein Fingerzeig sein für unsere Eucharistische Pastorationsarbeit in der ordentlichen Seelsorge das Jahr hindurch!

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß wir nicht auch immer wieder ex professo zum Volke über die öftere heilige Kommunion reden und predigen sollen. Je mehr wir uns bestreben, alle Glaubens- und Sittenlehren den Gläubigen zu vermitteln, um so eindringlicher können wir zu bestimmten Zeiten und bei besonderen Anlässen und Gelegenheiten vom allerheiligsten Sakramente selber reden. Mehrmals im Jahr läßt sich in Anlehnung an eine sonntägliche Perikope in ungezwungener Weise das Thema der öfteren Kommunion behandeln. In der Fronleichnamszeit sollten im Anschluß an das Dekret Pius' X. die Richtlinien und Grundsätze über den häufigen und täglichen Empfang der heiligen Eucharistie vorgetragen werden. Eucharistische Triduen und Wochen müssen auch in Zukunft weiter gepflegt werden; sie sind nie ohne großen Nutzen, wenn sie nur wirklich in die Tiefe gehen, und wenn sie der theoretischen Unterweisung und der Eucharistischen Praxis zugleich dienstbar gemacht werden.

Viel vermag auch der Beichtvater zu erreichen, der es versteht, im Einzelfall den Pönitenten von der Notwendigkeit des öfteren Sakramentenempfanges zu überzeugen, indem er verständnisvoll an den Seelenzustand des betreffenden Beichtkindes anzuknüpfen weiß. Handelt es sich doch in vielen Fällen um das einzig wirksame Mittel, um jemand aus einer Gewohnheit herauszubringen oder um den Gefahren einer nächsten Gelegenheit entgegenzutreten. Bei Devotionsbeichten frommer Seelen obliegt dem Confessarius die Pflicht, ein Urteil über die Häufigkeit des Kommunionempfanges abzugeben, an das diese sich zu halten haben. Überhaupt wird die ganze Art und Weise der Verwaltung des Bußsakramentes dafür bestimmend sein, ob der Kommunionempfang zu- oder abnimmt. Ein Beichtvater kann viele an die Kommunionbank bringen, aber auch viele von ihr geradezu hinwegtreiben, und zwar vor allem diejenigen, bei denen wir uns besonders um die Pflege des Sakramentenempfanges bemühen sollten.

Zur Hebung der Kommunionfrequenz ist man darangegangen, die gemeinsamen monatlichen Kom-

munionen nach Ständen einzuführen. Die kirchlichen Vereine, die ehedem höchstens einige wenige Vereinskommunionen vorsahen, wurden fast alle in den Dienst der Eucharistischen Bewegung gestellt. In den Jugendvereinen wurden eigene Eucharistische Sektionen gegründet. Die Männerwelt suchte man mit Hilfe des Eucharistischen Männerapostolats für die monatliche Kommunion zu gewinnen usw. — Alle diese Bemühungen sind nicht ohne Erfolg geblieben. An einzelnen Orten, in denen die Verhältnisse günstig liegen, kann man sogar von recht erfreulichen und befriedigenden Resultaten sprechen. Darum möge diese Eucharistische Pastorationsarbeit in den Vereinen und dergleichen keineswegs eingeschränkt oder gar aufgegeben werden. Doch darf man sich auch nicht der Hauptsache nach auf sie allein beschränken. Außerdem sind im Interesse der Gesamtseelsorge gewisse Klippen zu vermeiden, die leider öfter übersehen worden sind.

Zunächst darf das religiöse Leben im Pfarrverband bei der Pflege der Vereinskommunionen keinen Schaden leiden. Das gilt vor allem von solchen Vereinen, die sich über mehrere Pfarrbezirke einer Stadt erstrecken, z. B. vom Elisabethverein, der in einer Kapelle, vom Katholischen Kaufmännischen Verein, der in einer zentral gelegenen Kirche, vom Dritten Orden, der in einem Kloster die Mitglieder zur gemeinsamen Kommunionfeier sammelt. Wer bleibt da unter Umständen für die Pfarre überhaupt noch übrig? Solche Vereine sollen und dürfen selbstverständlich auch für den öfteren Kommunionempfang werben, aber sie mögen nur ganz vereinzelte gemeinschaftliche Kommunionfeiern abhalten, im übrigen dazu anleiten, sich an der betreffenden Standeskommunion in der Pfarre zu beteiligen. Eine Ausnahme ist nur dort zu gestatten, wo erzieherische oder pädagogische Gründe eine Rolle spielen. So wird niemand etwas gegen gemeinsame Kommunionen der Schupo einzuwenden haben, auch nicht gegen gemeinsame Kommunionen der höheren Schüler oder der Mitglieder der Lehrlings- oder allenfalls noch der Gesellenvereine mit ihrem mehr familienhaften Charakter. — Im Zweifelsfalle muß natürlich die Sache ausschlaggebend

sein, hinter der kleine persönliche Gesichtspunkte gern zurücktreten sollten.

Öftere und regelmäßige Gemeinschaftskommunionen der einzelnen Stände einer Pfarre sowie der kirchlichen Pfarrvereine sind insofern sehr zu begrüßen, als sie manche an den Sakramentenempfang gewöhnen, die sich zur Pflege der öfteren privaten Kommunion so ohne weiteres nicht entschließen würden. Auch wird dadurch eine mehr gleichmäßige Verteilung der Seelsorgsarbeiten an den einzelnen Sonntagen erreicht. Doch ist darauf zu sehen, daß die privaten und besonders die Familien-Kommunionen durch sie nicht geschädigt werden.

Man möge darum die Organisation des Kommunionempfanges nicht übertreiben. Gewiß macht es einen erhebenden Eindruck, wenn ganze Regimenter von Männern und Jünglingen oder Hunderte von Jungfrauen oder Müttern in großen Pfarren geschlossen kommen, und wenn sie dann in musterhafter Ordnung und Haltung, gleichsam in Reih' und Glied, zum Eucharistischen Mahle treten. Der Seelsorger ist glücklich zu preisen, dem es noch gelingt, den größeren Prozentsatz der männlichen Jugend zur Gemeinschaftskommunion im Gotteshause zu vereinen. Wir sollten darum das Menschenmögliche tun, solche Feiern gut vorzubereiten und sie so erhebend wie nur möglich zu gestalten. Und trotz alledem darf man es noch erhebender finden, wenn beispielsweise Jünglinge oder Männer sich aus eigenem Antrieb und ohne daß sie „befohlen" worden sind, sondern allein aus religiösem Verlangen und persönlichem Bedürfnis ganz still und privatim dem Tisch des Herrn nahen. Die Pflege dieser privaten Kommunion scheint Pius X. als Ideal vor Augen zu stehen. Hierauf muß auch unser Blick gerichtet bleiben bei all unsern Bemühungen um die Hebung der gemeinsamen Vereins- und Standeskommunionen. — Auch sollte uns die Pflege der Familienkommunion am Herzen liegen. Das alttestamentliche Paschamahl, dieses typische Vorbild unserer Kommunionfeier, war seinem ganzen Charakter nach ein Familienmahl. Wo Mann und Frau, Braut und Bräutigam,

Eltern und Kinder stets gemeinsam zu kommunizieren pflegen, möchte ich sie nicht gern im Interesse der Standeskommunionen und dergleichen auseinanderreißen. Bedenken wir, daß gerade hier alles bloß Mittel zum Zweck ist, und daß es mit dem Organisieren allein noch lange nicht getan sein darf.

Unsere bisherigen Predigten über die öftere heilige Kommunion wurden vielfach so gehalten, daß dabei der eigentliche Kern des Mysterium fidei, das heilige Meßopfer, kaum erwähnt wurde. Infolgedessen ist, auch ohne daß wir es wollten, die heilige Messe der Kommunion gegenüber etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Wir tun vielleicht besser daran, die heilige Kommunion viel mehr in Zusammenhang mit der heiligen Messe und dadurch mit dem Kreuzesopfer zu bringen. Die Urkirche kann uns da Lehrer und Vorbild sein. Darum sagt die Münsterische Diözesansynode vom Jahre 1924 (Nr. 73): „In der Erwägung, daß die Eucharistische Bewegung nur dann zur vollkommenen Entfaltung kommen wird, wenn sie dazu führt, die Gläubigen aufs engste mit der Meßhandlung zu verbinden, muß das freilich nie völlig erreichbare Ideal verfolgt werden, die Besucher der heiligen Messe dahin zu bringen, daß sie mit dem Priester nicht nur opfern, sondern auch kommunizieren. Das gilt vor allem von denjenigen, die regelmäßig der Werktagsmesse beiwohnen." — Erreicht man es, daß die Gläubigen den Wert und die Bedeutung der heiligen Messe lebendig erfassen, so werden sie nicht nur das Sonntagsgebot der Kirche gern erfüllen, sondern auch der Besuch der Werktagsmesse wird sich alsdann gewaltig heben. Zugleich ist damit eine dogmatisch tief fundierte Basis gegeben, auf der wir weiterbauen können im Sinne Pius' X., um recht viele für die tägliche oder fast tägliche Kommunion zu gewinnen. Die innere, liturgische Anteilnahme der Gläubigen am heiligen Opfer führt im Grunde von selbst zur Kommunionbank. Dabei kommen uns so viele Bestrebungen der heutigen Liturgischen Bewegung zu Hilfe, auch wenn wir gewisse Dinge, die tatsächlich sehr an der Peripherie liegen, und die manchmal vom Wesentlichen fast ablenken können, nicht mitmachen wollen. Man braucht wohl kaum so weit zu gehen,

die Hostien für die jeweils Kommunizierenden erst in der betreffenden Messe zu konsekrieren. Doch erfolge die Austeilung der heiligen Kommunion, wenn nicht zwingende äußere Gründe es im Einzelfall anders erheischen, im Anschluß an die Kommunion des Priesters während der heiligen Messe, damit die enge Verbindung der Kommunion mit dem Opfer auch äußerlich gewahrt bleibt.

Es gibt wohl keine Pfarrei mehr, in der nicht der Herz-Jesu-Freitag in besonderer Weise begangen wird. Er hat für viele fromme Katholiken eine geheimnisvolle Anziehungskraft. Eine große Kirche Berlins sah ich beispielsweise am Morgen eines solchen Freitags gefüllt wie am Sonntag beim besuchtesten Gottesdienste. Merken die Gläubigen, daß uns die feierliche Begehung des Herz-Jesu-Freitags Herzensangelegenheit ist, so bietet er uns eine dankbare Gelegenheit, den öfteren Kommunionempfang nachdrücklich zu heben. Auch Männer sind dafür empfänglich.

Nicht selten lassen sich gute und gediegene Katholiken von der öfteren oder gar von der täglichen Kommunion durch diejenigen abschrecken, die sie regelmäßig an der Kommunionbank erblicken und mit denen sie aus verschiedenen Gründen nicht gern in einem Atemzug genannt werden möchten. Darum haben wir darauf zu sehen, daß „bei jenen, die öfter oder täglich kommunizieren, gewisse Nebenerscheinungen, die leicht Anstoß oder Ärgernis erregen, vermieden werden. Das Kommuniondekret Pius' X. erklärt die für die öftere Kommunion notwendige rechte Absicht positiv dahin, daß die öfter Kommunizierenden streben müssen, ‚Gott zu gefallen, durch die Liebe inniger mit ihm verbunden zu werden und durch jene göttliche Arznei den eigenen Schwächen und Fehlern entgegenzuwirken'" (Münst. Synode Nr. 76). Nie sollten wir Seelsorger diesen Satz aus den Augen verlieren. Er muß uns Richtschnur sein, die uns leitet und uns davor bewahrt, den öfteren Kommunionempfang in falsche Bahnen gleiten zu lassen und ihn dadurch mehr oder weniger unwirksam und unfruchtbar zu machen. — Darum ist darauf zu achten, daß das tägliche Kommunizieren nicht etwas All-

tägliches und rein Gewohnheitsmäßiges wird. Wir werden diejenigen trösten, die unter geistlichen Trockenheiten zu leiden haben, so daß die fühlbare Andacht ausbleibt, worüber die davon Betroffenen oft genug seelisch schwer leiden. Wir dürfen aber auch die nicht einfach gewähren lassen, deren ganze Art bei der Vorbereitung und Danksagung offenbare Flüchtigkeit verrät, so daß von religiösem Eifer kaum eine Spur zu bemerken ist. Nicht wenige geben durch die Art und Weise des Kommunionempfanges direkt Ärgernis.

Öfter Kommunizierende können sehr wohl ihre menschlichen Schwächen und Gebrechen an sich haben, und sie brauchen nicht frei zu sein von läßlicher Sünde. Ist doch der Empfang der heiligen Eucharistie nicht der Lohn für die bereits erworbene Heiligkeit, vielmehr das vorzüglichste Mittel, um zur Heiligkeit und Frömmigkeit des Lebens zu gelangen. Aber es muß auch irgendwie ein Streben nach Tugend und ein Ringen mit seinen Schwächen und Fehlern vorhanden sein. Menschen, die sich nicht bemühen, Naturell und Charakter zu zügeln, die, obwohl ganz normal, im Umgang kaum zu ertragen sind, die der Erfüllung ihrer Pflichten leichtsinnig und berechnend aus dem Wege gehen, sollte man nicht täglich an der Kommunionbank sehen dürfen. Da muß der Beichtvater auch einmal den Mut aufbringen, ihnen ein „Non tibi licet" zuzurufen. Handelt es sich um Personen, die nur denjenigen zum Ärgernis an der Kommunionbank gereichen, die sie und ihre persönlichen Verhältnisse nicht näher kennen, so wird ein kluger Seelsorger auch hier Vorsorge dafür treffen, daß den persönlichen Bedürfnissen der Betreffenden Rechnung getragen wird, ohne daß Fernerstehende mit einem Schein von Recht Anstoß nehmen können. — Man verzeihe, daß ich mich mit diesen „Nebenerscheinungen" eingehender beschäftigt habe. Aber hier liegt tatsächlich viel im Argen. Jeder Geistliche tut gut, seinen Blick einmal darauf zu richten. Würden die täglich Kommunizierenden oft mehr imponieren, so würden wie von selbst durch ihr Beispiel wie durch ihren Lebenswandel viele andere für den öfteren Kommunionempfang gewonnen werden.

Über der Pflege der öfteren Kommunion in den Kreisen der Gutgesinnten dürfen wir nie diejenigen vergessen, die dem Sakramentenempfang ganz oder fast ganz fernstehen. Ihnen gegenüber hat es meist gar keinen Zweck, das Dekret Pius' X. einfach durchzuführen. Damit würden wir sie nur höchst selten erfassen. Hier kommen andere kirchliche Bestimmungen in Frage. Vor allem gilt es, die österliche Zeit in jeder Weise zu benutzen und alles daranzusetzen, auch den letzten Gemeindeangehörigen zur Erfüllung der österlichen Pflicht zu bewegen. Einen Verirrten, der das Tischtuch zwischen sich und dem Eucharistichen Heiland durchschnitten hat, wieder an die Kommunionbank zu bringen, muß uns wenigstens ebensosehr am Herzen liegen, wie fromme Seelen für die tägliche heilige Kommunion anzufeuern. Die Osterzeit sollte an niemandem vorbeigehen, der nicht irgendwie an seine Pflicht gemahnt worden ist. Mancherorts besteht der schöne Gebrauch, daß während der Dauer der österlichen Zeit beim Sonntagsgottesdienst öffentlich gebetet wird um die Gnade einer guten Osterkommunion für alle Mitglieder der Gemeinde. Dabei gedenkt gar mancher, der religiös abseitsstehende Familienmitglieder zu beweinen hat, dieser seiner Verwandten in heißer Sorge für ihre Seelen, und zum Gebet gesellt sich nicht selten die eindringliche Apostelarbeit an ihnen. Mehr denn je hat heute die österliche Zeit ihre große pastorale Bedeutung. — Um „Österlinge" und dergleichen zum öfteren Sakramentenempfang während des Jahres zu bewegen, wird man ebenfalls mit zu großen Forderungen in vielen Fällen gar nichts erreichen. Zur Teilnahme am Männerapostolat wie für die öftere Kommunion überhaupt sind sie einfach noch nicht reif. Sollen wir uns deshalb überhaupt nicht um ihre Kommunionpraxis kümmern? M. E. ist es angebracht, daß der Seelsorger solche zunächst einmal für die vierteljährliche Kommunion oder für den Sakramentenempfang an bestimmten Festen oder zu gewissen Zeiten zu gewinnen sucht. Hat er nach der Seite erst einmal Erfolg, so kann er ja schrittweise mit der Zeit weitergehen. So steht sein Arbeiten unter der

Devise: Mehr Kommunikanten und mehr Kommunionen. Andernfalls würde er vielleicht dem Wortlaut nach sich an die Weisungen Pius' X. halten, und doch würde er den Intentionen der Kirche nur in ganz einseitiger Weise nachkommen. Solche Einseitigkeiten sind aber leider Gottes genugsam zu beklagen, nicht zuletzt bei solchen, die das Allerbeste wollen und nicht Kraft noch Opfer scheuen. Sie haben eben nur das eine Dekret im Auge! Man soll das eine tun und das andere nicht lassen!

Von mehreren Seiten hat Verfasser dieses im Laufe der letzten Jahre Zuschriften bekommen des Inhaltes, daß alle seine wohlgemeinten Ausführungen zur Orientierung in der heutigen Seelsorge ohne Wirkung bleiben würden, solange das Dekret Pius' X. über die Frühkommunion der Kinder nicht restlos und konsequent durchgeführt würde. In eingehenden Ausführungen wurde mir gezeigt, daß uns hier das Rettungsmittel für die heutige Zeit gegeben sei. Aber speziell in Deutschland fehle es noch sehr an Verständnis dafür. Regelmäßig folgte die dringende Bitte, mitzuhelfen an der Klärung dieser wichtigsten Frage der heutigen Pastoration.

Wer das päpstliche Dekret „Quam singulari" vom 8. Aug. 1910 über das Alter der Erstkommunikanten aufmerksam liest, wird seinen Ausführungen rückhaltlos und freudig zustimmen müssen. Bringt es uns doch gegenüber den mannigfaltigen Irrtümern und Mißbräuchen, auf Grund derer das Alter für den Empfang der Erstkommunion vielerorts auf 13 und 14 Jahre und noch darüber hinaus angesetzt worden war, die dogmatische Seite unserer Frage wieder klar zum Bewußtsein, und zwar in Anlehnung an die Entscheidungen des 4. Laterankonzils vom Jahre 1215 und des Tridentinums. Zugleich umschreibt es das „Alter der Unterscheidung" dahingehend, daß nicht die vollkommene Kenntnis der christlichen Lehre erfordert ist, daß vielmehr als Unterscheidungsalter für die Kommunion jene Zeit zu gelten hat, „in welcher das Eucharistische Brot vom gewöhnlichen unterschieden werden kann; das ist aber hinwiederum das Alter, in dem das Kind den Vernunftgebrauch erlangt hat". In der am Schlusse

aufgestellten, überall einzuhaltenden „Norm" wird als Alter für die Erstkommunion festgesetzt „etwa das siebente Jahr, sei es etwas später oder auch etwas früher".

Wenn in früheren Jahrhunderten die Kinder schon in diesem zarten Alter dem Eucharistischen Heiland zugeführt werden konnten, so sollte es heute noch eher möglich sein. Sind sie doch in unsern Tagen gegen früher mit sieben Jahren durchweg schon viel entwickelter und geweckter und auch schon viel geschulter. An der Unterscheidung fehlt es in den seltensten Fällen. Und ist es nicht besser, die Kinder in ihrer allerersten Reinheit und Unschuld zur heiligen Kommunion zuzulassen, als damit zu warten, bis sie bereits mit der Sünde in Berührung gekommen sind oder bis das sexuale Triebleben schon erwacht ist? Nun aber sind bei der heutigen Verführung wie dem gesamten Milieu, in dem die Jugend fast überall aufwachsen muß, die Kinder in unseren Tagen leider so früh reif und in alle möglichen Dinge eingeweiht, die ihnen besser noch recht lange mit sieben Siegeln verschlossen bleiben möchten, daß es um ihre „Kindlichkeit" alsdann geschehen ist. Wohl ihnen darum, wenn ihnen schon recht früh das wirksamste „Gegengift" gegen Sünde und Ansteckung zur Verfügung steht. — So sollte denn jedem Seelsorger die strikte Durchführung des päpstlichen Dekretes über die Frühkommunion der Kinder als ideales Ziel stets vor Augen stehen.

Aber wie bei der Ausführung des Dekretes über die öftere Kommunion, werden wir auch hier mit den Verhältnissen und darum mit dem praktisch Erreichbaren rechnen müssen, wollen wir uns nicht in Einseitigkeiten verlieren und über einer kleinen Schar Kinder, die wir betreuen, große Massen zugrunde gehen lassen. Wenn es allerdings wahr wäre, daß wir uns nur der Kinder intensiv anzunehmen brauchten im Sinne des päpstlichen Dekretes, und wenn wir dadurch mit den Jahren ein ganz neues christliches Geschlecht wie von selber heranbilden würden, das zugleich einen neu belebenden Einfluß auf Eltern und Umgebung ausübt, dann bin ich der erste, der dafür plädiert, dieses Dekret gleichsam zur Grundlage aller pastoralen Arbeit zu machen. Der Erfolg mag in der

Tat auch dort nicht ausbleiben, wo es sich noch um ganz gesunde christliche Gemeinden handelt, und wo der Seelsorger an Schule und Elternhaus die besten Stützen hat, so daß sein Wirken dort einen wirksamen Resonanzboden findet. Im übrigen ist die Frühkommunion im zartesten Alter allein wahrhaftig auch noch keine unbedingte Gewähr dafür, daß solche Kinder nun von vornherein gegen alle Gefahren des späteren Lebens gefeit sind. Ein Beweis nach der Richtung hin müßte eben erst noch erbracht werden. Ein großer Anhänger der Frühkommunion hat mir noch vor kurzem das Geständnis abgelegt, er sei mit Bezug auf die Wirkungen fürs spätere Leben bisher ziemlich enttäuscht worden; er habe da eigentlich keinen großen Unterschied merken können zwischen solchen Kindern, die mit 7 Jahren, und solchen, die mit 9 Jahren die Erstkommunion empfangen hätten. In Internaten, in denen die öftere Kommunion gepflegt wird, kann jeder die Beobachtung machen, daß Knaben der untersten Gymnasialklassen, solange sie noch unschuldige Kinder sind, sich Morgen für Morgen zur Kommunionbank drängen. Kommen die gleichen Schüler dann auf die mittleren Klassen, so zieht sich einer nach dem andern langsam zurück. Wer sie als Beichtvater und Seelenführer näher kennt, wird sich über die Erscheinung durchaus nicht wundern. Ein Allheilmittel ist die Frühkommunion darum m. E. nicht. Auch ist die Gefahr, unter den Kindern eine kleine „Elite" heranzuziehen, die sich dann prächtig entwickelt, sich für den geistlichen Stand und das klösterliche Leben entscheidet, sich aber aus der Masse der übrigen Kinder völlig heraushebt, die dann schon im zarten Alter ganz abseits kommen.

Darum braucht man aber noch lange nicht ein Gegner der Frühkommunion zu sein. Vielmehr soll man tun, was sich im einzelnen Fall und am einzelnen Ort praktisch erreichen läßt. Ein Gutes hat das päpstliche Dekret auf jeden Fall schon gehabt: Überall ist unterdessen das Alter der Erstkommunikanten gegen früher bedeutend herabgesetzt worden. So werden in den Diözesen Preußens mit ausdrücklicher Gutheißung des Heiligen Vaters sowie gemäß dem durch die Fuldaer Bischofskonferenz heraus-

gegebenen Lehrplan für die Grundschule die Kinder im 4. Schuljahr zur feierlichen Erstkommunion angenommen (Münst. Diözesansynode Nr. 188). Dabei darf der Pfarrer „nicht außer Acht lassen, daß Kinder, die nach dem Urteile des Beichtvaters und der Eltern . . . die geforderte Reife besitzen, schon früher auf den Wunsch der Eltern zum privaten Empfang der heiligen Kommunion zugelassen werden sollen" (Nr. 194). Da hat der einzelne Seelsorger schon einen weiten Spielraum in seiner Betätigung. Natürlich kommt viel, wie auch das Dekret selber betont, auf die Eltern an. In kleineren Gemeinden wird sich schon heute Großes erreichen lassen. Hier bleibt dem Geistlichen genügend Zeit, auf die Eltern einzuwirken und sich der ganz Kleinen in entsprechender Weise anzunehmen. In Städten und in großen Industriegemeinden liegen die Verhältnisse ungleich schwieriger. Nur allzuoft versagt da das Elternhaus vollständig. Wo auch hier von den Eltern die Initiative ausgeht, soll der Geistliche keinen Widerstand leisten, falls das Kind im Sinne des Dekretes genügend unterrichtet und vorbereitet ist. Dagegen wird er selber sich der Einzelnen privatim nicht allzusehr annehmen können, sollen die andern Seelsorgsarbeiten darunter keinen Schaden leiden. Schließlich obliegt uns doch nicht nur die Kinderseelsorge. Es müßte m. E. sogar ganz eigenartig berühren, wenn wir uns in der Gegenwart, da es an allen Ecken brennt, in erster Linie auf die Pastoration der Kinder im zartesten Alter zurückziehen wollten. Man ordne doch auch hier das Einzelne ins große Ganze ein! Darum braucht man die Kinder wahrhaftig nicht zu vernachlässigen, besonders nicht in unsern Tagen der erschreckend um sich greifenden sozialistischen „Kinderfreundbewegung" [1])

Daß der Kommunionunterricht auch heute mit größter Umsicht und Sorgfalt gegeben werden muß, bedarf

[1]) Unter den vorgenannten Einschränkungen seien warm empfohlen die Bestrebungen des unermüdlichen Werbeapostels für die Frühkommunion der Kinder, Pfarrer H. A. Heiser in Biblis. Man vgl. vor allem seine Schrift: Die Frühkommunion der Kinder. Praktische Anleitung für Priester, Eltern und Erzieher. 3. Aufl. Wiesbaden 1928. Hermann Rauch.

keiner besonderen Erwähnung. Mit Rücksicht auf das Alter der Kinder darf er „nicht übermäßig Lehrstoff und erst recht nicht zu viel Memorierstoff bieten". Dabei soll er „anschaulich, leicht faßlich und so eindrucksvoll sein, daß er grundlegend für die Zukunft wird und bei den Kindern in froher Erinnerung bleibt. Besonderes Gewicht ist auf die Herzensbildung zu legen". Mit Annahme der Kinder zur ersten hl. Kommunion darf der Unterricht nicht abgeschlossen sein. Er bedarf auch weiterhin fortwährend der Fortsetzung, Ergänzung und Vertiefung (vgl. Münst. Synode Nr. 189—191).

Auch die gemeinsamen Kinderkommunionen sind jedesmal in irgendeiner Weise immer wieder aufs neue vorzubereiten, damit die Kleinen mit der Zeit in das Mysterium fidei auch innerlich hineinkommen. Die äußere Gewöhnung allein tut es nicht. Gewiß wirkt die heilige Kommunion ex opere operato, und darum wollen wir die sakramentale Gnade als solche schätzen, aber schon das Kind muß wissen, daß das Kommunizieren nicht Selbstzweck, sondern praecipuum sanctificationis et salutis medium ist. Hat es das von den Tagen der ersten heiligen Kommunion an erfaßt, dann ist Hoffnung vorhanden, daß es mit den Jahren immer tiefer hineindringt ins Wesen der heiligen Eucharistie und daß es sein Leben mehr und mehr in ihr verankern lernt. — Darum kommt es auch hier auf die Vertiefung an, soweit unsere seelsorgliche Betätigung in Frage steht. Möchten wir dem eucharistischen Heiland schon bei den Kindern die Wege zu bereiten wissen!

*

Es ist etwas unsagbar Großes, aber auch etwas unendlich Schweres, die Menschen dem eucharistischen Heiland entgegenzuführen. Soll es uns einigermaßen gelingen, den Dekreten Pius' X. zur Durchführung zu verhelfen, so müssen wir zuerst dafür sorgen, daß uns selber die Eucharistie keine mit sieben Siegeln versiegelte Quelle ist, sondern daß wir sie vor allem uns selber erschließen. Das sollte uns, die wir täglich am Altare stehen dürfen, nicht allzuschwer sein. Werfen wir keinen Stein auf die Gläubigen, die oft so unempfänglich sind für unsere Mahnungen, und die oft so

wenig Hunger nach der eucharistischen Seelenspeise verspüren, solange wir dieses Himmelsbrot mit mehr Eifer andern austeilen, als wir es selber genießen. Je mehr uns aber die Eucharistie ein köstliches tägliches Manna wird, ohne das wir nicht leben können, und je besser wir in Kraft dieser Speise den Weg durch die Wüste dieses Erdenslebens zu gehen wissen, um so mehr werden wir es verstehen, den Gläubigen einen Begriff davon beizubringen, was es ist um die Communio cum Christo in der heiligen Eucharistie. — Adveniat regnum tuum Eucharisticum sei unser tägliches Stoßgebet für uns wie für diejenigen, die wir zu leiten und zu führen haben. Möchte der Heiland uns zu seinem Werkzeug machen, sein Eucharistisches Reich auf Erden mehr und mehr auszubreiten und zu gestalten!

„Konkurrenz" in der Seelsorge.

Die Diözesansynode des Bistums Münster vom Jahre 1924 enthält einen nachdrücklichen Hinweis auf die Dinge, die man unter dem Namen „Konkurrenz in der Seelsorge" zusammenfassen kann (Nr. 86). Es heißt daselbst: „Jede sogenannte Konkurrenz in der seelsorglichen Betätigung oder auch nur ihr bloßer Schein ist zu vermeiden. Sie richtet sich regelmäßig auf bestimmte Klassen und Kategorien bereits glaubenstreuer und sittlich gefestigter Seelen unter Vernachlässigung der großen Scharen und Massen, die der Seelsorge in besonderer Weise bedürfen. Viel unnötige Kräftezersplitterung und unerquickliche Reibereien können vermieden werden, wenn Seelsorger, deren Arbeitsfelder sich berühren, in geeigneter Weise sich verständigen und nach einem gemeinsamen Plane handeln. Insbesondere sind Neugründungen von Vereinen u. dgl. zu vermeiden, wenn ihre Zwecke durch Neubelebung und Ausgestaltung älterer, schon vorhandener Einrichtungen geradeso gut oder noch besser erreicht werden können."

Die angeführten Sätze verdienen es, daß weitere seelsorgliche Kreise auf sie aufmerksam gemacht werden, und daß sie einmal den Dingen nachgehen, die hier zur Sprache kommen. Dabei sei von vornherein bemerkt, daß es sich im Grunde um nichts Neues handelt. Sozusagen in allen Jahrhunderten können wir von einem gewissen Konkurrenzkampf in der Seelsorge sprechen. Derselbe wurde ehedem manchmal recht offen und aus sehr durchsichtigen Beweggründen heraus auf das schärfste geführt. Vor allem im Hochmittelalter. Man denke beispielsweise an den Streit um Zulassung der Mendikantenorden an die Universität Paris im 13. Jahrhundert, an die Kämpfe der Mendikanten mit dem Pfarrklerus um die pfarrlichen Rechte in der Seelsorge, an die oft

unerquicklichen Streitigkeiten der einzelnen Orden untereinander usw. Nicht immer handelte es sich dabei nur um das Prestige, hier und da standen direkt Existenz- und Lebensfragen für den einen oder den anderen Teil auf dem Spiele. Heute werden wir die Austragung von Streitigkeiten und Kämpfen in den früheren Formen nur noch selten erleben. Aber die neuen Verhältnisse haben neue Arten der „Konkurrenz" geschaffen, auf die im folgenden einmal mit aller Offenheit hingewiesen werden soll.

Das Vereinswesen hat sich in einer Weise entwickelt, daß sich fast notwendigerweise gewisse Reibungen der einzelnen Vereine untereinander ergeben müssen. Die Arbeitsgebiete sind oft nicht genau abgesteckt. Verschiedene Organisationen reflektieren auf die gleichen Gläubigen als Mitglieder, oder sie verfolgen die gleichen praktischen Zwecke und Ziele. Es können leicht Kollisionen entstehen etwa zwischen den Müttervereinen und dem Frauenbund, den Jugendvereinen und den Gesellen, dem Dritten Orden und den Kongregationen u. dgl. Da ist schon ein Kampf um die Mitglieder. In einer größeren Stadt wirbt der Religionslehrer des Gymnasiums vielleicht mit allem Eifer unter seinen Schülern für den Eintritt in die Marianische Studentenkongregation, die er leitet, ein anderer Geistlicher macht sich an die gleichen Kreise heran, um sie für Neudeutschland zu gewinnen, ein dritter sucht sie für die Ideale des Quickborn zu begeistern, wieder ein anderer will sie in der „franziskanischen Jugend" um sich sammeln. Vier oder fünf Geistliche sind auf diese Weise überaus tätig. Sie geben sich wirkliche Mühe um die Seelsorge an den Gymnasiasten, von denen sie allerdings trotz aller Anstrengungen nur einen gewissen kleineren Prozentsatz gewinnen, während die größere Masse sich von keinem erfassen läßt. Wie von selbst kommt es dazu, wenn nicht großzügig und selbstlos gearbeitet wird, daß der eine dem andern die Erfolge fast neidet. Ja es kommt vor, daß Schüler, die sich schon einem Verein oder einer Gruppe angeschlossen haben, vom andern Verein umworben werden, der sie unter seiner Fahne sammeln möchte. So stürzen sich gleichsam alle

auf das kleine Häuflein der Guten, während man zu wenig daran denkt, denen ernstlich nachzugehen, die so ohne weiteres nicht zu gewinnen sind, sondern erst mühsam zurückgewonnen werden müssen.

Ganz ähnliche Beobachtungen kann man machen, wenn man die Bemühungen um die Erfassung der werktätigen Jugend seitens der verschiedenen Vereine näher verfolgt. Um das, relativ genommen, kleine Häuflein, das noch zur Stange hält, reißen sich Jugend-, Gesellen- und neuerdings auch Volks- und Arbeiterverein, abgesehen von Gruppen, die zu den Kreisen der „Jugendbewegten" gehören. Auch für die katholische weibliche Jugend kommen eine ganze Reihe von Vereinen in Betracht. Und so ist es fast überall. Unter dem Druck der Agitation bringen diejenigen Katholiken, die es am wenigsten notwendig haben, das Opfer und treten allen möglichen Vereinen bei. Sie machen mit „um der guten Sache willen". So sieht man denn überall die gleichen Gesichter und hört bei jeder Gelegenheit dieselben Namen.

Nicht nur die Vereine stehen einander manchmal im Wege. Da sind in einer Stadt mehrere Kirchen. Im Verhältnis zur Zahl der Katholiken müßten im Grunde noch mehr Gotteshäuser gebaut werden, und darum fehlt es nirgendwo an Arbeit. Und doch machen sich so leicht Tendenzen geltend, die als Konkurrenz der einen Kirche gegen die andere empfunden werden müssen. Jeder der einzelnen Pfarrer möchte an der Spitze stehen bezüglich der Häufigkeit der Gottesdienste, der Zahl der Kommunionen, der karitativen Einrichtungen u. dgl. Um das zu erreichen, greift man oft zu Mitteln und Wegen, die, rein sachlich betrachtet, im Einzelfall zum mindesten überflüssig sind und unnötige Arbeit bedeuten. Was soll man davon sagen, wenn zwei Kirchen fast nebeneinander liegen, und wenn dann jeden Sonntag von ½6 Uhr an alle halbe Stunde in beiden eine heilige Messe gelesen wird, obwohl die ersten Messen in der Frühe kaum besucht sind und jeder der angestellten Geistlichen bei all der vielen sonstigen Sonntagsarbeit binieren muß? Da täte eine Verständigung not bei aller grundsätz-

lichen Anerkennung der Bedeutung der Pfarrgemeinde. Und wenn gar die Gläubigen aus der einen Kirche durch allerlei Mittelchen in die andere herübergezogen werden? Noch unerquicklicher können die Verhältnisse werden, wenn in einer Pfarre ein Männerkloster mit einer Kirche gelegen ist, in der öffentlicher Gottesdienst gehalten wird. In kleineren Städten und auf dem Lande wirken sich dabei die Folgen regelmäßig noch schlimmer aus als in der Großstadt. Man kann es darum nicht selten erleben, daß ein Geistlicher, der im übrigen ganz gewiß kein Gegner der Religiosen ist, doch um keinen Preis ein Kloster in seinem Sprengel haben möchte. Es ist auch tatsächlich für einen eifrigen Pfarrer nicht angenehm, wenn er sehen muß, wie die Pfarrkinder täglich in förmlichen Prozessionen an der angestammten Kirche vorüberziehen und zum Kloster pilgern, um dort die Sakramente zu empfangen, dem Gottesdienste beizuwohnen und sich Rat zu holen.

Nicht selten kann man sogar eine Art „Konkurrenz" unter einzelnen Geistlichen derselben Kirche oder der gleichen Anstalt konstatieren. Es gibt bestimmte Kategorien von Seelen und Familien, die sich nie über Vernachlässigung seitens der Seelsorger zu beklagen brauchen; manchmal hat es den Anschein, als ob man sich um sie fast reißen würde. Jeder möchte sie betreuen. Da sollte man hie und da an einen regelrechten Wettlauf einzelner Geistlicher untereinander denken, der je nach den Umständen auf den unbeteiligten Zuschauer abstoßend oder auch ergötzlich oder gar lächerlich und kindisch zu wirken vermag. Genügendes Illustrationsmaterial dafür hat wohl ein jeder von uns zur Hand. Allerdings muß man sagen, daß die neueren Zeiten gerade hier eine Wendung zum Guten gebracht haben. So manche unerquickliche, meist mehr als kleinliche Vorkommnisse von ehedem sind heute im allgemeinen schlechterdings nicht mehr möglich. Aber wer von uns weiß sich ganz frei von allen Regungen und Bestrebungen, die so leicht allerlei Kollisionen und Konkurrenzen zu bringen vermögen?

Bitter wird von den beteiligten Kreisen oft die Konkurrenz auf dem Gebiete der theologischen

oder religiösen literarischen Unternehmungen empfunden. Eine Zeitschrift kann nicht leben und nicht sterben. Anstatt ihr zu Hilfe zu kommen durch Mitarbeit und Abonnement, wird flugs ein Gegenunternehmen gegründet, das dann ebenfalls von einem Jahr ins andere hinein nur zu ringen und zu kämpfen hat, um seine Existenz notdürftig zu fristen. Oder es hat sich gezeigt, daß eine Übersetzung der Heiligen Schrift einen größeren äußeren Erfolg hat, und gleich schießen neue Übertragungen wie Pilze aus der Erde hervor.

Auf der 22. Generalversammlung des katholischen Preßvereins für Bayern machte Generaldirektor Prälat Dr. L. Müller folgende Ausführungen: „Katholische Tagespresse und Vereinsblätter. Wohl sämtliche katholische Vereine stellen mehr oder weniger große Ansprüche an die katholische Tagespresse. Versammlungsankündigungen und Berichte bringen oft schwere Belastung. Helfen dafür alle katholischen Organisationen auch der Tagespresse? Oder besteht die Klage zu Recht, daß so manche Vereinsblätter der Tagespresse durch Inseratenwegnahme das Blut entziehen? Gar so viele Vereine haben wieder eigene Vereinsblätter geschaffen, die vielleicht nicht notwendig wären. Gegen notwendige Standeszeitungen wird niemand etwas einwenden. Ich will nicht Kritik üben, sondern die Tatsache erklären, warum Tageszeitungen, speziell in der Hauptstadt (München), wiederholt ihren ganzen Inseratenspiegel umstellen mußten und viel verloren haben: Die Arbeiterblätter erhalten die speziellen Arbeiterinserate, der Tagespresse werden sie entzogen. In den Bauernblättern erscheinen alle speziellen landwirtschaftlichen Annoncen . . . In unsern Münchener Tageszeitungen hatten wir früher alle Inserate, die jetzt in den Klerusblättern stehen: Orgel und Harmonium, Glockengießereien, Goldschmiedearbeiten, Monstranzen und Kelche, Wein, Kerzen und Kirchenbedarf, Paramente und Turmuhren, Talare, Priestergewänder und die Stellengesuche der Pfarrköchinnen. Und jetzt? — Das sei nicht Kritik, aber Konstatierung der Tatsachen. Ja, von was soll denn der Kamin der katholischen Tageszeitungen rauchen und ihre Maschinen sich bewegen?

Und die in Deutschland bestehenden Ordensdruckereien? Nach Angabe auf dem Magdeburger Katholikentag sind es 66! Werden sie in ihrem entsprechenden Rahmen bleiben oder werden sie den ohnedies nicht auf Rosen gebetteten Buchverlagen neue Konkurrenz bringen, manchen vielleicht die volle Katastrophe? Es wird auf allen Versammlungen der Verlagsleiter mit so tiefer ernster Sorge besprochen, daß die Laienverlage bei den hohen tariflichen Verpflichtungen unmöglich konkurrieren können mit unbezahlten Brüdern als Arbeitern, wenn andere Brüder auf die Kollekte gehen und dabei die Buchdruckerzeugnisse ihres Hauses vertreiben?... Was ist damit gewonnen für die große katholische Sache, was wenigstens in literarischer Beziehung? Ob die vom Borromäusverein Bonn und der Katholischen Schulorganisation in Düsseldorf neugegründete „Herausgabegemeinschaft Buch und Volk", die eine Bücherei der Lebensalter schafft, nicht auch trotz besten Willens den einen oder andern Verlag auf das Sterbebett legt? Und wird die illustrierte katholische Zeitschrift „Der Feuerreiter" nicht die Hälfte ihrer 75000 Abonnenten verlieren und damit zum Tode verurteilt sein, wenn ein Missionsorden eine neue ähnliche illustrierte Zeitschrift aufmacht? Am Magdeburger Katholikentag hat man auch darüber bitter geklagt. Aber was hilft das Klagen? Sehe jeder auf seinem Platz, daß nicht starke Kirchenmauern ausgebrochen und Kapellen neben Kapellen angebaut werden, bis die großen Kirchengebäude zusammenbrechen."[1])

Auch die Errichtung neuer kirchlicher oder karitativer Häuser und Anstalten irgendwelcher Art kann unter Umständen konkurrenzartig wirken. Wie oft wird in der Öffentlichkeit ein neues Unternehmen als für die Kirche lebensnotwendig hingestellt, für das große materielle Opfer gefordert werden. Hinter den Kulissen kann man erfahren, wie sich die Kreise, die schon auf dem betreffenden Gebiete arbeiten, mit aller

[1]) Allgemeine Rundschau XXV vom 20. Oktober 1928 Nr. 42 S. 666.

Macht gegen die Neugründung anstemmen, und wie sie nichts unversucht lassen, um sie zu verhindern und zu unterbinden. Immer neue Waisenhäuser und Kinderheime werden von Organisationen und Vereinen gegründet. Dabei wird es den vorhandenen oft sehr schwer, sich zu halten, da ihnen kaum noch Kinder überwiesen werden. Ein Exerzitienhaus ersteht neben dem andern. Dabei wissen die bestehenden oft nicht, wie sie die einzelnen Kurse besetzen sollen. Sie kommen aus ihren Schulden und Verwaltungssorgen nicht heraus. Kein Wunder, daß unsere kirchlichen und karitativen Anstalten hie und da so rein „geschäftsmäßig" aufgezogen werden, nicht gerade im Sinne einer „Katholischen Aktion".

Seitdem die langwierigen Verhandlungen mit den verschiedenen deutschen Staatsregierungen fortgefallen sind, haben sich die klösterlichen Niederlassungen in einer Weise vermehrt, daß es ein offenes Geheimnis ist, daß manche Bischöfe ihre Diözesen für Männerklöster einfach geschlossen haben und Neugründungen gar nicht mehr oder nur noch selten und unter mancherlei Kautelen und Einschränkungen gestatten, z. B. unter der Bedingung, daß keine Klosterschule gegründet oder daß kein öffentlicher Gottesdienst eingerichtet wird. Auch empfinden die einzelnen Orden und Genossenschaften unter sich solche Neugründungen oft genug als eine lästige Konkurrenz, die ihre Arbeitsgebiete beschneidet oder ihre Unterhaltsmöglichkeiten mindert.

Es hat gar keinen Zweck, diese Dinge, die in internen Kreisen fort und fort besprochen und erörtert werden, zu verkennen oder sie zu verschweigen oder gar abzuleugnen, es kann vielmehr für alle Teile nur von Nutzen sein, wenn man sie in aller Ruhe und Sachlichkeit offen und frei behandelt, um eine Entspannung und Klärung in so manchen Fragen herbeizuführen. Andernfalls möchten sich die Verhältnisse leicht einmal so zuspitzen, daß es zu einem offenen Kampf und damit zu Konflikten kommt, die ungeheures Ärgernis verursachen und auch unberechenbaren Schaden anrichten müßten. Schon heute ist der entstandene Schaden gerade groß genug.

Bis zu einem gewissen Grade wird sich eine „Konkurrenz" in der Seelsorge nie ver-

meiden lassen, mag auch alles noch so eingehend durch Kodex und bischöfliche Verordnungen sowie durch persönliche Abmachungen geordnet und geregelt sein. Es ist häufig auch zu begrüßen, daß seelsorgliche Arbeiten nicht nur von einer, sondern von verschiedenen, ja von recht vielen Seiten in Angriff genommen werden. Das Arbeitsfeld selber ist regelmäßig umfangreich und groß genug, so daß sich viele in die Arbeit teilen dürfen, ohne daß sich einer über Mangel an Beschäftigung zu beklagen brauchte. Zur Linderung der heutigen Not können nicht leicht zu viele Kräfte tätig sein. Bedeutet die Hilfe des Einzelnen vielleicht nur einen Tropfen auf einen heißen Stein, so kann doch nachhaltig geholfen werden, wenn von allen möglichen Seiten her beigesteuert wird und alles zusammenkommt.

Im profangeschäftlichen Leben hat die Konkurenz auch ihr Gutes. Wir wollten hier den freien Wettbewerb nie ausgeschaltet wissen. Er macht Kräfte mobil und spornt an, das Beste zu leisten. — Ähnlich vermag auch in der Seelsorge die „Konkurrenz" belebend zu wirken. Sie bewahrt vor Stagnation und traditioneller mechanischer Betätigung. Sie bringt Leben und leitet an zur Selbstkontrolle wie zu neuen Plänen. Aber es muß sich um einen heiligen, selbstlosen Wetteifer handeln, der nur der Sache dienen will. Seelsorger, die auf dem gleichen Arbeitsfelde tätig sind oder die die gleichen Personen betreuen, müssen in jeder Beziehung miteinander gehen. Sie müssen vereint schlagen, auch wenn sie getrennt marschieren. Wie traurig ist es, wenn man da ein Nebeneinander oder gar ein Gegeneinander konstatieren kann! Wie viele Kräfte werden in einem solchen Fall zersplittert, um nicht zu sagen, vergeudet! Schon aus Gründen des überall empfundenen und immer wieder beklagten Priestermangels können wir uns den Luxus nicht gestatten, daß die vorhandenen Kräfte „unrationell" verwendet werden. Und doch wird viele Arbeit oft doppelt und dreifach getan. Ärger und Verdruß sowie allerlei persönliche Reibereien, die dann wieder ihre Schatten auf das ganze seelsorgliche Zusammenarbeiten werfen, bleiben nicht aus.

Nicht nur wird viel Priesterkraft auf diese Weise mehr oder weniger umsonst vertan, es wird auch in finanzieller Beziehung häufig genug sehr unrationell gearbeitet. Hier wird ein wunder Punkt berührt, über den gar viel zu sagen und zu schreiben wäre. So manche gute Idee, die den neuzeitlichen Verhältnissen gerecht wird, verdient in die Tat umgesetzt zu werden. Aber muß man zu dem Zweck denn jedesmal ein neues Gebäude errichten, um einen großen Büroapparat nebst Druckerei darin unterzubringen? Warum knüpft man nicht an Vorhandenes und Bestehendes an, das man leicht und ohne allzu große Kosten entsprechend ausbauen und umgestalten kann? Neuerdings scheint die Gründung von Schulungs- und Erholungsheimen seitens der katholischen Verbände zu den Lebensnotwendigkeiten der Kirche zu gehören. Warum benutzen wir nicht die vielen vorhandenen Sommerfrischen und Erholungsheime, indem wir den Bedürftigen beispringen, so daß sie einen Aufenthalt in einem ländlichen Krankenhaus, das auf solche Kurgäste angewiesen ist, bezahlen können? Andernfalls werden manche kirchliche Unternehmungen selbst vielen weltlichen Geschäften eine schwere Konkurrenz, über die nicht selten bittere Klage geführt wird. Zum Belege könnten hier erschütternde Einzelheiten beigebracht werden. Der Abhaltung von Schulungskursen können oft genug vorhandene Exerzitienhäuser, Gesellenhäuser u. dgl. nutzbar gemacht werden. Wie manche wirklich dringende seelsorgliche Aufgabe kann dagegen nicht oder nur mangelhaft in Angriff genommen werden wegen der fehlenden Gelder. Da sollte man sich doch ehrlich fragen, ob die vorhandenen Mittel sowie die aus mühseligen Sammlungen zusammengebrachten Summen, an denen oft genug der Schweiß der Armen klebt, nicht in ganz anderer Weise verwandt werden können, als es in der Praxis des Lebens nicht selten geschieht.[2])

[2]) Die Freie Stadtkonferenz eines der wichtigsten Dekanate des westfälischen Industriezentrums hat in Anlehnung an die obigen Gedanken, die zuerst in „Theologie und Glaube" erschienen, folgende Entschließung gefaßt:

Durch all dieses erwächst der Gesamtheit der kirchlichen Interessen unberechenbarer Schaden. Dazu kommt, daß die Arbeit derer, die sich gegenseitig in ihren Bestrebungen gleichsam den Rang ablaufen wollen, sich leider jedesmal und ohne irgend eine Ausnahme bezieht „auf bestimmte Klassen und Kategorien bereits glaubenstreuer und sittlich gefestigter Seelen unter Vernachlässigung der großen Scharen und Massen, die der Seelsorge in besonderer Weise bedürfen". Man will ja unter denen Einfluß und Anhang gewinnen, die nicht erst noch gewonnen und „bekehrt" zu werden brauchen, mit denen vielmehr von

---

„Die stetig steigende und erhebliche finanzielle Anspannung unserer „guten Katholiken" für kirchliche Zwecke nimmt ein Ausmaß an, das nicht mehr tragbar ist. Fast jede unserer Familien, deren Mitglieder sich in den Vereinen betätigen, wenden für genannte Zwecke mindestens pro Jahr 110 Mark auf, dabei ist nur mit einem heranwachsenden Sohn und einer Tochter gerechnet.

Kirchensteuer 15 Mark, Arbeiterverein mit Sterbehilfe beim Männerverein 13 Mark, Volksverein 2 Mark, Mütterverein und Sterbehilfe 5 Mark, Jünglingssodalität 4,80 Mark, Jugendkraft 6 Mark, Jungfrauenkongregation 2 Mark, Kirchlicher Anzeiger 3 Mark, für Elisabeth- und Vinzenz-Konferenz, Gewerkschaft 52 Mark, = 103 Mark, dazu Krankengeldzuschußkasse, Parteibeiträge, Kollekten. Setzt man dazu die außerordentlichen Ausgaben für Kalender, Missionszeitschriften, Schulorganisation, Bonifatius-, Franziskus-Xaverius-Verein, sowie die in vielen Gemeinden bestehenden monatlichen Büchsensammlungen für kirchliche Zwecke insgesamt noch mit 40 Mark ein, so beträgt die Belastung einer guten Arbeiterfamilie mindestens 150 Mark pro Jahr, also für viele ein ganzes Monatsgehalt.

Daß deshalb unsere guten Leute, des Gebens überdrüssig, vielfach vereinsmüde werden und ihre religiöse Betätigung auf das Gotteshaus beschränken, ist nicht zu verwundern, wohl aber im Interesse unserer Sache zu bedauern.

Abhilfe kann und muß geschafft werden:

1. Die Haus- und Kirchenkollekten müssen möglichst eingeschränkt werden. Die sog. wilden Sammlungen — ohne Wissen des Pfarramtes — müssen unterbleiben. Der gewiß notwendige Vertrieb der Missionszeitschriften und Sammlungen für Missionshäuser wird zweckmäßig durch Übereinkommen der Missionsgesellschaften und der Bischöflichen Behörde bezw. dem Seelsorgsgeistlichen geregelt.
2. Die Anforderungen der Zentralen an die einzelnen Vereine sind vielfach zu hoch. Eine gedeihliche Entwicklung der Vereine muß dadurch beeinträchtigt werden, wenn einzelne Zentralen ¾ der Beiträge für eigene Zwecke fordern, so daß für die örtlichen Vereinszwecke nicht viel übrig bleibt.

vornherein schon etwas zu machen oder auch bei denen etwas zu — holen ist. Die Arbeit an anderen Kreisen überläßt man gern selbstlos und neidlos all den — Idealisten, die sich dafür hergeben und opfern wollen. Gerade dort sollte einmal ein heiliger Wettlauf einsetzen, wo man leider nur zu oft von einem seelsorglichen Brachfeld reden kann, das aber um jeden Preis in intensivster Weise bearbeitet werden muß. Möchte doch hier recht bald einmal ein wahrer edler Kon-

---

Bei aller Anerkennung der Bedeutung der Zentralen lassen sich — wie überhaupt nicht — so sicher nicht unter den jetzigen schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen solche Geldopfer rechtfertigen. Die in Reich und Staat notwendigen Verwaltungsreformen müssen mutatis mutandis auch bei uns einsetzen.

Es muß unbedingt überlegt werden:

1. ob nicht die Ausgestaltung unserer Zentralen vereinfacht,
2. ob nicht die Zahl ihrer Beamten und ihre Besoldung eingeschränkt,
3. ob nicht Zentralen zusammengelegt, insbesondere
4. ob nicht das Verbands-Zeitschriftenwesen verbilligt und vereinfacht werden könnte.

Insbesondere zu Punkt 4 bemerken wir:

a) die Zahl der von den Zentralen herausgegebenen Verbands-Zeitschriften ist zu groß. Es wäre zu überlegen, ob nicht eine Verschmelzung möglich ist.

b) Einige von diesen Zeitschriften sind zu umfangreich.

c) Für die Präsides der einzelnen Vereine könnte vielleicht eine gemeinsame Präsides-Korrespondenz geschaffen werden, die jedem Präses die für seinen Verein notwendigen Anregungen gibt und über die Bestrebungen der anderen Vereine orientiert.

d) Druck und Versand der Verbandszeitschriften könnte von einer Stelle aus getätigt werden (durch Zusammenlegung der technischen Betriebe, durch Druck und Versand der Zeitschriften an ein und derselben Stelle).

Dadurch würde unsere katholische Kirche bedeutend an Stoßkraft gewinnen, ebenso wäre damit von selbst eine engere Fühlungnahme und ein Zusammenarbeiten der Zentralstellen gegeben.

Es dürfte nie der Anschein erweckt werden, als wenn die Zentralverbände nebeneinander arbeiten, ohne den Blick auf das große Ganze zu richten, als ob sie Selbstzweck und nicht Mittel zum Zweck wären.

Ein einträchtiges Zusammenarbeiten wird ohne Zweifel die Fühlung der Vereine in den Bezirken und Pfarreien, den großen Gedanken katholischer Eintracht und Liebe fördern, zum Segen des Pfarrlebens.

Auch für unsere Zentralen muß gelten:

Keine Konkurrenz! Auch der Schein eigensüchtiger Arbeit oder kapitalistischer Einstellung muß vermieden werden.

Alles nur für unsere große, gut katholische Sache!"

kurrenzkampf einsetzen und auf allen Seiten im Schweiße des Angesichtes gearbeitet werden!

Schon die bisherigen Ausführungen haben einige Fingerzeige dafür ergeben, wie so manchen Dingen abzuhelfen ist. Sie bedürfen jedoch noch der Ergänzung. — Vor allem habe man in jedem Einzelfall ein feines Gefühl sowie einen geschärften Blick dafür, ob und inwiefern ein „Konkurrenzunternehmen" vorliegen kann. Es sei hier nämlich ausdrücklich betont, daß es sich in den seltensten Fällen um ein planmäßiges und bewußtes Eingreifen in die Aufgaben und Interessen anderer handelt! Mit Bewußtsein und Absicht sucht man nicht sich selbst und seinen persönlichen Vorteil, sondern man möchte ehrlich der Kirche und den Seelen dienen. Aber die Praxis des Lebens macht kurzsichtig und läßt oft die höheren Ideale vergessen. Man ist Mensch, und man bleibt Mensch!

Dazu kommen neuerdings so viele „seelsorgliche Schlagworte", die man auf sich einwirken läßt und nach denen man sich richten zu müssen glaubt. Heute wird eine bestimmte Parole ausgegeben, und viele sehen und hören eine Zeitlang nichts mehr als eben diese Parole. Wird dann nach einiger Zeit wieder eine neue Pastorationsform auf den Schild gehoben, so wirft man sich mit der gleichen Energie auf diese, und so fort in infinitum. Da ist oft ein gewisser blinder Eifer sowie ein gedankenloses Nachbeten und Nachlaufen die Ursache für manche Einseitigkeiten, die zu Konflikten führen. Um so mehr tut eine Orientierung not. Es sei gestattet, zunächst einige allgemeine, mehr prinzipienhafte Gedanken vorzulegen, die dann auf mehrere wichtige und heute besonders aktuelle und vielbesprochene Punkte angewandt werden sollen.

Die elementaren Grundlinien, auf denen sich das Zusammenarbeiten in der Seelsorge aufbaut, sind durch kirchliche Rechtsbestimmungen festgelegt. Sie sind natürlich unbedingt zu respektieren und zu beachten. Leider scheinen manche Seelsorger die einschlägigen Bestimmungen zum Teil nur recht mangelhaft zu kennen. Das gilt z. B. nicht selten bezüglich

der Rechte und Privilegien der Ordensleute seitens des Weltklerus. So sehr die Religiosen sich der Beschränkung bewußt bleiben müssen, die ihnen von der Kirche in Ausübung der Pastoration gesetzt sind (sofern ihnen nicht die Pfarrseelsorge übertragen ist), so haben sie doch auf der anderen Seite ihre Rechte zu vertreten, die ihnen nicht nur zu ihrem eigenen Vorteil und Nutzen, sondern auch im allgemeinen Interesse gegeben worden sind.

Auch auf andern Gebieten muß die Rechtslage unbedingt als maßgebend anerkannt werden. Außerdem sind geschichtlich gewordene Verhältnisse anzuerkennen. Mit bloßer Prinzipienreiterei sowie mit der steten Hervorkehrung des starren Rechtsstandpunktes ist allein auch noch nichts gewonnen. Rechtsfanatiker rennen überall an und schaffen erst recht Konflikte. Schließlich muß man zu- und abzugeben wissen, und man muß im Einzelfall auch einmal fünf eine gerade Zahl sein lassen können. Das Recht allein wirkt trennend. Es wird immer Grenzpunkte geben, die nicht rechtlich geregelt werden können. Es kann auch nicht jeder Fall von vornherein durch das Gesetz berücksichtigt werden. Da bleibt nichts übrig als eine freundschaftliche Verständigung.

Warum teilt der eine dem andern nicht vorher mit, wenn er etwas unternehmen will, von dem er voraussieht, daß daraus Unstimmigkeiten und Spannungen entstehen können? Vorher hat man nicht den Mut, sich dem andern „vor die Flinte" zu stellen; darum handelt man aus lauter Furcht und Angst hinter seinem Rücken. Dabei bedenkt man aber zu wenig, daß ein solches Verfahren erst recht verstimmend wirken muß, und daß man sich dadurch eine Atmosphäre schafft, die nachträglich fast nicht mehr zu bereinigen ist.

Man möge auch weitherzig sein in dem Sinne, daß man nicht nur das Pastorationsmittel gelten läßt, das man selber pflegt, sondern auch andere Formen der Seelsorge anerkennt. Einer kann durch den Dritten Orden, er kann aber auch durch die Marianische Kongregation im geistlichen Leben vorangebracht und als Laienapostel geschult werden. Da pflege man doch das, was schon am Ort vorhanden ist oder was nach

Lage der Verhältnisse als besonders brauchbar erscheint. Man meine nicht wunders, was man geleistet habe, wenn man z. B. ein junges Marienkind für den Dritten Orden gewinnt, es aber dadurch der Kongregation, der es bisher angehörte, entfremdet. Auch hier gilt es, daß man fort und fort Fühlung nimmt und Hand in Hand miteinander geht. Wie sind doch manche bei all ihrem seelsorglichen Eifer so eng in ihrem Blick und in ihren Ansichten! Ob nicht doch manchmal reichlich viel versteckter persönlicher Egoismus, Vereinsegoismus, Ordensegoismus und dergleichen mitunterläuft? Und im Einzelfall vielleicht auch etwas reichlich viel — „Kindsköpfigkeit"? Das scheint in manchen Fällen der einzig richtige Ausdruck für das zu sein, was dem Konkurrenzlaufen der Seelsorger untereinander zugrunde liegt. Da seien wir doch schon darum recht weitherzig und sorgen wir, daß wir nicht in den üblen Ruf kommen, ein — Kindskopf zu sein. —

Nach diesen Bemerkungen mehr grundsätzlicher und taktischer Art sei nun noch Stellung genommen zu einigen konkreten Fällen, die sich ergeben können. Vor allem müssen die Geistlichen, die an einer Kirche zusammen arbeiten, das rechte Verhältnis zueinander haben. Der Hilfsgeistliche sehe im Pfarrer grundsätzlich den verantwortlichen Leiter, dessen Anordnungen immer maßgebend sein müssen. Schon der Ordnung wegen. Als Kaplan tue man darum nichts von Bedeutung und Wichtigkeit hinter dem Rücken des Pfarrers, vielmehr bespreche man sich mit ihm und erbitte sich zu seinen Unternehmungen den Segen seines Vorgesetzten. Damit wird vielem von vornherein die Spitze abgebrochen. Auch als Leiter eines Vereins betrachte sich der Hilfsgeistliche nicht als absoluter Herr und Meister, der nur der bischöflichen Behörde Rechenschaft und Verantwortung schuldet. Die Kapläne „sollen sich stets gegenwärtig halten", schreibt die Münsterische Diözesansynode vom Jahre 1924, „daß sie nicht selbständige Seelsorger, sondern Stellvertreter des Pfarrers und Mithelfer in universo paroeciali ministerio sind. . . . Ohne Zustimmung des Pfarrers sollen sie keine Neuerungen einführen und keine Sammlungen in der Gemeinde abhalten. Sie sollen auch in

der ihnen zugewiesenen Vereinstätigkeit mit ihrem Pfarrer Fühlung nehmen und behalten . . . ." (Nr. 378). Es mag vereinzelte Hilfsgeistliche geben, denen es fast unmöglich ist, sich nach diesen Anweisungen zu richten und doch Ersprießliches zu wirken. Wer sich in einer solchen Lage befindet, handle aber nie ohne den Rat bewährter und erprobter Konfratres und in wichtigeren Fällen gegebenenfalls nicht ohne Anweisungen seitens der Behörde. Aber unter normalen Verhältnissen halte man sich strikte an die oben gegebenen Weisungen, und man wird immer gut dabei fahren. Selbstverständlich wird anderseits ein wohlmeinender Pfarrer die Arbeiten seiner Kooperatoren mit Interesse und Teilnahme verfolgen und sie auf jede Weise zu fördern suchen.

Sind in einer Stadt mehrere Pfarren, so schließe man sich nicht nur etwa in steuerlicher Beziehung zu einem Pfarrverband zusammen. Von größter Bedeutung ist es, daß eine führende Persönlichkeit mit weitem Blick und Initiative vorhanden ist, die es versteht, Planmäßigkeit und Einheitlichkeit in die Seelsorge der Stadt zu bringen. In der Geschlossenheit besteht unsere Kraft! Der einzelne Pfarrer denke nicht nur an seine Kirche, wenn es sich um Verteilung der Kirchensteuern u. dgl. handelt! Die wahren Bedürfnisse des Gesamtverbandes müssen stets maßgebend bleiben. Vor allem zeige sich ein Pfarrer großzügig, wenn der Umfang seines Sprengels eine Abpfarrung erfordert. Manche scheinen zu denen zu gehören, die nichts abgeben können und am liebsten wie kleine Bischöfe in ihren unübersehbaren Pfarrbezirken amtieren wollen, obwohl an eine geordnete Seelsorge unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu denken ist.

Reichliche Konkurrenz machen sich heute, wie wir gesehen haben, die kirchlichen Vereine. Schon in kleinen Pfarren auf dem Lande fehlt es da nicht an Reibungen. So erlebte ich es irgendwo, daß Gesellen und Sodalen nicht in einer Messe gemeinsam kommunizieren wollten. In einer Stadt sollten die Vorstände der bestehenden katholischen Frauen- und Jungfrauenorganisationen zwecks gemeinsamen Vorgehens in einer bestimmten Frage zusammen tagen. Der

Sache erwuchsen erhebliche Schwierigkeiten und lange Verhandlungen wegen der Frage, welcher Verein die Vorsitzende zu stellen habe. Solche — Dummheiten (man verzeihe den Ausdruck!) dürften in unserer schweren Zeit nicht mehr vorkommen! Bei der Agitationsarbeit muß alles unterbunden werden, was den Anschein erwecken kann, als ob ein Verein sich auf Kosten anderer Vereine entwickeln möchte. Wenn Gesellen-, Jünglings- und Arbeitervereine um die werktätige Jugend werben, so sollten die Präsides der betreffenden Vereine doch wenigstens zuvor miteinander verhandeln und das Agitationsfeld abgrenzen. Dabei sollte man auf örtliche Verhältnisse sowie auf den faktischen Besitzstand eines Vereins weitgehende Rücksicht nehmen. Es muß ein organischer Zusammenhang geschaffen werden; der gleiche Herzschlag muß alle zur gemeinsamen katholischen Aktion vereinen, wie Papst Pius XI. es will. Mit Recht fordert die Münsterische Diözesansynode (Nr. 299 f.): ‚An größeren Orten sollen Vertreter aller Vereine sich zu einer Arbeitsgemeinschaft vereinigen, um ein einmütiges Vorgehen sowie eine Zusammenlegung mancher Veranstaltung zu erreichen. Neue Vereine dürfen nur nach reiflicher Überlegung und Beratung gegründet werden. Namentlich ist vorher die Frage zu klären, wie der neue Verein sich in die Gesamtheit der am Orte schon bestehenden Vereine einfügt." Das sind goldene Richtlinien, die viel Verdruß und Ärger verhüten können und einem planmäßigen Zusammenarbeiten das Wort reden. Wie oft kann man eine alte, vorhandene Einrichtung neu beleben, indem man ihr einen neuzeitlichen Aufgabenkreis zuweist! Im Einzelfall mag allerdings ein überkommener Verein durch seine Vergangenheit so mit ablehnenden Werturteilen oder mit Mißbräuchen, die sich im Laufe der Jahre eingeschlichen haben, belastet sein, daß es ungleich leichter ist, eine Sache auf dem Wege einer Neugründung zu erreichen, als den überkommenen Verein wieder populär zu machen und ihn zu neuem Leben zu erwecken. Ist aber ein wirklich geeigneter, lebenskräftiger Verein vorhanden, so knüpfe man daran pietätvoll an und mache ihn der neuzeitlichen Aufgabe dienstbar.

Bei der heutigen straffen Organisation der einzelnen Standesvereine in großen Verbänden mit ihren Diözesan- und Landeszentralen verspreche ich mir nur dadurch eine wirksame Abhilfe von so vielfachen bedauernswerten Rivalitätserscheinungen, daß der „Apparat" wesentlich vereinfacht wird. Derselbe ist viel zu teuer und steht oft in keinem Verhältnis zum Erfolg. Aber anstatt Brot zu backen, bleiben wir am Backofenbauen. Da müssen sich die Zentralen viel mehr als bisher zu gemeinsamen Beratungen zusammensetzen. Dabei ist es nicht genug, daß sie gelegentlich einmal offiziell zusammenkommen, wobei sie so schöne Gelegenheit haben, gerade den brenzligen Fragen aus dem Wege zu gehen! So manche Dinge können überhaupt nicht öffentlich behandelt werden, will man nicht nach allen Seiten hin provozieren und verstimmen. Da müssen die Führer selbst aus eigener Initiative heraus miteinander in persönliche Verbindung treten, und zwar nicht mit dem geheimen Hintergedanken, für die eigene Position möglichst viel herausholen zu wollen, sondern einzig beseelt von dem einen Herzensverlangen, alle vorhandenen Mittel sich voll und ganz auswirken zu lassen, damit auf jede Weise das Gute geschieht, einerlei, ob von hüben oder von drüben.

Was ließe sich für alle Teile erreichen, wenn unsere verschiedenen Jugendorganisationen, zunächst Jugend- und Jungmännervereine und Gesellenvereine, noch weit mehr als bisher zusammengehen würden! Der Gesellenverein hat nun einmal, wenn wir von den alten Kongregationen absehen, die ältesten Briefe. Das Kolpingsprogramm ist nicht zu übertreffen oder zu ersetzen. Darum wäre es nicht zu verantworten, wenn wir es preisgeben wollten. Wo ist die werktätige Jugend, vor allem soweit sie aus der Familie herausgerissen ist, besser aufgehoben? Im Gesellenverein findet der junge Mensch ein Heim, wo für ihn in leiblicher und seelischer Beziehung aufs beste gesorgt wird. Man kann ihn ruhig auf Wanderschaft ziehen lassen, da er in allen Städten, selbst an den bedeutendsten Plätzen des Auslandes, sein Heim wieder-

findet. Immer wieder habe ich beobachten können, daß alle, die im Gesellenverein heimisch geworden sind, in denkbar bester Weise betreut werden. Die vielen Handwerksmeister, die aus ihm hervorgegangen sind, zählen durchweg zu den gediegensten Mitgliedern einer Pfarrei. Und wie hängen die Mitglieder bis in ihr spätes Alter hinein mit Leib und Seele gerade an diesem ihrem Verein! — Gewiß kommt er nicht für die gesamte katholische Jungmännerwelt in Betracht, sondern nur für bestimmte Kreise. Aber man wolle doch nicht eifersüchtig darüber wachen, ob nun auch jedes Mitglied ein Geselle ist im alten Sinn des Wortes! Man wolle sich vielmehr herzlich freuen über all die, die dort Unterkunft gefunden haben! Wenn Vater Kolping heute lebte, so würde er den Kreis der Mitglieder auch noch auf so viele andere beziehen, die ohne Heim und ohne Anschluß sich ein Kosthaus oder eine Schlafstelle in der Fremde suchen müssen, und die in größter Gefahr sind, zugrunde zu gehen. Der Jungmännerverein hat für sie gar nicht die Einrichtungen, die hier nicht zu entbehren sind. Er müßte höchstens auch daran gehen, Hospize und Heime zu errichten, die dann aber Unsummen verschlingen und nur wieder eine Konkurrenz der Gesellenhäuser bedeuten würden. Nötigenfalls vergrößere und vermehre man die Gesellenhospize. Das kommt immer noch weit billiger, als wenn der ganze Apparat verdoppelt werden muß. Auf der andern Seite sollten die Gesellenvereine aber auch gern bereit sein, den wandernden Mitgliedern unserer katholischen Jugendvereine, soweit sie sich auszuweisen vermögen, unter besonders günstigen Bedingungen gastliche Aufnahme und Obdach zu gewähren. — Ähnlich läßt sich anderswo ein inniges Zusammengehen ermöglichen, wenn nur überall guter Wille vorhanden ist. Von „Konkurrenz" wird dann bald von selbst nichts mehr zu bemerken sein. — Wenn übrigens nicht alles täuscht und trügt, ist man gerade seitens der katholischen Jugendorganisationen gegenwärtig auf dem besten Wege, einander näher zu kommen. Wenigstens kann man bei den gegenwärtigen Leitern der Düsseldorfer Jugend- und der Kölner Gesellenzentrale eine Auffassung von ihrer Stellung konstatieren, die ganz von selbst zu einem Zu-

sammengehen in der oben gekennzeichneten Richtung führen wird. Man denke nur an das „Köln-Düsseldorfer Abkommen", das auf der Jugendverbandstagung in Neisse (Juni 1928) feierlich proklamiert wurde.[3]) Möchten andere von ihnen lernen!

Und nun noch ein letztes, aber delikates Kapitel: das Verhältnis des Welt- zum Ordensklerus, betrachtet vom Standpunkt der „Konkurrenz", die zwischen beiden möglich ist, und die hie und da auch offen oder versteckt in Erscheinung tritt. Im Anschluß daran wäre noch einiges zu sagen über das Verhältnis der verschiedenen Orden und religiösen Genossenschaften untereinander. Auch hier kann naturgemäß vieles nur mehr angedeutet als offen zur Debatte gestellt werden, da so manche umstrittene Punkte noch weniger als die soeben besprochenen Dinge auf literarischem Wege ihrer Lösung entgegengeführt werden können.

In unseren Tagen haben die männlichen klösterlichen Genossenschaften eine ungleich größere Bedeutung als etwa vor einem Menschenalter. Damals war bei den meisten Orden sozusagen alles noch in den Anfängen. Die Säkularisation hatte die männlichen Religiosen bis auf kümmerliche Reste zusammenschmelzen lassen. Kaum hatten sie sich von den vernichtenden Folgen derselben mühsam erholt, kam der Kulturkampf, der die Ausweisung der meisten Ordensleute aus Deutschland auf eine Reihe von Jahren mit sich brachte. Trotzdem kam es später zu einem mächtigen Aufschwung. Die Zahl der einzelnen Ordenspriester vermehrte sich schnell. Eine ganze Reihe neuer Orden und Ordensgenossenschaften traten auf den Plan. Als nun erst gar so manche hemmende Schranke seitens der staatlichen Gesetzgebung in den Tagen der Revolution gefallen war, erstanden mit einem Male allüberall zahlreiche neue Klöster. Die Beziehungen zu den Mitbrüdern im Ausland halfen über die Schwierigkeiten, die die Inflation im Gefolge hatte, vielfach leichter hinweg. Unter

[3]) Vgl. Jugendführung XV (1928) 334—336.

fast übermenschlichen Opfern und Anstrengungen suchten die verschiedenen Orden die Nachwuchsfrage zu regeln, meist durch Gründung von eigenen Ordensschulen. Dabei ließen sie sich die Ausbildung der Lehrer und Lektoren in besonderer Weise angelegen sein. So hat sich denn auch das geistige Niveau des Ordensklerus im allgemeinen gegen früher sehr gehoben. Überall ist ein rastloses Weiterstreben zu beobachten.

Hat der Weltklerus Grund, dieses Aufkommen der Orden zu begrüßen? Wohl niemand wird diese Frage mit „Nein" zu beantworten wagen. Wer echt kirchlich denkt und fühlt, wird sich des Aufschwunges der Orden ehrlich freuen. Nun kann man allerdings aus den Kreisen des Weltklerus bezüglich dieses Aufschwunges wohl allerlei Befürchtungen und Bedenken vernehmen. Man hat schon öfter gesagt, der Zuwachs der Orden wirke ungünstig auf den Nachwuchs des Säkularklerus ein. Aber man darf ruhig behaupten, daß ein sehr großer Prozentsatz der Schüler an Ordensanstalten auf anderm Wege niemals ans Gymnasium gekommen wäre. Die Orden ermöglichen vielen begabten Jungen aus sozial niederen Ständen das Studium. Dabei gestehen alle Orden ein, daß höchstens 25—30 % der Schüler auch tatsächlich in den betreffenden Orden eintreten. Von den Ausscheidenden wenden sich viele, wie leicht nachgewiesen werden kann, dem Weltpriesterstande zu. Außerdem hat jeder Orden eine große Zahl von hervorragenden Katholiken namhaft zu machen, die bei ihm ihre Ausbildung erhalten haben, und die auch offen erklären, daß sie dem Orden ihre ganze Lebensrichtung verdanken. Darum braucht man in der Beziehung die Ordensschulen nicht allzu mißtrauisch zu betrachten. Mir sind viele Weltpriester bekannt, die regelmäßig alle die Schüler, die Talent besitzen und Neigung für das Priestertum offenbaren, den Ordensschulen zuweisen, sobald die Mittel für das Studium schwer zu beschaffen sind. Diese wissen also die Orden gerade nach der Seite hin sehr zu schätzen. — Daß bei der Sorge um den Nachwuchs seitens der Orden gelegentlich auch Dinge vorkommen, die man weniger billigen möchte, braucht kaum

gesagt zu werden. So wollen manchen die vielen Annoncen nicht gefallen, in denen Ordensgenossenschaften um Knaben für ihre Schulen und um junge Männer für ihre Brüdernoviziate werben. Kann man doch in zahlreichen religiösen Sonntagsblättern regelmäßig 3—4 derartige Anzeigen auf einer Seite finden! Es ist ferner nicht zu billigen, wenn vielleicht einmal ein allzu übereifriger Exerzitienmeister, der in einem bischöflichen Konvikt die heiligen Übungen geben darf, die Gelegenheit benutzt, um gerade die besten und idealsten Primaner des Hauses, die bis dahin nur an den Weltpriesterberuf gedacht hatten, in planmäßiger privater Unterredung für seinen Orden zu gewinnen sucht. Die Entwicklung der Ordensschulen selber kommt auch wohlwollenden Beurteilern nicht selten zu sprunghaft und darum etwas ungesund vor. Die Entwicklung muß den ganzen übrigen Verhältnissen möglichst angepaßt sein. Vor allem muß ein Orden auch genügend brauchbare Kräfte haben, um den Nachwuchs in einer Weise zu schulen und sich einzugliedern, daß er selber in seiner innern und äußeren Entwicklung nicht gehemmt, sondern wirklich gefördert wird. Arme Genossenschaft, die nicht wächst, sondern nur mühsam weiter vegetiert! Aber man muß schließlich das Wachstum auch übersehen können! Alles braucht seine Zeit.

Was die Ordensleute als die hauptsächlichsten Träger der außerordentlichen Seelsorge den Weltpriestern bedeuten, erkennt man am besten dort, wo sie nicht oder nur ganz spärlich vorhanden sind. Die außerordentliche Seelsorge muß die ordentliche Pastoration ergänzen und immer wieder neu befruchten. Der Weltklerus ist nur in ganz seltenen Fällen in der Lage, diese Arbeit selbst zu übernehmen. Er ist regelmäßig durch Residenz- und sonstige berufliche Pflichten an einen bestimmten Ort gebunden. Der Ordensmann ist nach der Seite hin viel beweglicher. Sein Stand umgibt ihn beim Volke mit einem gewissen Nimbus, wenn er es versteht, sich diesen zu bewahren. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich Welt- und Ordensklerus mit der Zeit in der Weise in die Seelsorgsarbeiten geteilt haben, daß der

eine fast ausschließlich Ordinarius, der andere Extraordinarius ist. An diesem Verhältnis sollte man nicht leicht etwas ändern. Im allgemeinen ist die Zugehörigkeit zu einem Orden ein Hindernis dafür, daß ein Priester in der regelmäßigen Pfarrpastoration beschäftigt wird, es müßte denn sein, daß der betreffende Orden von vornherein darauf eingestellt ist. Darum rede ich der Übernahme von Seelsorgsbezirken seitens der Ordensgenossenschaften nur in ganz besonderen Ausnahmefällen das Wort. Dagegen möge der Weltklerus die Ordenspriester zu Hilfe rufen, wo er ihrer bedarf. Sie werden gern tun, was sie nur können. Wer einmal einen Einblick nimmt in die Arbeitsbücher eines einzigen Klosters, wird staunen über die Unsumme von kleineren oder größeren Arbeiten, die im Laufe eines Jahres von dort aus geleistet werden. Hier bedeutet der Ordensklerus für den Weltklerus eine wirkliche, tatkräftige Hilfe.

Aber auch eine Klosterkirche braucht nicht notwendigerweise für die betreffende Pfarrei oder für die Umgebung eine „Konkurrenz" zu sein. Es muß z. B. außergewöhnliche Beichtväter geben, die ohne Aufsehen erreicht werden können. Wer weiß, von welchen Leuten die Klosterbeichtstühle das ganze Jahr hindurch der Hauptsache nach aufgesucht werden, wird froh sein, daß es für diese Möglichkeiten gibt, sich auszusprechen und sich wieder einmal aufzurichten, und er wird die nicht beneiden, sondern eher bedauern, die sich solchen Seelen widmen müssen. Was die Klöster als Klöster für eine Gegend bedeuten, ist selbst mir als Ordensmann erst recht klar geworden im Verlaufe einer längeren Unterredung, die ich vor Jahren mit dem verstorbenen Erzbischof Dr. Nörber von Freiburg hatte, der sein Leben lang rastlos um die Errichtung von Klöstern in Baden gekämpft hat. Er erblickte in ihnen unentbehrliche Zufluchtsstätten für Priester und Volk.

Nur müssen sich die Ordensleute in ihren Klöstern auch wirklich als Extraordinarii betätigen. Grundsätzlich und planmäßig müssen sie alles vermeiden, was die Gläubigen dem Pfarrverband entfremden

kann. Man lege darum den Gottesdienst so, daß er nicht mit dem Pfarrgottesdienst kollidiert, und man halte ihn so, daß die Gläubigen in der Klosterkirche keinen Ersatz für die Verbundenheit mit der Pfarrgemeinde finden können. Zu dem Zweck lege man die heiligen Messen möglichst früh. Überhaupt suche man alles sorgfältig zu vermeiden, was auch nur mit einem Schein von Berechtigung dahin gedeutet werden könnte, als ginge man darauf aus, dem Kloster eine Gemeinde anzugliedern und gleichsam eine Pfarrei in der Pfarrei zu schaffen. — Selbstverständlich muß im Einzelfall der Eigenart und Aufgabe des betreffenden Ordens wie auch den lokalen Verhältnissen Rechnung getragen werden. Den Benediktinern wird niemand ihren Gottesdienst nehmen wollen. In Großstädten liegen die Verhältnisse oft ganz anders als in kleineren Orten. Man wird auch das bisher Gewesene nicht mit einemmal umstoßen können, ohne großes Aufsehen zu erregen und Verwirrungen hervorzurufen. Da mögen beide Teile guten Willen und Verständnis für die Lage wie für die Sache selber zeigen. Auch gibt es Aufgaben oder Arbeiten, die einem Orden oder Kloster von den Päpsten oder im Einzelfall von der bischöflichen Behörde oder vom Pfarrklerus selber übertragen sind. Wenn sich z. B. die Söhne des hl. Franz des Dritten Ordens annehmen, so werden sie auf Grund der Weisungen der letzten Päpste gar nicht anders können. Aber immer muß es das aufrichtige Bestreben der Orden sein, sich dem Weltklerus ganz zur Verfügung zu stellen. Sie wollen nicht, wenn hier ein Bild gebraucht werden darf, ihren eigenen Wagen fahren, sondern sich an den des Weltklerus spannen lassen. Je nach Bedarf fassen sie ins Vorder- oder Hinterrad, helfen sie ziehen oder schieben. — Solche Ordensleute werden nie als lästige Konkurrenten seitens der Weltpriester empfunden. Ihre Mitarbeit ist erwünscht und willkommen. Hat man doch an ihnen eine tatkräftige, wirksame Hilfe.

Verhältnismäßig sehr häufig kann man seitens des Weltklerus Vorwürfe und Klagen vernehmen, die die vielfachen Beziehungen betreffen, welche Ordensleute mit bestimmten distinguierten Persönlichkeiten und Familien unterhalten. Hier

handelt es sich in der Tat um einen schweren Stein des Anstoßes, der nur allzu oft kein rechtes Verhältnis des Weltzum Ordensklerus aufkommen läßt. „Es gehört," so sagte einmal ein Geistlicher, „entweder eine große Portion Pflegma oder aber ein fast heroischer Opfergeist dazu, ohne jede Bitterkeit mitanzusehen, wie die Patres in den einzelnen Häusern aus- und eingehen, wie sie fast täglich Besuche machen, alle möglichen Familienfeste mitfeiern. . . . Da sind wir völlig überflüssig." — Möchten doch die Religiosen bezüglich ihres Verkehrs mit Weltleuten und in Familien eine große Klugheit und eine zarte Rücksichtnahme auf die Pfarrei an den Tag legen. Man kann übrigens erfahren, daß ein Ordensmann, der nicht seinetwegen, sondern wirklich nur der hilfsbedürftigen Menschen wegen sein Kloster verläßt, um gleich einem Fra Christophoro in Manzonis „Verlobten" einzig Gott in den Menschen zu dienen, wenigstens bei vernünftigen Weltpriestern nie auf Schwierigkeiten stößt. Sie weisen vielmehr ihre eigenen Schützlinge in leiblich oder seelisch bedrängter Lage wohl noch gern an seine Adresse und bitten ihn um seine Hilfe. —

Viel ist gewonnen, wenn ein freundschaftlicher Verkehr zwischen dem Welt- und Ordensklerus eines Ortes besteht. Bei Unstimmigkeiten spreche man sich doch offen aus. Dabei mögen die Ordensleute möglichst nachgiebig sein und die Wünsche des Weltklerus erfüllen, wo es nur angeht. Lassen wir ihm gern und freudig die Präzedenz nicht nur in der Kirche oder bei Prozessionen! Überaus verderblich und ärgerniserregend wirkt es, wenn man hinter dem Rücken gegeneinander arbeitet. Vor allem halte ich es für äußerst unklug, wenn Weltpriester, die mit dem Gebaren der Ordensleute in ihrem Sprengel nicht zufrieden sind, ihrem Ärger ziemlich unverholen auf der Kanzel Luft machen oder wenn sie im privaten Gespräche sich über gewisse Dinge abfällig äußern. Ich habe immer beobachten können, daß man damit bei den Leuten gerade das Gegenteil erreichte von dem, was man im Auge hatte.

Doch diese seelsorglichen Reibungsgelegenheiten waren in früheren Jahrhunderten eigentlich viel akuter und brenz-

liger denn heute. Auseinandersetzungen, die heute auf unserm Gebiete ausgetragen werden, können noch wohl im Einzelfall „einen Sturm im Wasserglase" hervorrufen; derselbe behält darum immer einen lokalen Charakter und wird sich nie mehr auswirken zu einer allgemeinen Bewegung, die etwa an die Kirche die Forderung stellt, daß sie den Religiosen gewisse Rechte und Privilegien entzieht. Heute wird auch nicht mehr ein Kampf sein um Meßstipendien und Stolgebühren; wenigstens nicht in der alten, ehemaligen kleinlichen Form. Dagegen ist ernste Gefahr, daß der Weltklerus, der selber oft nicht weiß, wie er auch nur 5000 Mark durch Sammlungen und milde Gaben in seiner Gemeinde zusammenzubringen vermag, einem von klösterlicher Seite her ganz planmäßig organisierten modernen Kollektiersystem auf die Dauer nicht schweigend gegenüberstehen wird. Ob hier nicht tatsächlich des Guten manchmal etwas zu viel geschieht? Müssen denn Jahr für Jahr Millionenbauten erstehen? Nicht wenige Konfratres aus dem Weltklerus haben es schon offen gesagt, daß dem Anschein nach die Geldbeschaffung augenblicklich den deutschen Ordensleuten kaum Schwierigkeiten mache, und sie haben regelmäßig bittere Bemerkungen daran geknüpft, aus denen fast jedesmal ihre Besorgnis herauszuhören war, als ob mit der Zeit bei uns zwischen Welt- und Ordensklerus die Rollen vertauscht werden könnten. Es wäre dringend zu wünschen, daß Bischöfe und höhere Ordensobere gerade bezüglich der Fragen, die hier naturgemäß nur angedeutet werden können, miteinander Fühlung nähmen, um die gegenseitigen Interessengebiete genauer zu umschreiben. Andernfalls möchte sich mit der Zeit eine Situation ergeben, die nicht zuletzt auf die Orden selber einen schweren Rückschlag ausüben muß. — Außerdem ist die „Geschäftstüchtigkeit", die in nicht wenigen Ordensunternehmungen zum Ausdruck kommt, vielen, und nicht bloß Geistlichen, ein schwerer Stein des Anstoßes. — Daß im übrigen der Weltklerus den Orden „das Leben gönnt", beweist die Tatsache, daß viele Pfarrer und Kapläne gern ihre Hand dazu leihen, wenn es sich darum handelt, den auswärtigen Missionen durch Beschaffung von materiellen Gaben wirksam zu Hilfe zu kommen. — Es hat

keinen Zweck, die vorstehenden Ausführungen durch allerlei Gegenreden widerlegen und entkräftigen zu wollen. Es gilt für Ordensleute, daß sie die Lage auch von einem etwas mehr allgemeinen Standpunkt betrachten und der gesamten Mentalität nach Möglichkeit Rechnung tragen.

Das Verhältnis der einzelnen Orden untereinander darf man gegenwärtig im allgemeinen als konfraternell und freundschaftlich bezeichnen. Man ist in den letzten Jahren einander näher gekommen. Die Provinziale haben Gelegenheit, auf den Superiorenkonferenzen sich gegenseitig kennen zu lernen und in einen Gedankenaustausch einzutreten. Die „Missionskonferenz" bezweckt ein gemeinsames Arbeiten der Ordensgenossenschaften, die sich in der außerordentlichen Seelsorge betätigen. Sie hat durch ihre Wanderkurse sowie durch ihre sonstigen größeren oder kleineren Tagungen viele Volksmissionare persönlich miteinander bekannt gemacht und hat im „Paulus" ein eigenes Standesorgan geschaffen, das im Laufe der wenigen Jahre ganz vorzüglich gewirkt hat. Neuerdings ist noch die „Vereinigung deutscher Ordenslektoren" hinzugekommen. „Die wissenschaftlichen Vertreter der alten Lehrorden mit ihren großen Traditionen setzen sich mit den Dozenten der jüngeren kräftig aufstrebendenGenossenschaften an einen Tisch, um über Fragen des Studienbetriebes und der Erziehung, wie sie die Gegenwart in den Ordensklerikaten praktisch werden läßt, in aller Offenheit zu reden, ihre gegenseitigen Erfahrungen und Schwierigkeiten zu besprechen." All diese Gemeinschaftsarbeiten haben auf die „Stimmung" sehr wohltuend abgefärbt. Gerade die vielfache persönliche Fühlungnahme und Freundschaft, die sich beim oftmaligen zwanglosen Zusammensein von selber entwickelt, wird von allen Seiten als wertvolles Gut empfunden und geschätzt. — Zu einer eigentlichen Rivalität ist übrigens auch kaum Grund vorhanden. Sind doch in der Gegenwart wohl alle Orden ohne Ausnahme über ihre Kräfte beschäftigt. Sie dürfen darum den andern Orden ihre Arbeiten neidlos gönnen. Immerhin bleiben auch hier noch manche Wünsche zu erfüllen.

Zu wünschen wäre, daß bei Gründung von neuen klösterlichen Niederlassungen noch mehr als bisher die an der Neugründung interessierten andern Orden erst vorher in freundschaftlicher Weise in den Plan eingeweiht würden. Selbst wenn sich Widerstand ergeben sollte, ist es m. E. immer noch besser, man ringt ihn vorher freundschaftlich nieder, als daß später jahrelang ein gespanntes Verhältnis zwischen zwei Häusern besteht. Außerdem sollte man alles vermeiden, was irgendwie in die Rechte eines anderen Klosters eingreift. So vermag es die Bewohner eines Mendikantenklosters zu verstimmen, wenn in ihrem Kollekturbezirk, der doch für den Unterhalt des betreffenden Klosters wesentlich in Betracht kommt, alle möglichen andern Sammelbrüder von Haus zu Haus ziehen und gerade die Naturalien erbitten, die das Mendikantenkloster eine Woche später kollektieren will. Was man in der Zeit der Inflation und Lebensmittelknappheit verstehen konnte, sollte heute doch für Nichtmendikanten kaum mehr notwendig sein. — Solche und ähnliche Fragen sollten in den maßgebenden Ordenskreisen immer offen und vertrauensvoll besprochen werden. Alsdann wird man regelmäßig erkennen, daß auf allen Seiten guter Wille vorhanden ist. Oder sollte es sich gar nicht ändern lassen können, daß ein Pfarrer in einer Woche manchmal mehrere Brüder beherbergen muß, die alle die Zeitschriften ihrer Genossenschaft in der einen Gemeinde unterbringen wollen? Wie muß so mancher Lehrerin zumute sein, der schon in den ersten Monaten des Jahres von vier oder fünf Stellen ganze Pakete von neuen Kalendern ungefragt ins Haus geschickt werden, die sie verkaufen soll! — Hier muß irgendwie Abhilfe geschaffen werden.

Es würde noch weit weniger Konfliktsmöglichkeiten zwischen den einzelnen Orden und Klöstern geben, wenn sich jeder Orden und jede Kongregation immer wieder mit Bedacht auf den ursprünglichen Zweck besinnen würde, den der betreffende Gründer mit seiner Stiftung hatte. Er sah regelmäßig eine ganz bestimmte und konkrete große Not, die bis dahin noch von niemandem in dieser konkreten Form geschaut und erfaßt worden war. Oder es leuchtete ihm ein Gedanke entgegen, der ihm zur persönlichen Offenbarung wurde, der

aber noch von niemand „Fleisch und Blut" bekommen hatte. So kam es bei ihm zur Gründung seines Ordens. Aber schon wenige Generationen später erblaßte der Gedanke an den ersten, ganz spezifischen Zweck, der den Stifter den Atem hatte anhalten lassen. Wie von selbst sank der Orden auf ein gewisses allgemeines Niveau herab, das ihn bald in seiner Lebensweise wie in seiner Betätigung sich nicht allzusehr mehr von andern Ordensgemeinschaften unterscheiden ließ. Man übernahm die Arbeitsmethoden der andern und drängte sich in ihre Bahnen. Kein Wunder, wenn alsdann der „Konkurrenz"gedanke aufkam, so daß der eine Orden in dem andern in gewissem Sinne seinen Rivalen erblickte. Daher so viele ärgerliche Zusammenstöße der einzelnen Orden untereinander im Laufe der Zeiten. — Orden, die sich in ihren Arbeiten nicht im Wege stehen, haben einander auch nie bekämpft.

Es ist zu begrüßen, daß gerade neuerdings sich die einzelnen Orden wieder mehr an ihrer ureigensten Bestimmung sowie an dem Wollen ihrer Stifter zu orientieren suchen. Überall ist man auf der Suche nach einer ganz bestimmten Parole, nach einem dröhnenden Wort, das man an seine Fahne schreiben möchte, nach einer Devise, die dem Arbeiten und Wirken in der Gegenwart einen neuen, spezifischen Inhalt geben soll. Sucht man so auf der einen Seite bis ins Allerheiligste seines Ordens hineinzukommen, so hat man sich auf der anderen Seite doch auch wieder von gewissen Scheuklappen befreit, die ehedem jeden Mönch nur seinen Orden und alles andere vom Standpunkt des Wohlergehens seines Ordens sehen ließen. All dieses mußte naturgemäß das Verhältnis der einzelnen Orden und Ordensgenossenschaften untereinander in günstiger Weise beeinflussen.

*

Wenn die vorstehenden Ausführungen dazu dienen sollten, dem einen oder dem andern Wasser auf seine Mühle zu liefern für neue Beschuldigungen und Anklagen, dann wären sie besser nicht geschrieben. Gebe Gott, daß sie nicht

der Entzweiung und der Zwietracht, sondern der Einigung und der gemeinsamen Zusammenarbeit Vorschub leisten! Was könnte heute erreicht werden, wenn alle vorhandenen Kräfte im Welt- und Ordensklerus zusammengefaßt würden zu einer geordneten Truppe! Da steht nicht nur keiner dem andern im Wege, sondern alle sind ineinander eingefügt und eingegliedert wie die Glieder eines lebendigen Organismus. Da könnte noch viel zielbewußter und planmäßiger gearbeitet werden auf den Gebieten der theologischen Forschung und der religiösen literarischen Betätigung, aber auch im gewöhnlichen praktischen Leben, wenn es sich handelt um die Kleinarbeit an den Einzelseelen oder um Schaffung großer Unternehmungen, die bedeutender finanzieller Mittel bedürfen. Alsdann würden auch die Kreise weit mehr von der Seelsorge mitbekommen, um die man sich jetzt im Wettlauf um den Erfolg untereinander manchmal leider allzuwenig gekümmert hat. Und wir würden alle miteinander über uns hinauswachsen und so wahrhaft würdige Vertreter und Verfechter der großen Sache werden, der wir dienen dürfen.

Zum Kapitel der Unstimmigkeiten zwischen Seelsorger und Gemeinde.

Unter dem Titel: Kaiser und Papst im Dorf (Berlin 1924, Grotesche Verlagshandlung) erzählt Heinrich Federer die Geschichte eines Pfarrers, der sich trotz bester Eigenschaften und trotz allen guten Willens in seiner Pfarre vollständig unmöglich machte.

Pfarrer Carolus Bischof hatte schon in einer Gemeinde das Feld räumen müssen. Sein Ordinarius, der übrigens seiner Eigenart viel Verständnis entgegenbrachte, hatte ihm nahegelegt, er möchte die Pfarre mit einer anderen, ruhigeren vertauschen. Schweren Herzens hatte Carolus eingewilligt. In seinem neuen Wirkungskreise findet er gleich neue Schwierigkeiten. Sein Ruf ist ihm bereits voraufgegangen. Vor allem kommt ihm der allgewaltige Dorfmagnat Cornelius Bölsch, der seit Menschengedenken an der Spitze der politischen wie der kirchlichen Gemeinde gestanden, mit großem Mißtrauen und darum mit aller Reserve entgegen. Schon die Einzugsfeier verläuft recht eigenartig und läßt ahnen, daß es bald zu Konflikten kommen wird.

Auf dem Leben des Pfarrers liegt eine gewisse Tragik. Er ist von der denkbar besten Gesinnung beseelt. Da es bei seiner Ankunft im Dorf erst den Anschein hat, als würde ihm überhaupt kein Empfang zuteil, weil niemand ihn am Bahnhof abholt und auch im Dorf zunächst nichts zu sehen und zu hören ist, steigt naturgemäß der Unwille in ihm auf, der ihm Brust und Kehle beengt. Aber er überwindet sich bald. „Er dachte an die ersten dach- und gastlosen Apostel auf ihrer Mission und bat Gott innerlich um Verzeihung . . . Er wolle nichts als Gottes Ehre und Liebe. Der Himmel solle ihn schlagen, wenn er nur einmal damit die eigene, blöde Ehre verwechsle. Er möge ihm Opfer,

Arbeit und Leiden hagelweis senden. Dafür sei er doch Seelsorger geworden. Zum guten Hirten himmelan wolle er dieses Dorf führen und sich selbst damit. Und bei diesen tiefen, ehrlichen Gedanken fingen die blauen Augen an zu lodern, und die herrlichen kurzen Locken wogten in die Höhe, und ein Glanz kam über die heiße Stirne, man mußte an einen Makkabäer denken, der auf Jerusalem zuschritt" (S. 46). Immer wieder tritt seine kindliche Frömmigkeit in Erscheinung. In rührender Weise überlegt er mit Gott seine Pläne; persönliche Unbilden opfert er gern und freudig auf. Carolus pflegt das, was man religiöses Innenleben nennt. Dabei fehlt es ihm nicht an pastoraler Aufgeschlossenheit. Sein seelsorglicher Eifer kennt keine persönliche Schonung. Unermüdlich ist er tätig am Altar wie auf der Kanzel. Aber er sucht auch den Konnex mit der Gemeinde außerhalb der Kirche. In heroischer Weise sorgt er für Kranke und Arme. Da findet er regelmäßig den rechten Ton. Er erzählt Erbauliches, nimmt die Kinder aufs Knie, tröstet und segnet und erschüttert und beglückt mit seinem „tiefen, stubenfüllenden Lachen" das gesamte Hausvolk (S. 62). „Es wurde auch vom flinken Volksauge mit frommem Gefallen bemerkt, daß der neue Pfarrer immer einen Silberbatzen in der Tasche führte, um da und dort zum geistlichen einen kleinen materiellen Segen zu spenden, und doch wußte man, daß die Bischof von Haus arme Leute waren" (S. 62). In ganz besonderer Weise nahm er sich der katholischen Insassen eines etwas entlegenen Altersasyls an, das unter protestantischer Leitung stand. — Durch sein Verhalten gelegentlich einer Grippeepidemie, die außergewöhnlich viel Opfer an Menschenleben forderte, erwarb er sich die Bewunderung aller. „Seit vier Wochen war er Tag für Tag auf dem Plan gestanden, immer im Atem Kranker, im Wimmern Sterbender, im Hilfeschrei solcher, die leben, ach, so gern noch leben wollten, und mußten sie noch dreimal härter als bisher das Brot für jeden Tag und den Schlaf für jede Nacht erkämpfen. Carl war allgegenwärtig. Eben hatte man ihn oben, eben unten im Dorf gesehen . . . Er verdreifachte sich sozusagen. Die Ärzte staunten über seine herrische Kraft, die Kranken vergötterten ihn." Dabei

trug er seinen Gegnern, die seine Pläne durchkreuzten und sich um seine pastoralen Anweisungen nicht kümmerten, nichts nach. „Er wachte nächtelang bei einem Jüngling, dessen grünes Holz sich bog und krachte und doch erst nach siebenmal sieben Sensenhieben martervoll zerbrach. Aber das war die Niederlistube, wo der letzte Tanz getobt hatte. Carl sagte kein Wort, segnete, tröstete, betete, scherzte in Minuten der Erleichterung, richtete das Selbstvertrauen auf, erzählte Geschichtlein, die mit den Füßen auf der lustigen Erde steckten, aber den Kopf in den noch viel lustigeren Himmel streckten. Im Hause des Sägemeisters Weibel und am Bett des gewaltig fiebernden Ilgenwirtes ließ er nicht ein Tröpfchen Unmut über ihre Feindseligkeiten merken . . . Welch ein Priester! lobte man. Ein Seelsorger, wie wir noch keinen gehabt! Daß er uns doch lange erhalten bleibe" (S. 440 f.)!

Und doch hatte sich Pfarrer Carolus bereits nach Verlauf eines einzigen Jahres in der Gemeinde völlig unmöglich gemacht. Er war bei all seinem echten Eifer ein Draufgänger und ein Heißsporn, eine Kampfnatur und ein Schwert. „Lieber schlafloser Krieg als schläfriger Friede", war seine Parole. „So ganz ohne Kampf, Herr Pfarrer," sagte einmal einer zu ihm, der ihn genauer kannte, „gebet es nur zu, würde Euch die Woche fast zu langweilig" (S. 44). Vor Antritt der neuen Pfarre hatte der Bischof lächelnd zu ihm gesagt, er richte mit seiner Gigantenfaust weniger aus als ein Zwerg mit dem kleinen Finger. „Nicht das Horn des Stiers soll die Nuß zerstoßen, sondern das Mäuschen der Geduld muß sie aufnagen. Öffnen, nicht zertreten!" (S. 30). So hatte der kirchliche Oberhirt zu dem Heißsporn gesprochen. Doch dafür fehlt Carolus das Verständnis. Geduldiges Ab- und Zuwarten nennt er Kirchhofsruhe. „Den Toten das Warten! Wir Lebendige wollen uns rühren und regen" (S. 124). Küster und Organist haben es unter ihm nicht gerade leicht und angenehm. Er kann scharf monieren. „Er wischte mit dem Finger über das hohe Chorgestühl, zeigte ohne ein Wort, aber mit einem blauen Blick, der eine ganze Strafpredigt enthielt, die feine graue Staubschicht und strich sie dem Sigrist, ohne eine Miene zu

verziehen, an den Bart. ‚Wenn das der Herrgott muß von Euch leiden, könnt Ihr es auch von mir leiden,' sagte er hart" (S. 61 f.).

Wie die Dinge liegen, muß es sozusagen zwangsläufig zu einem Konflikt mit dem Dorfmagnaten Cornelius Bölsch kommen. Dieser ist in seiner Art tief fromm. Täglich geht er als hochbetagter Greis unter größten körperlichen Beschwerden zur Kirche. Zu Hause pflegt er das Familiengebet und die Lektüre frommer Bücher. Seiner Gesinnung nach ist er „schwarz und konservativ wie sein Kamin", aber „hart wie ein Stein" (S. 38). Sobald es sich um Geldausgaben handelt, ist überhaupt nicht mit ihm zu verhandeln. Alles erscheint ihm als Luxus. „Dieser zähe, alte Neinsager ist ein Radschuh für jeden gesunden Fortschritt," sagt der Leiter des Altersasyls von ihm (S. 113). Cornelius fragt sich selber einmal in einer ernsten Stunde an einem Ostermorgen: „Bin ich eigentlich geizig?" Er gibt sich die Antwort: „O könnt ich doch aus dem Gelde auferstehen! Herr, hilf mir heraus! Es ist ein tiefes Grab, und ein rechter Felsblock deckt es zu. Ich kann ihn nicht mehr allein wegheben. Ich bin zu schwach. Schicke deinen Engel, daß er den Stein wegwälzt und ich auferstehe, o Herr!" (S. 485—487.) Und doch vermacht er wieder größere Summen für kirchliche Zwecke (S. 204—205).

Dieser Mann hat im Grunde nur den einen Ehrgeiz: er will Herr und Meister in der Gemeinde sein. Er will nicht geführt werden, sondern führen. „Beim Führen ist mehr Ehre," sagt er einmal dem Pfarrer (S. 72). Pfarrer Carolus kommt mit dem Vorsatz in die Gemeinde, Hand in Hand mit diesem Dorfkönig zu gehen. „Er ist ehrlich, ich bin's auch. Da muß man sich im tiefsten Stockdunkel finden" (S. 45). „Ich will ihm die Hand wie einem Bruder drücken. Wir wollen uns befreunden und lieben" (S. 48). Aber bald muß er auf Grund der gemachten Erfahrungen seinem Gegner erklären: „So geh ich denn meinen Schritt und Ihr den Eurigen. So wird es wohl das Beste sein" (S. 72). Er denkt gleich an den leidenden Heiland und betet: „Ach, Heiland, dieser Corneli ist doch bloß ein kleiner Essigtropfen in meinem viel zahmeren Opferbecherlein. Und nichts von Pilatus und nichts

von Herodes. Und da tu ich schon, als könnt ich's nicht trinken" (S. 73).

Und doch scheitert das Naturell des Pfarrers an dem Widerstand seines Gemeinde- und Kirchenpräsidenten. Als es sich darum handelt, die verwitterten Zifferblätter der Kirchenuhr neu auffrischen zu lassen, gibt Cornelius Bölsch nur zögernd und mißbilligend nach. Als dann aber der Pfarrer aus liturgischen und künstlerischen Gründen die Beichtstühle aus dem Chor ins Kirchenschiff versetzen läßt, ohne die Einwilligung des Kirchenrates dafür zu haben, kommt es zum förmlichen Protest seitens des Cornelius. Er geht zur Kirche, die der Arbeiten wegen geschlossen ist. Trotz mächtigen Pochens bekommt er keinen Einlaß. Auch im Pfarrhaus wird ihm nicht geöffnet. Da heftet er einen feierlichen Protest an die Kirchentür und klagt beim Bischof „wegen ungesetzlicher, eigenmächtiger Handlungen am Kirchengut, ohne Zustimmung des Rates" (S. 177).

Telegraphisch wird Carolus zum Bischof zitiert. Er verbringt eine schwere, schlaflose Nacht, bevor er in aller Frühe die Reise antreten kann. Dann endlich die Verhandlung mit seinem Ordinarius. „Carl hatte einen Wald von Klagen gewußt, wo ein Wipfel über den andern hinausschlug. Jetzt, wo er fällen und Stamm für Stamm hertragen sollte, fand er plötzlich keine rechten Bäume mehr . . . Es war der Geist des Zuwiderseins, des staatlichen Hochmuts im Corneli, den er anschuldigen müßte. Aber dieser unleugbar pfarrfeindliche Geist hatte noch nichts Angreifbares gegen Carl unternommen" (S. 198). Erst stockend, dann feurig bringt der Pfarrer nun alles vor, was sich in seinem Innern im Verlaufe der Wochen gegen seinen Widersacher aufgespeichert und womit er sich in seinem Denken schon so viel beschäftigt hat, da diese Dinge ihm das Herz fast zerdrücken. Der Bischof sieht, wie furchtbar der Pfarrer darunter leidet. Er ergreift die Hand des gequälten Priesters und sagt: „Was für heiße Hände Sie haben! Sie sind überhitzt. Sie schaffen sich künstliche Fieber und Stürme, wo nichts dergleichen sein müßte. Mein Sohn, das ist für Sie, für mich, für die ganze Herde ein ungutes Ding. Schauen Sie die Sache doch einmal so einfach

an, wie sie ist" (S. 200 f.)! Nun geht der Bischof den objektiven Tatbestand durch, weist auf die vielen guten Eigenschaften des Cornelius hin und fährt schließlich fort: „Und wegen dieser so geringen Sache verüben Sie, der Diener der Sanftmut, eine Gewalttätigkeit, worüber jeder besonnene Christ den Kopf schütteln muß, verriegeln die Kirche, als ständen die Hunnen davor, mauern und schreinern drinnen, lassen den zitternden und empörten Greis vor der Schwelle stehen und meinen noch, weiß Gott wie viel Liebe für Gott und seine Kirche Sie mit dieser Heldentat in die Gemeinde gebracht hätten. Das Gegenteil ist wahr: Haß, Zank, Mißtrauen, Unwillen, und, geben Sie wohl acht, ein zersetzendes, trübes Parteiwesen, das im innersten Herzen mit dem Evangelium nichts als ein paar fromme Wörter gemein hat, dringt in Ihre Herde . . . Ach, lieber Pfarrer, was haben Sie getan" (S. 201 f.)! „Unsere Kirche," fuhr der Bischof fort, „ist eine gelassene Mutter. In vielem kann sie nicht warten. Wo es heißt: entweder — oder, Recht oder Unrecht, Leben oder Tod, da gibt es kein Verweilen. Aber in vielem kann sie wundervoll warten, besser als alle Völker und Regenten und gar als so ein lieber, aber hitziger Pfarrer da warten kann . . . Ihr gefiele auch wohl, wenn sie nicht so oft warten müßte, wenn gleich alles hübsch korrekt da wäre. Aber so etwas gibt es in unserm unkorrekten Diesseits nicht. Ein geringes Mängelchen schadet nicht einmal viel, wie es da weiter vegetiert, aber schadete heillos, wenn man's nun gleich anpacken und ausreißen wollte. Immer wieder hör' ich das Wort des Meisters auf die Frage der kleingläubigen Jünger, ob sie gleich hingehen und alles Unkraut ausreißen sollen: Nein, . . . o welch ein Nein! . . . Nein, damit ihr mit dem Unkraut nicht auch den Weizen ausreißt. Lasset beides wachsen . . . Hörst du, Carole mi, dieses wundervolle, seelenruhige Lasset, Lasset... Und da sollten wir wegen einem einzigen Pflänzchen, mehr weil es uns, als weil es Gott unbequem ist, den Weizen des Friedens und der Liebe gefährden" (S. 203 f.)!

Der Pfarrer sieht die Sachlage sehr gut ein. Am liebsten möchte er die Beichtstühle auf seinem Rücken ins Chor zurücktragen, zumal er noch vom Bischof vernimmt, sein

Widersacher habe ihm vor einiger Zeit geschrieben, er wolle eine Glocke stiften, die in Erinnerung an den zeitigen Pfarrer den Namen Caroliglocke tragen solle. Da er den Bischof verläßt, ist er zu allem bereit. Am guten Willen und auch an der Einsicht fehlt es hier wirklich nicht. Und der Bischof erspart ihm eine verdemütigende Wiedergutmachung der Sache, indem er selber durch einen Privatbrief den Kirchenpräsidenten beschwichtigt; Carolus soll nur schweigen und nie mehr in der Gemeinde auf den Vorfall zurückkommen.

Und doch! Vor seiner Abreise besucht der Pfarrer noch das Vereinshaus. Hier trifft er Konfratres. Der eine erzählt, wie er für viel Geld seine Kirche renoviert habe. Ein anderer erbaut eine Lourdeskapelle. Der Dritte renommiert damit, wie er „die alte Maschine seiner Kirchenverwaltung in ihrem alten Rost und Geiz öffentlich blamiert habe, so daß er jetzt in allem freie Hand erhalte" (S. 214). Der alte Dekan sagte freilich leise zu Carolus: „Diese Sieger! Man müßte nur wissen, wie oft sie sich vorher besiegt sahen! Und vielleicht ist das, wovon sie sprechen, ihre größte Niederlage" (S. 214). Aber in Carolus ist schon wieder Feuer entfacht. Es fängt schnell in ihm an zu glühen. Den heißspornigsten Sprecher unter den Anwesenden lädt er als Festprediger zum Ambrositag in seine Pfarre ein. „Du hast den rechten Stil, merk ich," sagt er zu ihm. Der Eingeladene sagt freudig zu: „Ich komme gern und streue Gluten, soviel du willst" (S. 215).

Und nun die unglückselige Predigt am Ambrositag! Mit dramatischen Gebärden erzählt der Prediger, „wie Theodosius, der gewaltige Kaiser, als er zum Gottesdienst wollte, von Ambrosius mit göttlicher Gewalt am Portal abgewiesen wurde, weil er mit blutigen Händen und unbußfertiger Seele eintreten wollte. Er ließ ihn nicht ein. Er stieß ihn zurück. Er verriegelte die Tür" (S. 318). — Die ganze Gemeinde blickt auf Cornelius. Alle denken an jenen Augenblick, da der Pfarrer ihm die Kirchentür verriegelt hatte. Man ist über die Anspielung direkt empört. — Nachher wurde die Predigt im Pfarrhaus gefeiert, als ob ein großer

Sieg erfochten sei. Und doch konnte nichts Unklügeres geschehen.

Selbstverständlich hatte die Gemeinde schon seit der Versetzung der Beichtstühle Stellung zu dem Streit zwischen „Kaiser und Papst" genommen. Die Alten hielten mehr zum Kirchenpräsidenten. Die Jungen, die gern Neues erlebten, waren eher dem Pfarrer zugetan. „Er war noch jung, fühlte noch mit, heizte noch Aug und Wort mit Begeisterung, das gefiel. Er denkt an Verschönerung und Verbesserung. Etwas Frisches, Neues" (S. 222)! Da er allerdings einer heimlichen Tanzbelustigung dadurch den Garaus machte, daß er plötzlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel in der entlegenen Wirtschaft erschien und die Tanzenden auseinandertrieb, schlug die Stimmung um. Am „Kirchgemeindetag" (eine Schweizer Einrichtung) mußte der Pfarrer erleben, daß die große Mehrzahl der Pfarrangehörigen zu seinem Gegner hielt, der mit überwältigender Mehrheit als Kirchenpräsident wiedererkoren wurde, während er selber nicht einmal in den Kirchenrat gewählt wurde, obwohl er kandidierte. Auch aus dieser Niederlage lernte er nichts, er fällt nun sogar wieder völlig aus der Rolle. Er hält eine unglückselige Rede persönlicher Art, in der er den Kirchenrat direkt beleidigt und ihm offenen Kampf ansagt. In heller Aufregung verläßt er die Tagung, alle Vernunft und Klugheit vergessend.

Nun betreibt er auf eigene Faust die Verwirklichung seines Lieblingsplanes: die Erhöhung des niederen Kirchturms. Er sammelt freiwillige Gaben „für die Bedürfnisse der Kirche zur Verfügung des Pfarramts". Da besonders die Frauenwelt Mitleid mit ihm hat, fließen die Gaben über Erwarten reichlich, so daß schnell die erforderlichen Mittel für den Bau zusammen sind. Unterdessen kommt es zu einem neuen Zusammenstoß mit dem alten Cornelius. Um ein Gegengewicht gegen die heimlichen Tanzvergnügen zu schaffen, veranstaltet der Pfarrer ein Gemeindefest, das er selbst bis ins Kleinste vorbereitet. Alles ist im schönsten Fluß, da erscheint Cornelius und treibt als Gemeindepräsident die Festteilnehmer kraft eines Schreibens der Regierung wegen Seuchengefahr auseinander, so daß der Pfarrer nicht einmal eine Rede zu

Ende führen kann. Dieser muß noch sogar den Wirt für seine Anschaffungen entschädigen.

Es dauert nicht mehr allzulange, und das letzte Verhängnis ist über den armen Pfarrer Carolus hereingebrochen. Er beginnt trotz großen Widerspruchs mit dem Turmbau. Schon längst hat er einen angehenden Maler beauftragt, ein Ambrosibild für das Portal der Kirche zu malen. Er malt — man sollte es nicht für möglich halten — gerade die Szene, wie der Mailänder Bischof dem Kaiser Theodosius den Eintritt in die Kirche verwehrt. Zu Ostern ist das Bild fertiggestellt. Die Leute beziehen es natürlich wieder auf die Begegnung ihres Pfarrers mit dem Präsidenten und kommen außer sich. „So verewigt man eine schlechte Tat an der Stirn der Kirche" (S. 482)! Proteste über Proteste gehen an die bischöfliche Behörde. Der Pfarrer sucht die Gemeinde auf der Kanzel zu beschwichtigen. Der erste Teil der Predigt, den er mit seinem alten, verständigen Kaplan vereinbart hat, gewinnt ihm die Sympathien der Gemeinde zurück; der zweite, improvisierte Teil verdirbt wieder alles. Nun kommt es schnell zur Katastrophe. Ein furchtbares Unwetter wirkt verheerend auf den im Bau begriffenen Turm, der nur schlecht gearbeitet war. Ein junges Menschenleben geht dabei zugrunde. Der Pfarrer verliert den Kopf. Das Ordinariat hatte ihm schon nahegelegt, er solle auf die Pfarre verzichten und sie mit einer Stelle in einem Frauenkloster vertauschen. Nachdem er erst abgelehnt, geht er jetzt darauf ein. Heimlich und in aller Stille verläßt er frühmorgens das Dorf. Er scheidet ohne Bitterkeit, läßt seinem Gegner sogar noch Grüße überbringen. Kaum hat er den Zug bestiegen, da machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Der Aufregungen waren zu viele gewesen. Die Leiche wird zurückgebracht ins Dorf. —

So hat sein Temperament diesen Priester scheitern lassen. Sein tragisches Geschick steht nicht ganz vereinzelt da. Zur Pastoration gehören nicht nur theologisches Wissen und persönliche Frömmigkeit, nicht nur Arbeitsfreude und Seeleneifer, sondern vor allem auch die Gabe, mit Menschen umzugehen. Leider ist das Verhältnis

des Priesters zu seiner Gemeinde nicht immer so, wie es sein sollte und wie es im Interesse der Seelsorge selber wünschenswert wäre. Selten werden die Dinge so kraß liegen, wie Federer sie geschildert hat. Aber wie mancher Pfarrer hat doch schon unendlich schwer an seinem Amte getragen! Und wieviel undankbare Arbeit muß jedes Ordinariat und jedes Ordensprovinzialat auf die Untersuchung und Beilegung von Unstimmigkeiten und Konflikten verwenden, die hier einschlagen! Oft handelt es sich dabei um den kleinsten Kleinkram, den man sich nur denken kann. Und es sind zumeist nicht die unfähigsten und auch nicht die lauesten Priester, die Schwierigkeiten über Schwierigkeiten haben. Sie nagen wie Geier an ihrem Herzen.

Federer hat in seinem Roman dem Pfarrer Carolus einen Kaplan Eusebius beigegeben. Diese beiden verstehen sich glänzend. Der Kaplan ist ein gereifter Mensch, dabei ein überaus feiner Psychologe. Er begreift und versteht den Pfarrer in jeder Beziehung. Er versucht auch öfters, in feiner Weise auf ihn einzuwirken, vergißt dabei aber niemals seine Stellung, die er als Kaplan dem Vorgesetzten gegenüber hat. Wo der Pfarrer ihn dagegen direkt befragt, gibt Eusebius jedesmal den besten Rat, der Zeugnis davon abgibt, daß er die Situation völlig überschaut. Mit dem Dorfmagnaten verkehrt er freundschaftlich; dabei macht er aber von vornherein keinen Versuch, Pfarrer und Kirchenpräsidenten einander näherzubringen. Er weiß sich ganz aus der Sache zu halten. Im Grunde hält er treu zum Pfarrer. Kaplan Eusebius steht im übrigen vor uns als ein gelehrter Stubenhocker, der zur Abwechslung einmal sein Spielchen macht oder seiner Schwester bei leichten Gartenarbeiten hilft, sonst aber ganz in weitabliegende historische Spezialstudien vertieft ist, die dazu nur ein sehr lokales Interesse haben. Der Kaplan hat all die Eigenschaften, die dem Pfarrer fehlen, aber er weiß selber recht gut, daß er für die Pastoration nur wenig geeignet ist. Auf der Kanzel ist er schwach. „Des Pfarrers Besuch," heißt es einmal (S. 224). „wog den Kranken zehn Kapläne auf. Eusebi amtierte gewiß ganz korrekt. Aber er war trocken, seine Stimme farblos und dürr, er wußte keine

Bauernspässe. Der Duft der gelehrten Bücher, dieser unpopuläre Duft, umschwebte und isolierte ihn ein bißchen." Der Dorfschneider erklärte, „beim Kaplan sei das Beten und Zusprechen wie ein Wind im Herbstlaub, es rausche dürr wie Papier. Hingegen beim Pfarrer fahre es ins volle Sommerlaub und rausche wie zehn Orgeln" (S. 224). — Auf dem Wege, den der Kaplan geht, ist wohl Ruhe und Frieden, aber niemals eine erfolgreiche Pastoration zu erreichen, die aufrüttelt und immer wieder eine Gemeinde neu belebt.

Rückhaltlos imponiert die hehre Gestalt des Bischofs. Er sieht ja freilich die Dinge aus weiterer Ferne und kann darum leichter die Objektivität bewahren. Aber was drängt sich an den Oberhirten eines Kirchensprengels nicht alles heran, manchmal Schlag auf Schlag! Bischof Georg bewahrt bei allem Kopf und Nerven. Er sucht die Dinge zu sehen, wie sie sind. Er ist die verkörperte Liebe selber, da er mit dem Pfarrer verhandelt, und dabei doch wieder in der Sache unerbittlich und energisch. Fürwahr, das Ideal eines Bischofs!

Nur ganz wenige Priester haben von Haus aus ein solches Naturell, daß ihnen Schwierigkeiten im Verkehr mit der Gemeinde, die sie zu pastorieren haben, erspart bleiben. Es gibt einzelne Priesterpersönlichkeiten, denen niemand gram sein kann, auch wenn sie nicht das Geringste vernachlässigen und sogar ihren Standpunkt gelegentlich mit aller Energie vertreten. Aber es ist nicht unter allen Umständen das beste Zeichen, wenn einer niemals einen „Feind" oder einen Gegner hat. Oder ist z. B. dem hl. Johannes Chrysostomus ein Vorwurf daraus zu machen, daß er durch sein Auftreten sich den glühendsten Haß der damaligen griechischen Kaiserin zuzog? In jeder Gemeinde kann der Seelsorger unter Umständen genötigt sein, einmal mit aller Schärfe vorzugehen und sich um der Sache willen persönlich gleichsam zu opfern. Aber ein solcher Geistlicher wird immer den Segen seines Bischofs für sich haben, und die Gutgesinnten werden sich um ihn scharen. Sie werden ihn wie eine Mauer umgeben und wie einen Martyrer verehren. Solche Kämpfe wirken nicht zer-

rüttend; sie haben für die Kirche vielmehr noch immer ihr Gutes gehabt.

Nur möge nicht gleich jeder Priester, der auf Widerstand und Schwierigkeiten stößt und die Gemeinde „durcheinanderpastoriert", sich selber vorreden, er opfere sich für „die große Sache", zumal wenn gutgesinnte Katholiken und selbst das Ordinariat ganz anderer Meinung sind. So manchmal handelt es sich da um persönliche Gereiztheit und um ein gewisses autokratisches Wesen, das keinen Widerspruch erträgt.

Gewiß ist es nicht wahr, daß wir Priester aus Herrschgelüsten überall die Führung haben wollen. Wir wollen im Grunde nicht führen, um zu herrschen und zu regieren, sondern um denen, die uns anvertraut sind, zu dienen. Dächten wir anders, so wären wir besser nicht Priester geworden. Aber Amt und Stellung bringen es nun einmal leicht mit sich, daß wir uns in der Praxis des Lebens manchmal etwas vergessen. Wir müßten ja sonst keine Menschen sein. Darum suchen wir bei Unstimmigkeiten die Fehlerquelle nicht immer nur bei den andern.

Eine sachliche Gegnerschaft, etwa in einem Verein, im Kirchenvorstand, unter der Lehrerschaft usw., übertragen wir grundsätzlich nicht gleich auf unsere Person. Oft ist es ein wahres Glück, wenn ein Widerstand kommt. Denn schließlich sind wir nicht unfehlbar und auch nicht allwissend. Hemmungen und Widerstände können vielfach der Klärung der Sache dienen. Meist handelt es sich auch um Kleinigkeiten, bei denen es nicht von besonderer Bedeutung ist, ob dieser oder ein anderer Weg eingeschlagen wird. Oft belohnt es Gott in ganz besonderer Weise, wenn man auch einmal auf die Durchbringung seiner persönlichen Ansicht gern und freudig verzichten kann, falls man merkt, daß man eine kleinere oder größere Opposition gegen sich hat. Ein solches Verhalten zeugt immer von weitem Blick und von Weitherzigkeit, zugleich von Demut und Opfersinn. Außerdem schafft man sich dadurch die beste Position für weiteres Arbeiten. In vielen Fällen werden unsere „Gegner" auf diese Weise direkt entwaffnet.

Ebenso müssen wir es ertragen können, daß man uns und unsere Tätigkeit kritisiert. Unser Leben und Wirken liegt in mancher Beziehung vor den Augen der Gemeinde offen wie ein aufgeschlagenes Buch. Es ist nicht einmal ein gutes Zeichen, wenn man uns übersieht und ignoriert. Jede Kritik ist einseitig und meist sehr übertrieben. Aber sie enthält fast regelmäßig auch einen berechtigten Kern. Da gilt es nicht, sich einfach gegen sie zu stemmen, sondern der Kritik nachzugehen, um sie fruchtbar zu machen. Gerade dadurch entzieht man ihr am ersten den Boden, und man nimmt ihr den Wind aus den Segeln. Lob und Anerkennung können uns eine gewisse Beruhigung dafür geben, daß wir auf dem rechten Wege sind, aber sie wiegen uns auch leicht in eine sorglose falsche Sicherheit mit Bezug auf unser Wirken ein. Kritische Stimmen regen zur Selbstkontrolle an, und sie werden uns darum im Grunde immer nützen, falls wir sie recht zu verwerten wissen.

Beschwerden bei der vorgesetzten Behörde sind naturgemäß niemals angenehm. Aber vergessen wir nie, daß unsere Untergebenen das Recht dazu haben. Auch solche Dinge müssen wir in Demut und Ergebenheit zu tragen wissen. Zur Behörde selber dürfen wir das Vertrauen haben, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen entscheidet. Angenehm wird es immer berühren, wenn wir, da wir uns zu verantworten haben, streng sachlich bleiben und nicht „Gefühle" mit Tatsachen durcheinandermengen. Manchmal wird das Ordinariat auch beim allerbesten Willen nicht einfach die Partei des angeklagten Priesters ergreifen können. Zum mindesten kann es gewisse Unklugheiten und Übertreibungen nicht einfach mit seiner Autorität decken. Wenn das mancher Priester nur einsehen würde! Aber da ist hie und da alles Reden und Verhandeln umsonst. Anstatt aus unliebsamen Vorkommnissen für die Zukunft zu lernen, steigert sich die Animosität und führt zu neuen, schlimmeren Konflikten, bis dann endlich der Weg vollständig verbaut ist und das tragische Ende folgt. Nicht das ist das Schlimmste, daß jemand einen Mißgriff macht, aber daß er nicht dahin zu bringen ist, eine Unklugheit ein-

zusehen und einzugestehen, das macht die Behörde nicht selten dem Priester gegenüber völlig hilf- und machtlos, so daß schließlich nur noch auf dem Wege der kalten Verwaltungsmaßnahmen eine Abhilfe möglich ist, um die Sache nicht schwer zu gefährden, obwohl der arme Priester manchmal daran zerbricht. Seiner psychischen Einstellung wegen mag er vor Gott ein Martyrer sein, und doch konnte die Behörde nicht anders handeln. Fehler und Unklugheiten können dem Allerbesten unterlaufen, vor allem wenn er nicht ausgetretene Pfade wandelt und rastlos tätig ist. Wohl dem, der sie als solche erkennt und der guten Willens ist, aus bitteren Vorkommnissen zu lernen für die Zukunft! Nicht selten erringt er sich schon durch diese seine Einstellung die Achtung derer wieder, die da glaubten, gegen ihn vorgehen zu müssen. Und eine verständnisvolle Behörde wird ihm sein Kreuz gern tragen helfen. Auf jeden Fall sollten Entscheidungen der kirchlichen Behörde unbedingt respektiert werden. So viel Disziplin und so viel Aszese müssen wir haben. Da kann uns Pfarrer Carolus bei allen seinen sonstigen Unklugheiten ein leuchtendes Vorbild sein.

Plötzlichkeitsnaturen sind am ersten in Gefahr, Konflikte in ihrer Gemeinde heraufzubeschwören, besonders im Anfang, da man sie noch nicht näher kennt und darum nicht richtig einzuschätzen weiß. Es ist, als ob ihre Arbeit darin bestände, erst das Porzellan zu zerschlagen, um es nachher wieder mühselig zusammenzuflicken. Bei der ersten besten Gelegenheit gehen sie fast automatisch „hoch". Erst nachdem sie die Wirkungen sehen, werden sie sich des angerichteten Schadens bewußt. Hier ist die Kunst, das Impulsive des Naturells zu erkennen und zu mäßigen. Andernfalls gleichen solche Priester einem Vulkan, von dem man nie weiß, wann er — man verzeihe das Bild! — Feuer speit. Bei ihnen kommt es leicht zu den unglückseligsten Ausfällen auf der Kanzel, die zumeist aus dem Augenblick herausgeboren und darum völlig improvisiert und unvorbereitet sind. Eine solche Predigt enthält alles andere, nur nicht das Wort Gottes und das Evangelium. Die Wirkung ist jedesmal negativ. Das Persönliche

gehört in den seltensten Fällen auf die Kanzel. Es muß doppelt und dreifach überlegt und durchdacht sein, wenn im Einzelfall einmal eine Ausnahme von dieser Grundregel gemacht werden muß, um eine Sache einzurenken. Am besten wird der Text schriftlich nach eingehender Beratung mit besonnenen Konfratres formuliert und womöglich abgelesen. Im Zweifel darüber, ob eine Bemerkung Nutzen oder Schaden bringen wird, unterlasse man sie grundsätzlich. Wir sind doch nicht dazu da, Öl ins Feuer zu gießen und eine Sache, die wir gern geändert hätten, noch schlimmer zu machen!

Nicht nur auf der Kanzel, auch im gewöhnlichen täglichen Leben können unvorsichtige Reden und Bemerkungen oft viel Unheil anrichten und Unstimmigkeiten in die Gemeinde hineinbringen. Als Seelsorger müssen wir diskret sein. Das uns Mitgeteilte ist mit großer Vorsicht aufzunehmen, bevor wir es verwerten. Grundsätzlich höre man immer auch die andere Seite, wenn man ein Urteil abzugeben hat. Das erfordern schon die elementarsten Grundsätze der Gerechtigkeit. Unbedingt und unter allen Umständen müssen wir dafür sorgen, daß wir nicht ins lokale Parteigetriebe der Gemeinde hineinkommen. Vor allem ist bei Kirchengemeindewahlen und dergleichen größte Vorsicht am Platze. Den Gewählten haben wir Vertrauen entgegenzubringen, falls sie überhaupt auf kirchlichem Boden stehen, ob sie uns persönlich erwünscht sind oder nicht. Es geht übrigens auch mit Unerwünschten in den meisten Fällen viel besser, als man anfangs glaubt, falls man nur recht mit ihnen umzugehen versteht. Das ist auch für uns die große Kunst.

Nicht Knigges „Umgang mit Menschen" ist da in erster Linie maßgebend. Allerdings müssen auch wir auf Form und Etikette halten. Aber weit wichtiger ist für uns im Umgang eine gewisse innere Wahrhaftigkeit sowie eine wohlwollende, großmütige Herzensgüte. Wer mit uns zu tun hat, muß beglückt und gehoben von dannen gehen. Wir müssen nach Möglichkeit frei sein von all den vielen Fehlern, die nur zu oft den Verkehr mit Menschen verleiden können. Alsdann

geht eine eigene Kraft von uns aus. Die Menschen werden es mit Händen greifen, daß wir nicht unsere persönlichen, sondern ihre Interessen sowie die Interessen Gottes und der Kirche verfolgen. Selbst wenn dabei unser Naturell trotz aller Arbeit an uns zu gewissen Zeiten und bei bestimmten Gelegenheiten fast automatisch spontan immer wieder durchbricht und wenn wir den Äußerungen unserer Nerven oft ohnmächtig gegenüberstehen, werden wir alsdann im großen und ganzen mit den Menschen fertig werden, falls wir nur nicht wie Pfarrer Carolus von fixen Ideen direkt beherrscht sind, die wie ein psychischer Zwang auf uns liegen.

Außerdem muß man die einzelnen Menschen zu nehmen, gegebenenfalls auch zu „behandeln" wissen. Je nach Temperament und Gesinnung, nach Stand und Bildung haben wir uns ihnen gegenüber einzustellen. Dazu gehört etwas Menschenkenntnis und Psychologie. Im allgemeinen wollen alle gern respektiert und ästimiert sein. Mancher Quertreiber ist wie umgewandelt, wenn man ihn einmal um Rat fragt oder etwas mit ihm privatim überlegt. Nicht selten läßt sich eine Verhandlung im Kirchenvorstand so deichseln, daß die Herren meinen, die Gedanken und Pläne gingen von ihnen aus, und doch ist der Pfarrer der eigentliche Initiant und Inspirator gewesen. Man muß nicht immer der „Kopf", aber stets das „Herz" der Gemeinde sein wollen. — Wer über wirkliche Menschenkenntnis verfügt, wird niemals eng und zelotisch, er wird vielmehr sehr tolerant gegenüber fremdem Denken und fremdem Wünschen sein. Kleinliche Geister möchten gleich dreinschlagen, wenn etwas nicht genau nach der Schnur geht. Ein weitblickender Geistlicher wird manche Desiderien haben, aber er rechnet mit den Möglichkeiten und den Realitäten des Lebens. Gibt es für ihn Nüsse zu knacken, so wird er sie nicht zertreten und zerstampfen, sondern, wie Federer einmal den Bischof sagen läßt, „mit Daumen und Zeigefinger sachte drücken. Dann springt gleich der schönste Kern heraus" (S. 30). Man nenne das nicht Leisetreterei!

Selbst wenn es sich um ärgerliche Skandale und um gefährliche Beeinflussungen in der Gemeinde handelt, denen

wir uns mit allen Mitteln und auch mit einer gewissen Schärfe entgegenstellen müssen, verletzen wir doch nicht die Personen, von denen das Ärgernis kommt. Wir könnten sonst leicht lieblos werden und sogar bitteres Unrecht tun. Auch nach der Seite hin führt uns Federer ein lehrreiches Beispiel vor Augen. Ein ehemaliger Dorfbewohner ist in der Großstadt am Glauben wie am Leben gescheitert. Eines Tages kommt er zurück, um sich wieder in seiner Heimatgemeinde niederzulassen, und zwar in Begleitung einer Varietésängerin, mit der er nur zivilrechtlich getraut ist. Sein Ruf ist ihm vorausgeeilt, so daß der Pfarrer von ihm weiß. Carolus donnert den ins Dorf Einziehenden auf offener Straße furchtbar an und will ihm den Eintritt wehren. Unterdessen bricht die Frau, die unmittelbar vor der Entbindung steht und sich nicht mehr auf den Füßen halten kann, vor Entkräftung und Schrecken ohnmächtig zusammen. Da brüllt der Angegriffene dem Pfarrer entgegen: „Und meine Frau laßt Ihr sterben, großer Christ Ihr" (S. 260)! In dem Augenblick freilich sieht der Geistliche gleich das menschlich Erbarmungswürdige der Szene. Und er rollte „den Richtermantel zusammen und schlüpfte in den gewöhnlichen Bruderkittel". „In Gottes Namen geht in Eure Stuben und ruhet Euch fürs erste aus! Ich will Euch wahrlich nicht böse. Der Friede des Herrn sei mit Euch" (S. 261)! Das wenige Tage darauf geborene Kind taufte Carolus aber nicht selbst. Er wollte damit das Mißfallen der Kirche über wilde Ehen und ihre wilden Sprößlinge ausdrücken (S. 277). In der Frau sieht er zunächst nur die öffentliche Sünderin. Diese aber ruft ihm zu: „Ich kam ins Dorf, eine müde Bettlerin, schwanger und elend zum Sterben. Und Sie vergaßen, daß einer sagte: kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken! Sie vergaßen, daß er sagte: alle — und Sie donnerten mich zu Boden. Um Ihretwillen läg ich vielleicht dort tot im Gras. So einen Priester fürchte ich" (S. 295)! Es ist nun rührend zu sehen, wie Carolus aus diesen Worten lernt. Er sucht das Ärgernis zu beseitigen, tut aber zu gleicher Zeit alles, die beiden armen Menschen zu retten. Schließlich vermittelt er dem Manne wieder eine Stellung in der Stadt und beschafft

selber die dafür notwendige hohe Kaution. Daß er dafür freilich auch die für kirchliche Zwecke gesammelten Gelder verwendete, war wieder eine große Unklugheit, die ihm aber Gott gewiß nicht zur Sünde angerechnet hat. In dem Augenblicke beherrschte ihn nur der eine Gedanke, die Beseitigung des Ärgernisses sei wichtiger als der Bau des Turmes.

Daß Carolus trotz heißen Bemühens und vielen Betens zu dem Dorfmagnaten Cornelius in kein Verhältnis gekommen ist, lag an den Verhältnissen selber sowie an den beiden Charakteren. Da war alles Bemühen umsonst. Es gibt eben Steine, die niemand hebt! Da heißt es die Nerven bewahren. Sich ärgern und immer wieder dagegen angehen wollen, hat gar keinen Zweck. In solchen Fällen hat man ein manchmal überschweres Kreuz zu tragen, aber man braucht nicht daran zugrunde zu gehen. Armer Pfarrer, der da den persönlichen Kampf mit einem derartigen Gegner aufnimmt! Selbst wenn er Sieger bleibt, hat er die Schlacht verloren. Die schlimmen Folgen lassen eine rechte Freude an dem Siege gar nicht aufkommen. Und wie mancher bleibt auf dem Schlachtfeld liegen! — Wo alle natürlichen Mittel versagen, versenke man sich in den Kreuzweg des Heilandes. Er wird Licht und Kraft und Ruhe bringen. —

Schon mehr denn einmal war ich gelegentlich einer Volksmission vor die Aufgabe gestellt, das Verhältnis des Pfarrers zur Gemeinde wieder herstellen zu helfen. Hie und da war der Wagen vollständig verfahren. Das erstemal hat man gewöhnlich Erfolg, falls es sich um eine an sich gute Pfarre handelt. Versteht es dann aber der Seelsorger nicht, die Situation zu retten, dann nützt keine zweite und keine dritte Mission. Da hilft manchmal nur ein Wechsel in der Person des Geistlichen.

Versetzungen sind kein Allheilmittel. Man nimmt sich schließlich überallhin selber mit. Pfarrer Carolus kommt durch die Versetzung gleichsam vom Regen in die Traufe. Bei Schwierigkeiten soll man nicht gleich damit bei der Hand sein, den verfahrenen Wagen feige stehen zu lassen

und einfach davonzugehen. Wohl dem, der ihn selber wieder flott zu machen weiß. Er wird in jeder Beziehung für sein Leben viel gewinnen. „Hast du irgendwo an dir und andern etwas zu verbessern, so hier" (S. 512), möchte man mit dem Kaplan Eusebius so manchem zurufen, der bei Unstimmigkeiten ohne weiteres die Flinte ins Korn werfen will. Vielfach kommt alles schon von selber dadurch wieder ins rechte Geleis, daß man den widrigen, oft recht wetterwendischen Wind erst in Ruhe abflauen läßt, besonders in unserer heutigen Zeit, die so viel erlebt und so schnell vergißt, vorausgesetzt, daß man aus gemachten Erfahrungen und Fehlern zu lernen versteht.

Daneben gibt es Fälle, in denen eine Versetzung im Interesse der Seelsorge unvermeidlich erscheint. Hat z. B. ein Pfarrer das ganze Vertrauen der Gemeinde eingebüßt, so kann von einer ersprießlichen Seelsorge keine Rede mehr sein. Da werden das Kanzelwort und selbst der Zuspruch im Beichtstuhl und am Krankenbett einfach innerlich abgelehnt. Es hat schon Pfarren gegeben, die zum passiven Widerstand oder sogar zum offenen Streik übergegangen sind, wenn der Seelsorger das Feld nicht freiwillig räumen wollte. Es hat seinen tiefen Grund, wenn das neue kirchliche Recht dem Bischof Handhaben gegeben hat, einen Pfarrer auf dem Verwaltungswege unter Umständen auch gegen seinen Willen zu entfernen. Es braucht auch durchaus nicht immer anderswo der Kampf aufs neue zu beginnen. Mancher Geistlicher, der bei Bauern völlig versagt, wird sehr gut fertig mit Bergarbeitern, wie die Erfahrung lehrt usw. — Darum sollte ein Seelsorger unter Umständen seine Versetzung ruhig höheren Orts beantragen, wenn die Sache es wirklich erfordert. Gegenüber den Vorschlägen oder gar Forderungen des Bischofs, der einen Wechsel für notwendig oder wünschenswert hält, wolle man sich nie versperren, und mag das persönliche Opfer im Einzelfalle noch so groß sein. — Leider kann man es hie und da erleben, daß gerade solche Priester, die nirgendwo fertig werden, sich ihrem Ordinariat gegenüber als wahre Querulanten gebärden. Der Gemeinde werfen sie stets Mangel an Achtung der kirchlichen Autorität vor, die sie selber, wenn es sich um die vor-

gesetzte Behörde handelt, nicht zu kennen scheinen. Wenn da einmal die Akten der Ordinariate reden könnten!

Man wolle nicht sagen, in diesem Aufsatz sei in einseitiger Weise bei Unstimmigkeiten in einer Pfarrgemeinde die Schuld von vornherein auf die Schultern des Priesters gewälzt. Da würde man die Ausführungen ganz falsch verstehen. Die lokalen Verhältnisse sind oft furchtbar schwer. Wer von uns hätte nicht dem Heiland gleich oft einsam und allein seinen Kreuzweg zu gehen? — Hier handelt es sich überhaupt um keine Frage nach der Schuld! Es sollte nur gezeigt werden, wie der Seeelsorger es anzufangen hat, um die vielfachen widrigen Strömungen und Tendenzen in seiner Gemeinde in kluger Weise aufzufangen und ins richtige Fahrwasser zu leiten. Nur selten wird einer alle Unstimmigkeiten verhindern können. Aber er muß sie in rechter Weise zu überwinden und zu beseitigen trachten. — Gewiß ist der Obere eines Klosters nicht verantwortlich zu machen für alles, was es etwa an Unstimmigkeiten und Spannungen in einer klösterlichen Gemeinschaft geben kann. Aber wenn es in einer solchen Kommunität einmal so weit kommen sollte, daß die Lebensgemeinschaft fast nicht mehr zu ertragen ist, so daß eine Lösung herbeigeführt werden muß, dann hat in den meisten Fällen der Leiter der Kommunität irgendwie versagt, wenigstens unter normalen Verhältnissen. Zum mindesten war er der Situation nicht gewachsen. Ähnlich ist es meines Erachtens in einer Pfarrei, die mit ihrem Seelsorger sozusagen zerfallen ist, es müßte denn sein, daß im Einzelfall durch raffinierte Umtriebe und planmäßige Machenschaften ein persönlicher Kampf gegen ihn inszeniert wird, gegen den er völlig hilflos ist, — das Bitterste, was einem Priester begegnen kann. Und doch: Gott Dank, wenn man sich in solcher Lage selber nichts vorzuwerfen braucht!

Während des Krieges, da alle Weitersehenden unter dem seelischen Druck der allgemeinen Volksnot fast zusammenbrachen, hatte ich es öfter mit Menschen zu tun, die mir ihre Not des Alltags klagten. Da rieb sich ein Lehrer an der

Eigenart seines Kollegen. Die Mieter einer Wohnung wurden mit dem Hauswirt nicht fertig. Nachbarn konnten sich nicht mehr sehen. Und alle, die da klagten, sahen nur ihre kleine, kaum nennenswerte Not und verzehrten sich dabei. Die große allgemeine Not mit ihren furchtbaren Folgen, die andern Atembeklemmung brachte, kam ihnen weiter nicht in den Sinn. Sie hätten sonst wohl ihre kleinen Alltagsplackereien von selbst vergessen. —

Wir Priester sollten mehr der großen religiösen Not gedenken, die heute die ganze Welt erfaßt hat. Wer unter dem Eindruck der gegenwärtigen religiösen Krise steht und sieht, wie fast auf allen Gebieten die Emanzipation von christlichem Glauben und christlicher Sitte erfolgt, so daß die Welt über uns einfach zu ihrer Tagesordnung hinwegzugehen scheint, der wird bis ins Innerste erfaßt. Der Gedanke an das, was auf dem Spiele steht, läßt ihn einfach nicht mehr los. Ein solcher wird sich von selber nicht mehr im Kleinkram des Lebens verlieren und darum auch nicht in die Fehler fallen, die hier zur Sprache kamen. Aber wer nur seinen Lehrer oder seinen Kirchenvorstand oder seinen Küster oder seinen Kirchtum im Kopf hat? — Erweitern wir doch den Blick und schauen wir auf das Große und Allgemeine, und wir werden uns viele Unstimmigkeiten in unserm eigenen kleinen Wirkungskreis von selber ersparen.

Was können wir für die Pflege der Volksfrömmigkeit von P. Martin von Cochem lernen?

Immer wieder hat man in unsern Tagen ein rapides Abnehmen des religiösen Innenlebens auch bei jenen beklagt, die sich als gläubige Christen bekennen und am Gottesdienst teilnehmen. Man hat des öfteren hingewiesen auf die gedankenlose, fast nur rein körperliche Teilnahme der Massen an der sonntäglichen Pflichtmesse. Selbst fromme Seelen, die sich noch zu den Nachmittagsandachten einfinden, würden vielfach ihren Rosenkranz und die inhaltsreichen Litaneien mechanisch im rasenden Tempo herunterleiern. Wer denke sich etwas beim Beten des Vaterunsers und des englischen Grußes? Wohl ein jeder von uns hat in den letzten Jahren Konferenzen mitgemacht, auf denen diese Fragen zur Sprache kamen und zu bewegten Klagen führten. Eifrig wurden Mittel und Wege gesucht, um das Gebetsleben sowie die ganze Volksfrömmigkeit zu fördern und zu vertiefen. Welchem wahren Seelsorger wäre es nicht eine innere Herzenssache und eine heilige Gewissensangelegenheit, seinen Pflegebefohlenen den Geist des Gebetes und der Andacht nach besten Kräften zu vermitteln?

Tatsächlich sind eine ganze Reihe von Bestrebungen im Gange, die der religiösen Verinnerlichung, speziell der Erneuerung der Volksfrömmigkeit dienen sollen. In mehreren Diözesen ist man eifrig mit den Vorarbeiten für die Neuherausgabe eines Diözesan-Gesang- und Gebetbuches beschäftigt. Die „Liturgische Bewegung" sucht eine Elite heranzubilden, zugleich aber auch die breiten Massen zu erfassen, um ihnen die heiligen Gebetstexte der Kirche in guten Übersetzungen zu vermitteln und mit Hilfe entsprechender Einführungen und Anleitungen nahezubringen.

Gerade mit Rücksicht auf diese Bestrebungen dürfte es angebracht sein, den alten Kapuzinerpater Martin von Cochem zu Rate zu ziehen, um seine Ansichten über Pflege der Volksfrömmigkeit, insbesondere über die Verwendung der liturgischen Gebete bei öffentlichen Volksandachten oder zum privaten Gebrauche der einfachen Gläubigen kennen zu lernen. Haben doch seine zahlreichen Gebets- und Andachtsbücher über Jahrhunderte hinaus einen einzigartigen Einfluß auf das religiöse Denken und Empfinden des katholischen deutschen Volkes ausgeübt, der bis in unsere Tage hineinreicht. Sie befanden sich schon zu Lebzeiten des Verfassers, wie er selbst einmal sagt, „in schier allen Häusern". Immer und immer wieder wurden sie gedruckt, gekauft und ständig gebraucht. Ihr Inhalt ging dem katholischen deutschen Volke bald in Fleisch und Blut über. Keine andere Persönlichkeit der letzten Jahrhunderte hat die Volksfrömmigkeit so nach seinem Sinne in bestimmte Bahnen gelenkt, wie P. Martin von Cochem es getan. Noch heute denkt unser Volk zum guten Teil Cochemsche Gedanken. Selbst die Aufklärungszeit, die einer ganz anders gerichteten Volksfrömmigkeit das Wort redete, und die mit einem Eifer gegen den alten Kapuziner vorging, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, konnte dem einfachen Volke die ihm liebgewordenen Gebet- und Erbauungsbücher nicht aus der Hand entwinden.

Hier dürfte es zunächst von besonderem Interesse sein, zu erfahren, in welchem Umfange P. Martin von Cochem die Liturgie und die liturgischen Gebete in seinen Andachtsbüchern dargeboten und verwertet hat.[1])

[1]) In meiner Biographie P. Martins von Cochem (Freiburger Theologische Studien Heft 1, Freiburg, Herder, 1910) bin ich diesen Dingen nicht weiter nachgegangen, weil damals kaum Anfänge der heute so starken „Liturgischen Bewegung" vorhanden waren. Die folgenden Ausführungen beruhen auf eingehenden Untersuchungen, die ich in seminaristischen Übungen zusammen mit jungen Ordenstheologen habe anstellen können. Die genauen Belege und Zitate u. dgl. sind hier weggelassen; ich hoffe sie aber bei einer gelegentlichen Neubearbeitung meiner Biographie verwerten zu können.

In allen seinen Gebet- und Erbauungsbüchern finden wir das Kirchenjahr eingehend berücksichtigt. So ist das „Große Leben Christi" in seiner ganzen Anordnung und Darbietung des Stoffes den einzelnen Zeiten des Kirchenjahres bewußt und planmäßig angepaßt. Dem praktischen Zweck zulieb, nämlich um einen ganz engen Anschluß ans Kirchenjahr zu erzielen, verschmähte der Verfasser hie und da nicht einmal Verschiebungen im chronologischen Verlauf der Ereignisse. Auch sind dem Kirchenjahr entsprechend an passenden Stellen des „Lebens Christi" Betrachtungen und Gebete eingeschoben, die sich auf besondere Feste beziehen. Sogar einzelne Heiligenfeste sind dabei berücksichtigt. Advent und Weihnachten, Fasten- und Osterzeit usw. spielen in den Büchern des P. Martin eine große Rolle. Er bemüht sich auf alle Art und Weise, die Benutzer in den Gedankenkreis der betreffenden Festzeiten einzuführen. An die Spitze vieler seiner Gebete hat er die Weisung gestellt, daß dieselben an bestimmten Tagen verrichtet werden sollen. Die starke Betonung des Kirchenjahres ergibt sich auch daraus, daß er vielen seiner Gebetbücher einen Kirchenkalender beigegeben hat, nebst einer Tafel der beweglichen Feste, die regelmäßig über viele Jahre hinaus gebraucht werden konnte.

Die liturgischen Zeremonien hat P. Martin von Cochem weniger verwertet. Gelegentlich betont er, vor allem in der „Meßerklärung", ihren Wert und ihren Sinn. Aber er macht sie der Frömmigkeit im allgemeinen kaum nutzbar, da er sie nicht religiös ausdeutet. Im „Himmelsschlüssel" rät er sogar einmal von zu großer Aufmerksamkeit auf die äußere Handlung am Altare ab. Dagegen bedient er sich des öfteren der Beschreibung der Zeremonien, um eine Glaubenswahrheit zu beweisen oder sinnfällig zu erläutern. — Daß die Zeremonien von dem alten Kapuziner kaum eine Berücksichtigung erfahren haben, erkennt man am besten daran, daß z. B. neuere Bearbeiter und Herausgeber seiner „Meßerklärung" dem Buche wohl ein neues Kapitel über die Zeremonien der heiligen Messe beigegeben haben.[2])

[2]) Z. B. L. Grubenbecher in seiner weitverbreiteten Ausgabe bei Bachem, Köln.

Mehr interessieren wird manchen die Stellungnahme P. Martins von Cochem zur Darbietung liturgischer Texte als Gebetsformulare für das Volk. Wir erfahren aus den Vorreden zu einzelnen seiner Gebetbücher, daß damals das, was heute die Vertreter der liturgischen Richtung anbahnen möchten, bereits längst in Übung war. Die zeitgenössischen Andachtsbücher enthielten in Menge Übersetzungen von Psalmen, Hymnen und anderen liturgischen Texten. Das Volk betete ganze Offizien in deutscher Übersetzung, vor allem das Officium parvum BMV. P. Martin fördert diese Gebetsart nicht; er spricht sich gelegentlich sogar dagegen aus. So bemerkt er einmal im Vorwort zum „Großen Baumgarten", er sei kein Liebhaber der Rezitation von Offizien und Psalmen seitens des Volkes und „spüre aus denselbigen gar geringe Frucht". Er begründet seine Ansicht mit den Worten: „Dann sie seynd gemeiniglich nur lauteres Geschwätz und bringen den Hertzen gar geringe Andacht und Trost. Ich halte aber mehr von einem anmüthigen Gebett, welches das Hertz durchdringet und das Gemüth zu Gott erhebet." Tief dogmatisch denkt er bezüglich der Beiwohnung der heiligen Messe. Wohl kaum jemand hat je das Volk so angeleitet, in ihren Opfergedanken einzudringen, wie der Kapuziner es getan hat. Er will zum aktiven Anteilnehmen am Opfer erziehen. An den verschiedensten Stellen weist er darauf hin, daß das Anhören und Aufopfern der heiligen Messe viel verdienstlicher sei als das Abbeten der „Officia und Psalmen" oder anderer Gebete. Einmal sagt er in der Meßerklärung (Kap. 18): „Wan du zu Ehren der Mutter Gottes mit Andacht viele Rosenkränze, Officia, Litaneyen, Psalmen und andere Gebetter bettest und ihr dieselbige zu ihrer größeren Ehr und Freud opfferest, ein anderer aber höret ihr zu Ehre eine heilige Mess mit Andacht und opfferet ihr ihren lieben Sohn, der auf dem Altar persönlich gegenwärtig ist: welcher von euch beyden opfferet ihr eine angenehmere Gaab und machet ihr eine größere Freud? Ohn Zweifel nicht du, sondern der andere. . . ." Doch legt er nicht das geringste Gewicht darauf, daß man während der Beiwohnung der heiligen Messe

die liturgischen Meßgebete mitbetet. Er hat Hunderte von Meßgebeten verfaßt, die alle den Opfergedanken der heiligen Messe stark betonen, und die sich an die einzelnen Teile der heiligen Messe eng anlehnen, auch unter Berücksichtigung der betreffenden Zeit des Kirchenjahres oder eines bestimmten Festes, aber fast ohne Beziehung auf die liturgischen Gebete, sondern in Anlehnung an die Dogmatik des heiligen Meßopfers, die er dem Volke auf jede Weise zu erschließen und in Gebetssprache umzusetzen sucht. Er ist auch nicht dagegen, wenn man während der heiligen Messe seiner Privatandacht nachkommt, wenn nur den Hauptteilen der Messe gehörige Aufmerksamkeit geschenkt wird. So bemerkt er in der „Meßerklärung" (ähnlich auch im „Leben Christi"): „Von Anfang deiner Messen bette deine täglichen Gebetter, nemblich deine Officia, deinen Rosenkranz oder deine Bruderschaftsgebetter." In allen seinen Andachtsbüchern finden wir verhältnismäßig nur sehr wenige liturgische Gebete in Übersetzungen wieder. Soweit in der „Meßerklärung" Stellen aus den Formularen des Missale herangezogen werden, sollen sie zum Beweise einer Behauptung dienen, die er bekräftigen will, oder zur Erläuterung einer Sache; er benutzt sie also nur in dem Sinne, in dem er auch wohl auf die Zeremonien hinweist. Zudem führt er manche liturgische Texte an, die er nicht aus liturgischen Büchern ausgehoben hat, für die er vielmehr selber als seine Quelle irgend eine Privatoffenbarung angibt. Auch sonst mögen die verwerteten liturgischen Texte in den allermeisten Fällen sekundären Quellen entnommen sein. Wenigstens beruft sich P. Martin, der im übrigen mit peinlicher Genauigkeit seinen Lesern Rechenschaft darüber ablegt, welche Schrift er im Einzelfall benutzt hat, niemals auf ein liturgisches Buch als seine Vorlage.

Gewiß enthalten seine Gebetbücher hin und wieder ein der Liturgie entnommenes Formular. Das Magnificat und das Te Deum hat er wiederholt unter seine Gebete aufgenommen. Unter den Gebeten zur Zeit eines Ungewitters findet sich der Anfang des Johannesevangeliums. Doch wird P. Martin diese Texte wohl aus dem Grunde aufgenommen haben, weil sie allgemein in Gebrauch und Übung waren, und weil mancher

Benutzer seiner Gebetbücher an sie gewöhnt war und sie nur ungern entbehrt hätte. Aber in einem solchen Falle sind fast regelmäßig für den gleichen Zweck und für die gleichen Anliegen noch andere Gebete angefügt, die sich in keiner Weise auf liturgische Texte beziehen. Hierher gehören auch die Sterbegebete, die sich in den Gebetbüchern des Kapuziners finden. Überall sucht er die Ziele der Liturgie zu erreichen, aber auf anderem Wege und mit andern Mitteln.

In manchen seiner Gebetbücher finden sich die „Kleinen marianischen Tagzeiten", die damals vom Volk viel gebraucht wurden, besonders von Mitgliedern bestimmter Bruderschaften oder des Dritten Ordens. Aber er erlaubt sich im Interesse der Beter weitgehende Veränderungen. So schreibt er in einer Vorbemerkung, die er an die Spitze des Marianums stellt, das er in seinen „Myrrhengarten" aufgenommen hat: „Zur größeren Andacht deren, welche der Mutter Gottes Officium täglich zu gebrauchen pflegen, habe ich dasselbige nach Ordnung des Römischen Breviers hierher setzen wöllen: die Psalmen ausgenommen, welche ich nach dem Exempel des hl. Bonaventurae zum Lob Mariae angewendet, dennoch also, daß die Wort und der Sinn der Psalmen Davids soviel möglich behalten; wo ich aber dies nicht gekönnt, hab ich meistenteils die Vers aus dem hl. Bonaventura entlehnet. Worin ich der Kirche nit begehrte fürzugreiffen, sondern die Andacht der Dieneren Mariae zu befördern." In der gleichen Fassung findet sich das Marianum auch im „Großen Baumgarten". Eine spätere Ausgabe des „Myrrhengarten" enthält das Officium allerdings in regelrechter Übersetzung. Doch geht diese Änderung wohl kaum auf den Verfasser selber zurück, sondern auf einen anderen Herausgeber des Buches. Erlaubten sich doch die Herausgeber oder die Drucker auch sonst allerlei Änderungen in der Anordnung und Gestaltung des Textes, über die P. Martin schon zu seinen Lebzeiten bittere Klagen führt.

Auch in den Vespergebeten zeigt sich deutlich, daß P. Martin von Cochem die Psalmen dem Volke nicht ohne Überarbeitung darbieten will. Der „Große Myrrhengarten"

enthält eine Vesperandacht in der Form, „wie die Kirch die Vesper zu betten pflegt". Die Psalmen sind aber wieder überarbeitet; sie sind stark gekürzt und in der Aufeinanderfolge der Verse verändert. Die übrigen Texte sind außer dem Hymnus dagegen einfach übersetzt. Die Vespergebete im „Großen Baumgarten" schließen sich ebenfalls nur äußerlich an die liturgische Vesper an. Die Psalmen sind eigens verfaßt und enthalten kaum Anklänge an das Psalterium. Die übrigen Gebete vom Kapitel an sind dem Brevier entnommen. — Die sieben Bußpsalmen sind wiederholt in den Gebetbüchern des P. Martin zu finden. Aber auch sie weisen zum Teil starke Verkürzungen auf. Nur ganz wenige liturgische Gebete enthält der „Himmelsschlüssel". In ihm ist, soweit ich konstatieren konnte, einzig das Miserere in Übersetzung abgedruckt.

In den Gebetbüchern des P. Martin sind verschiedene sogenannte „Kleine Tagzeiten" zu finden. In dem Anhang einer Ausgabe von „St. Gertrudis- und Mechtildis Gebettbuch" finden sich neun solcher Offizien. Sie enthalten in größerem oder geringerem Maße liturgische Texte, aber keine Psalmen. Doch sind auch diese Offizien nicht von P. Martin selber in das Buch aufgenommen worden, was sich klar aus dem Titel der betreffenden Ausgabe ergibt.

Wenn schon in den älteren Gebetbüchern des Kapuziners die liturgischen Texte im Verhältnis zu den sonstigen Gebeten nur einen ganz kleinen und bescheidenen Raum einnehmen, so kann man die Beobachtung machen, daß P. Martin sich in den späteren Andachtsbüchern, die er im betagten Alter schrieb, noch mehr von den herkömmlichen Gebetbüchern freimachte, und daß er seine Art immer mehr zur Geltung zu bringen wußte. Dagegen hat er in seiner späteren Zeit einzelne liturgische Texte mehr als früher *verarbeitet und in seine Gebete miteinfließen lassen*. So schreibt er eine Paraphrase über das Miserere, die man in der heiligen Fastenzeit beten soll. Für den Advent wird das Rorate coeli zu einem volkstümlichen Gebete erweitert. Aber solche Verarbeitungen liturgischer Gebete sind immer ganz vereinzelt; in den meisten Fällen sucht P. Martin die Beter in das Fest-

geheimnis einzuführen oder mit dem Gedanken eines Festtages oder einer Festzeit vertraut zu machen, ohne dabei an liturgische Texte anzuknüpfen. An Maria Verkündigung macht der Beter des Engels Gruß zu seinen eigenen Worten, um von Maria Gnaden zu erflehen. In den Gebeten für den Palmsonntag wird dem Gläubigen der ganze feierliche Einzug des Heilandes in die Stadt Jerusalem nach Art eines Triumphzuges nahegebracht, wie man ihn im 17. Jahrhundert zu veranstalten pflegte. Diese Gebete sollen die Kirchenbesucher während der Palmweihe und Palmprozession beschäftigen, und sie sind außerordentlich geeignet, in den Sinn der Liturgie als solchen einzudringen, aber nicht in den Sinn der einzelnen Zeremonien und liturgischen Gebete. Abgesehen von dem frohen Jubel des Hosanna bezieht sich kaum ein Wort auf die liturgischen Gebete des Palmsonntags. Die gleiche Erfahrung machen wir bei andern Gelegenheiten. Wenn hie und da ein Gebet einen allgemeinen Anklang an einen liturgischen Text hat, so liegt das meist im Festgeheimnis selber begründet, oder aber es handelt sich um einen ganz allgemeinen Gedanken, auf den man von selber kommen muß, wenn man über den religiösen Inhalt eines Festtages oder einer Festzeit meditiert. Darum kann man fast regelmäßig konstatieren, daß gerade die Gebete, die dem Beter ein Geheimnis des Kirchenjahres in ganz lebendiger oder auch in erschütternder Weise nahebringen, die liturgischen Texte in keiner Weise berücksichtigt haben. Um das zu erkennen, braucht man sich nur in die Cochemschen Weihnachts- und Ostergebete zu versenken, oder vielleicht noch mehr in seine Gebete für den Gebrauch in der Karwoche, die bis ins Innerste dringen.

Ähnlich verhält es sich mit seinen zahlreichen Gebeten für die verschiedensten Anliegen, mit denen P. Martin ganz gewiß einem besonderen Bedürfnis der religiösen Volksseele entgegenkommt. Derselbe Pater, der die kirchlichen Weihe- und Benediktionsformeln für Priester sorgfältig gesammelt hat (in seinem: Libellus Benedictionum et Exorcismorum), der ein lateinisches Krankenbüchlein für Seelsorger geschrieben hat, in dem er alle einschlägigen liturgischen Formularien praktisch zusammengestellt hat, verwertet diese Formulare

kaum, wenn er dem Volke helfen will, sich seine Sorgen und Ängste, seine Hoffnungen und Befürchtungen vom Herzen herunterzubeten und vom Himmel Segen und Hilfe in so vielfachen Anliegen des Leibes und der Seele zu erflehen.

Worin besteht denn nun das Spezifische und Eigenartige der Gebetsweise des P. Martin von Cochem? Was hat sie über Jahrhunderte hinaus so beliebt gemacht? Es ist die dem Leben abgelauschte psychologische Art, die die einfache gläubige Volksseele so ganz und gar erfassen mußte. Wer als gläubiger Christ mit Gott im Gebete verkehren und vor ihm sein Innerstes gleichsam ausschütten will: in Pater Martins Gebetbüchern findet er in einer solchen Lage gleichsam sich selber wieder. Hier findet gerade der einfache Beter den passenden Ausdruck, der für seine individuelle seelische Veranlagung und Stimmung eigens berechnet zu sein scheint. Die Cochemschen Gebete bedeuten stark individuelle Herzensergüsse, die eine ungewöhnliche Gemütstiefe offenbaren. Die ganze Klaviatur der verschiedenen Affekte weiß der fromme Geistesmann mit einer gewissen Virtuosität, die aber doch immer durchaus ungekünstelt ist, zu handhaben. Dabei schreibt er jedoch nicht süßlich, eher etwas herb; reine Gefühlsschwelgerei ohne praktische Ziele ist ihm fremd. Gerade wegen ihrer eigenartigen Subjektivität sind die Herzensergüsse so aus der religiösen Volksseele herausempfunden, daß es mir undenkbar erscheint, es könne jemand die Gebete mechanisch und gedankenlos hersagen. Dafür weiß sich der Verfasser viel zu sehr in die konkrete Denkweise und in die religiöse Ideen- und Interessensphäre des Einzelnen hineinzuleben. Den kritischen Leser von heute berührt es sogar hie und da etwas erheiternd, wenn er bemerkt, wie der ernste Ordensmann intime Gemütsstimmungen und seelische Vorgänge einer Witwe, einer Frau und Mutter in den Tagen ihrer Hoffnung und Niederkunft oder einer kurz vor der Trauung stehenden Braut zum Ausdruck bringen und zum Gegenstand tiefernster Unterhaltung mit dem Allerhöchsten machen kann.

Dabei ist es wirklich zu bedauern, daß sich P. Martin von Cochem nicht mehr an den

liturgischen Formularen orientiert und daß er ihren Inhalt kaum eingehender benutzt hat. Er wäre davon bewahrt geblieben, aus allen möglichen Schriften mit wahrem Ameiseneifer eine Reihe von Gebeten und Andachten zusammenzutragen, von denen wenigstens einige recht geschmacklos sind. Ja, die eine oder andere der von ihm so sehr angepriesenen Übungen ist sogar nicht viel höher einzuschätzen als gewisse Traktätchen und Gebete, die wir als abgeschmackt bezeichnen und darum bekämpfen. Gegen diese Dinge wandten sich übrigens schon die Zeitgenossen des P. Martin, dem es an Gegnern und Tadlern seiner „Schreibensmanier", wie die Vorreden der einzelnen Bücher ergeben, nicht gefehlt hat. Die Gefahr lag auch nahe, daß die unkritische und leicht abergläubische Menge, für die derartige Dinge einen besonderen Reiz besitzen, an solchen Übungen einen talismanartigen Schutz zu haben glaubte.[3])

So hat derselbe Martin von Cochem, dessen ganzes Sinnen und Trachten im Grunde auf religiöse Verinnerlichung des Volkes gerichtet war, gegen seinen Willen doch in mancher Beziehung dazu beigetragen, daß eine Form der Frömmigkeit gepflegt wurde, die bei der Mentalität des einfachen, schlichten Volkes leicht zu einer gewissen rein äußeren Auffassung der religiösen Lebensbetätigung führen konnte, die dann später der Verspottung und Verhöhnung seitens der Vertreter der Aufklärung verfiel. Diese machten den alten Kapuziner damals sogar für alles Ungereimte und Lächerliche direkt verantwortlich, was sich in der Volksfrömmigkeit vorfand, obwohl es sich doch um Dinge handelte, die vom Mittelalter her überkommen waren, die dann allerdings P. Martin von neuem den breitesten Volksschichten zugänglich gemacht hatte.

Auf den ersten Blick ist es überhaupt nicht zu begreifen, wie P. Martin von Cochem an den liturgischen Quellen vor-

[3]) Man vgl. hierzu meine Biographie, besonders S. 101, wo ich eine Reihe von Belegen für meine Aufstellungen gegeben habe. Es handelt sich natürlich um Auswüchse mittelalterlicher Volksfrömmigkeit, die wir heute kaum begreifen können, in denen aber der naive Mensch der früheren Zeit nichts fand. Die offizielle Liturgie hat sich dagegen immer von diesen Dingen freizuhalten gewußt.

übergehen konnte. Hatte er doch die liturgischen Bücher täglich zur Hand. Man kann ihm auch nicht nachsagen, daß ihn sprachliche Schwierigkeiten in den Inhalt des Breviers und des Missale nicht haben hineindringen lassen. Die konnten bei ihm nicht vorhanden sein. Sein Leben lang hat er mittelalterliche lateinische Folianten „ausgeklaubt". Er hat selber verschiedene lateinische Schriften für Priester geschrieben und hat sich sehr wohl in der lateinischen Sprache auszudrücken verstanden. Aber er mochte von vornherein gegen die Verwertung der liturgischen Texte eingenommen sein, da er sah, wie mechanisch und gedankenlos sowohl die Priester wie die Laien diese Gebete gebrauchten. Für sein eigenes Breviergebet hatte er allem Anschein nach eine Betrachtungsmethode übernommen, die im franziskanischen Orden in Übung war, die wohl zur Andacht anregt, die aber nie die liturgischen Bücher zu erschließen vermag. Wenigstens rät er an, man solle während der Abbetung der Tagzeiten fromme Stoßseufzer zum Himmel senden oder aber man solle sich unterdessen mit der Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens des Heilandes beschäftigen.[4]) Auf diese Weise glaubt er, daß dem gedankenlosen Brevierbeten am ersten Einhalt geschehe. — So sehr er das Wesen und die Bedeutung der heiligen Messe erfaßt und den Gläubigen nahegebracht hat, ins Innere und ins Allerheiligste des liturgischen Betens ist er nicht hineingedrungen. In seinem „Herzigen Büchlein", das er gegen Ende seines Lebens geschrieben, und das seine Eigenart am schönsten und am anschaulichsten wiedergibt, findet sich auch nicht einmal eine leise Spur oder ein Anklang an irgend eine liturgische Gebetsweise.

So sehr man es bedauern müßte, wenn uns Priestern die liturgischen Bücher verschlossen bleiben würden, so kann man es doch verstehen, daß P. Martin die liturgischen Formulare nicht ohne weiteres dem einfachen Volk in die Hand geben will. Selbst für uns Priester ist es überaus schwer, einen Schlüssel zu finden, der uns die Geheimnisse des litur-

[4]) Vgl. oben S. 43.

gischen Gebetes erschließt. Hier muß ganz selbsttätige Arbeit geleistet werden. Schon mehr denn ein Geistlicher hat es nach langem Bemühen aufgegeben, tiefer in die liturgischen Gebete hineinzudringen. Man soll nicht meinen, durch Übersetzungen könnte allen Schwierigkeiten begegnet werden. Wirklich gute Übertragungen liturgischer Gebete sind sehr schwer und darum auch heute noch selten. Gewiß können sie gute Dienste tun, aber mir persönlich ist zum Beispiel eine lateinische Oration regelmäßig immer noch viel durchsichtiger als eine in die Muttersprache übertragene. Wenn nun schon wir Priester große Schwierigkeiten haben, uns den Inhalt und die überreiche Gedankenwelt der Liturgie auch nur einigermaßen zu erschließen, dann dürfen wir von vornherein annehmen, daß das Volk mit den liturgischen Gebeten im Durchschnitt noch weniger anzufangen weiß. Es gibt einzelne, intellektuell geschulte und mehr ästhetisch-künstlerisch gerichtete Kreise, denen die liturgischen Gebete für ihr religiöses Innenleben tatsächlich viel geben können, ohne daß jemand ihnen mehr als eine kleine Einführung ins liturgische Beten vermittelt. Sie wollen eben keine Anmutungen, Affekte und dergleichen, die ihnen ein anderer gleichsam präpariert hat und vorbetet, so daß man diese subjektiven Empfindungen nur zu übernehmen und nachzuempfinden braucht, sie wollen vielmehr durch Versenkung in die objektiven liturgischen Texte zu eigener Gedankenarbeit angeregt werden. Der eine oder der andere wird sogar auf diesem Wege in ganz besonderer Weise im geistlichen Leben vorankommen.

Aber die Zahl solch religiös-gerichteter Seelen ist verhältnismäßig klein. Es kann sich da meist nur um besonders Veranlagte oder um außergewöhnlich Begnadete handeln. Von der breiten Masse des Volkes gilt mit Bezug auf ihr Gebetsleben das Wort des hl. Hieronymus: Turba ad sublimia sequi non potest (Lib. 2 Comment. in c. 14 Matth.). Selbst unsere Akademiker sind nur zum kleineren Teil fähig, an der Hand liturgischer Gebete zur Pflege eines vertieften religiösen Innenlebens zu kommen. — Noch einmal sei es gesagt: Man kann Laien finden, die eine Vertrautheit mit der Liturgie erreicht haben, um die wir Priester sie beneiden

dürfen. Aber wie viele andere, die auch guten Willens sind, und die sich unter dem Eindruck liturgischer Vorträge und Bücher darangegeben haben, in die Tiefen der offiziellen kirchlichen Gebetstexte einzudringen, haben mir schon dasselbe gestanden, was auch so manchen Priester niederdrückt, wenn er an die Persolvierung seiner Tagzeiten denkt: Ich komme nicht hinein. Einmal konnte ich es erleben, daß gelegentlich der Veranstaltung religiöser Vorträge, die ich in einer größeren Kapelle vor Akademikern halten durfte, auf meine einleitende Bemerkung hin, dieses Mal sollten keine liturgischen Vorträge gehalten werden, ein hörbares Aufatmen durch die dichtgedrängten Reihen ging. Nachher sagte mir ein Teilnehmer, die meisten Akademiker würden es als eine Wohltat empfinden, daß endlich einmal wieder etwas anderes in ihren religiösen Veranstaltungen zur Sprache käme.

Außerdem ist mir immer noch das Folgende aufgefallen. Abgesehen von einer kleinen Schar tief frommer Seelen, die sich wirklich in die liturgischen Texte zu versenken weiß, habe ich in den Kreisen gewisser Katholiken Lobredner und Lobrednerinnen auf Liturgie und liturgisches Beten getroffen, die im übrigen ganz modern gerichtet waren und wenig — Gebetsgeist besaßen. Sie hatten ihre eigenen Ansichten bezüglich vieler Dinge des kirchlichen Lebens und selbst der kirchlichen Lehre und schienen zu meinen, ihre Katholizität dokumentiere sich genügend dadurch, daß sie liturgisch interessiert seien. Da handelte es sich dann freilich regelmäßig gar nicht um ein tieferes Hineindringen ins liturgische Gebetsleben, sondern um ein ästhetisches Gehobenheitsgefühl, um einen Genuß oder auch gelegentlich um eine „literarische" Angelegenheit oder gar um eine religiöse Modesache.

Man glaube darum doch ja nicht, man brauche nur in größerer Menge liturgische Übersetzungen zu liefern, um die Frömmigkeit der breiten Volksmassen neu zu orientieren und neu zu beleben. Diese Gebetsweise ist im allgemeinen für das einfache Volk, wie wir gesehen haben, viel zu schwer. Sie ist auch seiner Psyche weniger angepaßt. Das Volk liebt das Konkrete und Subjektive, vorausgesetzt, daß es seinem Leben und Empfinden, seinen Erfahrungen und seinen Be-

dürfnissen entspricht. Wenn ich mir ein schlichtes Mütterchen vom Lande vorstelle, das die glühenden Meßgebete eines P. Martin von Cochem während der Anhörung der heiligen Messe verrichtet und sich dadurch den dogmatischen Gehalt des heiligen Opfers in allen Wendungen erschließt, so möchte ich ihm wirklich nicht seine Gebetsart nehmen, um ihm dafür etwa den „Schott" in die Hand zu drücken. Hier muß sie selber erst noch tun, was P. Martin in seinen Gebeten schon für sie getan hat, und zwar in einer Weise, die sie einfach tief erfassen muß. Oder nehmen wir ein anderes Beispiel. Gewiß hat der Familienpsalm: Beati omnes qui timent Dominum (Ps. 127) einen herrlichen Inhalt, wenn man ihn zu deuten und anzuwenden versteht. Aber eine einfache Frau wird im allgemeinen wenig mit ihm anfangen können. Ebensowenig mit dem kirchlichen Formular bei der Trauung, abgesehen vielleicht von den Orationen, falls diese gut übersetzt sind. Nun vertiefe man sich einmal in die entsprechenden Gebete, die P. Martin eine kinderreiche Frau und Mutter beten läßt, damit sie Licht, Trost und Kraft bekommt, ihre Lage recht zu überschauen und ihre schweren Kreuze und Sorgen immer wieder tapfer auf sich zu nehmen. Darum gebe ich der Cochemschen Gebetsweise, wenigstens soweit die Volksfrömmigkeit in Betracht kommt, unbedingt den Vorzug.

Nur müßte und könnte diese Gebetsweise noch dadurch ungemein vertieft werden, daß die liturgischen Gedanken, die der alte Kapuziner ganz übersehen und vernachlässigt hat, verwertet und für die Volksfrömmigkeit ausgemünzt werden. Die Schätze der Liturgie müssen für das Volk ausgegraben und ausgehoben werden! Da bleibt der liturgischen Richtung und Strömung unserer Tage noch eine große Aufgabe! Sie muß dort ganz intensiv und planmäßig einsetzen, wo bisher im allgemeinen die meisten ihrer Vertreter aufgehört haben. Wie ein guter Prediger die Liturgie als eine der ergiebigsten Quellen gern benutzen wird, falls er nur erst selber von ihr erfaßt worden ist, so muß derjenige, der dem Volke den Gebetsgeist vermitteln helfen will, die liturgischen Gedanken herausheben, um sie dem Volke

mundgerecht und fruchtbar zu machen. Dabei halte ich es für wichtig, daß man den Text selber unter Umständen ganz fallen läßt. Es kann jemand vertiefte biblische Predigten halten, ohne im einzelnen viele Schriftstellen zu zitieren, während eine Predigt mit vielen biblischen Zitaten darum noch lange keine biblische Predigt zu sein braucht. So ist es m. E. auch mit dem liturgischen Beten. Es kommt auf die Erfassung und Erschließung der Gedankenwelt und des Inhalts an.

Die Psalmen, in Übersetzungen dargeboten, werden in ganz seltenen Fällen den Durchschnittsbeter tiefer beeinflussen. Sie enthalten zu viel lokales und zeitgeschichtliches Beiwerk. Und doch dürfte es kaum glühendere Herzensergüsse geben, die jemals zum Himmel emporgesandt worden sind, als gerade die Psalmen. Es ist auch unendlich vieles in ihnen enthalten, was ewig gültig bleibt und der Frömmigkeit jeder Zeit dienstbar gemacht werden kann. Sollte man nun nicht dieses „ewig Gültige" aus den Psalmen herausarbeiten, von dem örtlichen und zeitlichen Kolorit sowie von der Geschichte des jüdischen Volkes loslösen und in das heutige Leben und Ringen des Menschen hineinstellen können, um sie mit der übernatürlichen Auffassung und dem Geiste des königlichen Sängers zu erfüllen, der so ganz und gar gottverbunden war, wie kaum ein anderer Mensch? — In ähnlicher Weise lassen sich auch die übrigen Teile der liturgischen Bücher mehr oder weniger leicht für die Volksfrömmigkeit verarbeiten. Es gilt, wie bei einer Nuß die Schale gleichsam erst zu zerschlagen, um zum Kern zu gelangen und dem Volke den reichen Inhalt offenzulegen.

Es fehlt nicht an Einführungen in die Liturgie wie in die einzelnen liturgischen Texte. Nach der theoretisch-wissenschaftlichen wie nach der praktischen Seite hin ist in den letzten Jahren eine gewaltige Arbeit geleistet worden, die ohne orientierende Jahrbücher und sonstige Übersichten fast nicht mehr zu übersehen ist. Sie ist auch, wie wir alle wissen, nicht ohne tiefgehende Wirkungen geblieben. Es ist gut, daß die fachtheologisch-liturgische wie die liturgiegeschichtliche Forschung einen so

großen Aufschwung genommen hat. Sie vermag die solide Grundlage abzugeben, auf der die praktische Arbeit aufgebaut werden kann. Die mehr auf religiöse Anregung abgestimmten Schriften, die sich an breitere Kreise wenden, dürften dagegen zum guten Teil einfacher, ungekünstelter, ich möchte sagen, aszetischer sein. Sie wirken auf mich, ähnlich wie die literarische Gattung der Dorfpredigt, allzusehr rein „literarisch" und stellen das ästhetische und künstlerische Moment m. E. manchmal zu stark heraus. Möchte es gelingen, den überreichen religiösen Gehalt unserer liturgischen Gebete wie der Liturgie überhaupt dem Volke nach Cochemscher Art in der Form von Anmutungen und Herzensergüssen nahezubringen! Noch wird allzuviel über Liturgie geredet und geschrieben. Die noch so sorgfältige Auswahl und mustergültige Herausgabe von liturgischen Texten in fein abgetönten Übertragungen werden eben immer nur einzelne Kreise nachhaltig zu erfassen vermögen.

Selbstverständlich braucht die Liturgie nicht die einzige Quelle zu sein, aus der die Volksfrömmigkeit schöpfen kann. Hat doch im Laufe der Jahrhunderte nicht nur die Liturgie die Volksfrömmigkeit, sondern auch diese hinwiederum die Liturgie reich befruchtet. Es ist beim Volke einerseits ein stark konservativer Zug nach Bewahrung und Erhaltung des Herkömmlichen im Gebetsleben zu konstatieren. Auf der anderen Seite drängt aber auch ein fast triebartiger Zug der Volkspsyche nach Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit sowie nach Abwechslung in der Betätigung der Frömmigkeit die gläubigen Massen. Viele Andachten waren schon längst ins Volk hineingedrungen, bevor sie in der Liturgie ihre Berücksichtigung fanden. Andere sind von der Liturgie kaum berücksichtigt worden, und doch haben sie im Volke weiteste Verbreitung gefunden. — P. Martin von Cochem hat diesem Zug der religiösen Volksseele nach Abwechslung in den Gebetsübungen im weitesten Umfang Rechnung getragen. Es gibt kaum eine Andacht, die bis zum 17. Jahrhundert jemals gepflegt wurde, und die der Kapuziner nicht entdeckt und die er in seinen mehr als 30 Gebetbüchern nicht berücksichtigt hat. Erst

gegen Ende seines Lebens lernte er beispielsweise aus einem französischen Werk die Visionen der hl. Margareta Maria Alacoque kennen. Sogleich propagierte er die Herz-Jesu-Andacht auch in Deutschland mit allem Eifer. Im Einzelfall ging er sogar in seinem Bestreben, dem Volke alle möglichen Andachtsübungen zu vermitteln, zu weit, was ihn hie und da, wie wir bereits gesehen haben, zu allerlei Geschmacklosigkeiten geführt hat. — Leider kann man auch heute noch Gebete und Andachtsübungen finden, von denen man wünschen möchte, daß die kirchliche Zensur sie nicht bestehen lassen würde. Ein schärferes Vorgehen scheint hier nicht selten am Platze zu sein. Mit Recht gehen die Vertreter der liturgisch-orientierten Richtung dagegen vor. Aber das berechtigt durchaus nicht, nur auf streng liturgisch gefärbte Andachten zu dringen. Falls unserm dogmatischen Standpunkt in jeder Beziehung Genüge geschieht, und falls es sich nicht um gewisse „Andächteleien" handelt, sollte man gerade hier recht weitherzig sein. Das gilt vom Gebrauch von Gebeten bei kirchlichen Andachtsübungen im Gotteshause; noch mehr von der privaten Andacht des Einzelnen oder vom gemeinsamen Gebet in der Familie und dergleichen. Darum gewähren wir nicht, wie es in der Aufklärungszeit geschah, der Kritik einen allzugroßen Raum! Sie ist der Tod der Kindlichkeit und darum auch der Volksfrömmigkeit. „Die Kritik" ist es, die uns arm gemacht hat, arm an Gemüt — trotz des Reichtums an neuen Erkenntnissen, die sie uns vermittelt. Freuen wir uns, daß auf dem Gebiete der Frömmigkeit nicht alles nach dem Einmaleins und nach den starren Gesetzen der Logik hergeht. . . ."[5]) — Vor Gott ein Kind, war die Parole des P. Martin von Cochem. Seine Gebet- und Andachtsbücher wollen fort und fort dazu verhelfen, einen kindlichen Glauben, einen kindlichen Sinn, ein kindliches Gemüt, ein kindliches Herz im Verkehr und im trauten Umgang mit Gott zu pflegen. Hier liegt auch für uns heute eine große Aufgabe. Die wahre Frömmigkeit muß durchaus einfach und

[5]) A. Schulz, Wirklichkeit und Dichtung in der Frömmigkeit (Theologie und Glaube XIX [1927] 418).

kindlich bleiben. — Bei kirchlichen Volksandachten hüte man sich allerdings davor, alle möglichen überkommenen Andachten weiterzuführen und dazu noch alle Augenblicke neue Andachten einzulegen. Man muß auch „überlebte" Andachten, die kaum noch beachtet werden, so daß die angewandte Zeit und Mühe in keinem Verhältnis zum Erfolg steht, fallen lassen könen. Bei der Einlegung neuer Andachten möge man ebenfalls Vorsicht und Klugheit walten lassen. Bei all diesen Dingen ist auf die lokalen Verhältnisse eingehend Rücksicht zu nehmen und der Mentalität der Gläubigen Rechnung zu tragen.

Leider sind die Nachmittagsandachten im Verlaufe des Jahres in den meisten Pfarren nur mangelhaft besucht. Und doch bieten sie, wie die Münsterische Diözesansynode vom Jahre 1924 sagt, „ein vorzügliches Mittel, das religiöse Leben der Pfarrgemeinde zu pflegen, und sind als Gemeindegebet besonders bestimmt, Gnadenhilfe für öffentliche Anliegen zu erflehen" (Nr. 66). Von den Andachten selber heißt es daselbst: „Die Andachten sind psychologisch einzustellen durch planmäßige Auswahl kerniger Gebete im Anschluß an das Kirchenjahr. Der Abwechslung wegen und zur Pflege des inneren Privatgebetes ist besonders bei Anbetungsstunden das Vorbeten von Betrachtungen mit Einlegung von Pausen empfehlenswert" (Nr. 67). Diese Forderung der Münsterischen Synode scheint schon dem alten P. Martin von Cochem vorgeschwebt zu haben. Bis zu einem guten Teil hat er sie für die damalige Zeit und die damaligen Menschen verwirklicht. Auch heute sollten seine Gebete nicht ganz in Vergessenheit geraten.

Neuerdings hat man vielfach der „liturgischen" Messe und Andacht das Wort geredet. Ihre Berechtigung soll ganz gewiß nicht in Abrede gestellt werden. Aber unsere bisherigen Volksandachten mit ihren Gebeten und deutschen Kirchenliedern sind etwas, worum uns die Katholiken anderer Länder beneiden dürfen. Wie ist es denn um den Besuch der liturgischen Vespern usw. bestellt? Warum sind unsere sonntäglichen deutschen Singmessen durchweg weit beliebter als das feierliche Hochamt mit seinem liturgischen Gesang? Seien

wir auf keinen Fall einseitig! Zum mindesten gilt auch hier das Wort: Das eine tun und das andere nicht lassen! Jedenfalls möge man es in einer Zeit, in der manche Kreise das Heil allein von der „Liturgischen Bewegung" erwarten, nicht als einen Angriff auf eben diese Bewegung betrachten, wenn zur Herbeiführung eines gesunden Ausgleichs auf Gedanken hingewiesen wird, wie sie in diesem Aufsatz vorgetragen werden. Daß ich persönlich die Liturgie als solche denkbar hoch einschätze, dürfte aus andern Teilen dieser Schrift eindeutig hervorgehen.*)

Hüten wir uns demnach wie auf andern Gebieten, so auch hier vor dem Experimentieren! Ja, wenn es mit einer bloßen „Gebetsmethode" getan wäre! Nicht schon dadurch führen wir die Gläubigen in den Gebetsgeist ein, daß wir eine Andachtsart durch eine andere ersetzen, zumal hier alles individuell und subjektiv ist. Der eine kommt auf diesem, der andere auf einem andern Wege im geistlichen Leben voran. Darum ist es schon so schwer, jemandem recht zu raten, der uns angeht um ein gutes Betrachtungs- und Gebetbuch. Bedürfnisse und Geschmack sind allzusehr verschieden. Worauf es schließlich ankommt, ist, daß wir Anleitungen geben, die der Vertiefung des religiösen Innenlebens dienen. Darauf war das ganze Sinnen und Denken des P. Martin von Cochem sein Leben lang gerichtet. Alle seine Andachtsbücher legen Zeugnis davon ab.

Man möge übrigens dem gewöhnlichen Volke einen gewissen Mechanismus sowie die mangelnde religiöse Innerlichkeit nicht allzusehr zum Vorwurf machen. Wer auf sich selber schaut und sein eigenes religiöses Innenleben kontrolliert, wird von vornherein sehr viel Nachsicht und Geduld mit den Gläubigen haben. Wenn es uns als Priestern oft so schwer wird, Mechanismus und Gedankenlosigkeit vom Altare fernzuhalten, dann wundern wir uns nicht darüber, daß es in den Kreisen der Laien nur so wenig „Beter" gibt! Und schließlich ist Gott bei manchen gehetzten Seelen auch mit dem guten Willen zufrieden. Eine Kerze, die nicht ange-

*) Vgl. oben S. 25—46; S. 60 u. ö.

zündet ist, bildet deshalb doch einen Schmuck des Altares. Das Angezündetsein ist im Grunde nicht einmal Sache der Kerze, das muß von außen kommen. So ist es beim Menschen, der sich anschickt, sich vor Gott niederzuwerfen, um Herz und Geist zu ihm zu erheben. Der Mensch kann sich vor Gott einfinden, aber das Entzündetwerden ist zuletzt Sache Gottes selber und somit eine Gnade, um die wir nur innigst beten und beten lehren können. Aber wir sollten von unserer Seite nicht ruhen noch rasten, um alles zu tun, was wir können, um den Geist des Gebetes sowie des religiösen Innenlebens in den Seelen der uns anvertrauten Gläubigen zu fördern. Kein Geringerer als der große Bischof von Ketteler war von diesem Gedanken so durchdrungen, daß er immer wieder zu seinen Diözesanen über die Pflege des Gebetslebens bei den verschiedensten Anlässen und Gelegenheiten zu predigen pflegte. Auch nach der Seite hin können wir von dem alten P. Martin vieles lernen. Ständen wir doch wie er unser Leben lang so ganz unter dem Druck des einen Gedankens, daß wir alles daransetzen müssen, um die Gläubigen ins Gebetsleben einzuführen!

Und noch ein Letztes hat uns der alte Kapuziner aus dem 17. Jahrhundert zu sagen. Wer sich in seine Gebetbücher vertieft, muß den Eindruck bekommen, daß der Verfasser all die Gebete, die er den Gläubigen zum Gebrauche empfiehlt, nicht nur verfaßt oder gesammelt, sondern erst selber gebetet hat. Da er ganz erfüllt war vom Gottesgedanken, konnte er ihn andern vermitteln! So vermochte er das Volk in ganz eigener Weise ins Gebetsleben einzuführen und wirklich praktisch anzuleiten, wie es mit dem Himmel verkehren müsse. Von P. Martin geht ein Fluidum auf den über, der seine Bücher gebraucht, und der sich seiner Führung überläßt. Hier liegt das tiefste Geheimnis für seinen Erfolg. — Wer mit Nutzen in einer Sprache unterrichten will, muß sie selber möglichst vollkommen beherrschen. Wer andere beten lehren will, muß selber ein Beter sein. Das gilt von solchen, die sich literarisch mit der religiösen Unterweisung des Volkes beschäftigen, wie auch von den Seel-

sorgern, die ihre Gläubigen in den Gebetsgeist einführen wollen. Ein Priester, der selber ein religiöses Innenleben pflegt, wird auf der Kanzel oder im Beichtstuhl oder am Krankenbett in ganz anderer Weise über das Gebet reden können. Sein Auge leuchtet, und sein Antlitz ist wie verklärt. Es ergeht ihm wie Moses, wenn er aus dem Allerheiligsten kam und unter die wartende Menge trat. Das gilt von der Unterweisung im Gebete. Ein solcher Priester wird auch praktisch mit dem Volke zu beten wissen. Er wird z. B. bei Andachten in einer Weise vorbeten, daß die Anwesenden nicht nur seine Worte und seine Stimme vernehmen, sondern daß sie sich auch seine Herzensandacht zu eigen machen. Vom Vorbeter geht auf die andern ein eigenartiges Fluidum über, so daß sie mitentzündet und mitemporgezogen werden. Wie viel wäre schon erreicht, wenn wir uns frei zu machen wüßten von Gedankenlosigkeit und Schlendrian beim Vorbeten, aber auch von berechneter Mache, selbstgefälliger Pose und falschem, abstoßendem Pathos!

Wenn es wahr ist, daß wir uns immer wieder an der Vergangenheit orientieren sollen, falls es sich darum handelt, die Gegenwart zu befruchten, dann möchte ich hiermit mit allem Nachdruck auf den alten P. Martin von Cochem hingewiesen haben. Gewiß sind seine Gebetbücher heute zum guten Teil veraltet, eben weil sie für die Zeit, in der der Kapuziner lebte, so ganz der Volksseele entsprachen. Aber sie zeigen einen Weg, die Gläubigen ins Gebetsleben einzuführen, vor allem, wenn die reiche Gedankenwelt der Liturgie in ganz anderer Weise, als es der Kapuziner getan, verwertet und verarbeitet und so dem Volke mundgerecht gemacht wird. — Möchte auch in unseren Tagen dem katholischen deutschen Volke ein Martin von Cochem erstehen, der es in die Gebetssprache einführt, deren es heute bedarf, um seinen Blick himmelwärts zu wenden und wieder zuinnerst gottverbunden zu werden!

Die sittlich-religiösen Wandlungen auf dem Lande und die Aufgaben der Predigt.

Die nachfolgenden Ausführungen sind unmittelbar unter dem Eindruck von Exerzitien geschrieben, die ich für münsterländische Jungbauern halten durfte. Eine Diözesankonferenz hatte sich kurz vorher mit brennenden Fragen der Landseelsorge beschäftigt. Ihr Resultat gipfelte in der Erkenntnis der Teilnehmer, daß eine ganz neue Zeit und damit eine neue Welt und ein neuer Geist an die Hoftore unserer Bauern pocht. Die größte Gefahr ist vorhanden, daß wir das Land mehr und mehr verlieren, wenn von unserer Seite nicht ganz entschieden gearbeitet wird. Es wurde u. a. die Abhaltung von Jungbauern-Exerzitien beschlossen, um auf den einzelnen Dörfern Führer heranzubilden, von denen eine planmäßige Jungbauern-Bewegung ausgehen könne. — Der äußere Erfolg war ermutigend. Es meldeten sich junge Leute in solcher Anzahl, daß gleich neue Kurse eingelegt werden mußten. Dabei lieferte das Land nicht nur Quantität, sondern auch Qualität. Die Teilnehmer waren durchweg aus dem Holze, aus dem man Apostel und Führer schnitzen kann.

Das zeigte sich gleich nach den Exerzitien gelegentlich einer Aussprache, die einsetzte, und die viele Stunden in Anspruch nahm. Den jungen Leuten waren offenbar die religiös-sittlichen Wandlungen auf dem Lande während der Tage der heiligen Übungen klar geworden. Dazu kamen zwei Referate, die im Anschluß an die Exerzitien der landwirtschaftliche Fachreferent der Volksvereinszentrale hielt. Alle Teilnehmer erkannten an, daß das ihnen entworfene Bild der Wirklichkeit entspricht; sie wußten es noch nach vielen Seiten hin zu ergänzen. Einer der Exerzitanten formulierte die

Lage auf dem Lande mit ungefähr folgenden Sätzen: „Wir sind immer mehr Nurlandwirte geworden. Unsere Standesorganisationen haben uns in der Hauptsache einzig nach der materiellen Richtung hin geschult und weitergebildet. Die bäuerliche Familie wie die bäuerliche Dorfgemeinschaft ist in demselben Grade zurückgegangen, in dem wir rein technisch vorangekommen sind. Die Krisis auf dem Lande ist offenkundig. Die Entwicklung darf in der bisherigen Weise nicht weiter verlaufen; sie muß in rechte Bahnen gelenkt werden. Es ist unsere heilige Aufgabe, alles zu tun, was möglich ist, um das Land zu retten. Es fragt sich nur um das Wie." — Selten in meinem Leben habe ich eine solch freudige Bereitwilligkeit gefunden, wenn es sich darum handelte, für eine Sache Laienapostel und Helfer zu gewinnen. Die kleine Exerzitantenschar hatte es erfaßt, worum es sich handelt. Sie sah ihre Heimat vor ihren Augen zergehen und langsam versinken. Und ihr Herz wurde bewegt in der Sorge um die Zukunft des Landes und des Landvolkes. Dabei herrschte ein heiliger Optimismus vor: Noch ist es nicht zu spät, wenn nur richtig gearbeitet wird. —

Möchten doch einmal alle unsere Landseelsorger die brennenden Fragen der heutigen Landseelsorge erkennen, und zwar so, wie sich dieselben in ihren Gemeinden zugespitzt haben! Dem einen oder anderen Geistlichen möchten alsdann die Augen aufgehen, und es möchte ihm heiß und kalt über den Rücken laufen, wenn er die ganze Tragweite der Dinge übersieht, die da kommen werden, wenn der gegenwärtigen Entwicklung nicht bald Einhalt geboten werden kann. Es ist schon sehr viel erreicht, wenn die religiös-sittlichen Wandlungen auf dem Lande nur erst einmal richtig als solche erkannt und in ihren Folgen überschaut werden.

Wenn im folgenden der Versuch gemacht wird, die religiös-sittlichen Wandlungen auf dem Lande zu charakterisieren, so sei von vornherein bemerkt, daß es sich hier nur um Orientierungen und Erfahrungen handeln kann, die zum Nachdenken und zur Beobachtung der konkreten Verhältnisse

anregen sollen, in denen man lebt und wirkt. Jedes Dorf ist schließlich eine eigene kleine Welt für sich. In verschiedenen Gegenden liegen die Dinge ganz verschieden. „Wie formt die Art der Landschaft den Charakter des Landbewohners! Wie werden die Menschen so verschieden im Gebirge und in der Ebene, an sonnigen Strömen und in schwermütiger Heide." Außerdem spielen Volksschlag und geschichtliche Entwicklung und nicht zuletzt die Nähe der Großstadt naturgemäß gerade hier eine große Rolle. Im allgemeinen darf man sagen, daß sich im Keime auf dem Lande im Grunde all das zeigt, was in der Stadt schon üppig ins Kraut geschossen ist, und daß das Land der Entwicklung in unseren Städten langsam, aber unaufhaltsam nachzuhinken scheint. Und doch wird das Dorf immer seine Eigenart haben. Und es sollte der Seelsorge gelingen, die vielen vorhandenen guten Kräfte dörfischer Art in ihren Dienst zu stellen, auf daß das Land der zunehmenden Religionslosigkeit sowie den unsittlichen Entartungen einen unzerreißbaren Damm entgegenstellt, der es vor Ansteckung bewahrt und zugleich fähig macht, der Stadt die Gesundung wieder zu bringen.

Man würde maßlos übertreiben, wenn man der Landbevölkerung wohl noch eine mehr äußere, traditionell überkommene und gewohnheitsmäßig gepflegte Religiosität zuerkennen will, wenn man ihr dagegen ein wirklich tiefes, lebendiges Glaubensleben abspricht. Vielen Dorfbewohnern ist der Glaube auch heute noch etwas Gegebenes, Selbstverständliches, das ihr ganzes Leben durchdringt. Wenigstens ist noch der ehrliche Wille da, die Maßstäbe des Christentums als maßgebend für das gesamte Erdenleben zu respektieren. Man betrachte einmal die ungezwungene, tiefe Frömmigkeit unseres Landvolkes an seinen Wallfahrtsorten! Man redet soviel von den in die Stadt abwandernden Landleuten, die daselbst nur zu bald den kirchlichen Anschluß verlieren. Aber stammt nicht auf der anderen Seite durchweg der größere Teil der absolut kirchentreuen Katholiken einer Stadt, denen die Religion das erste und das letzte ist, vom Lande? Abgestandene, die auf

dem Lande großgeworden sind, finden sich in der Stadt gelegentlich einer Mission oder auf dem Todesbette viel leichter zurück, weil ihnen das Gewissen keine Ruhe läßt. Mir ist immer der große Unterschied zwischen Gefangenen vom Lande und Gefangenen aus der Stadt, insbesondere der Großstadt, bei seelsorglichen Arbeiten in Gefängnissen oder Strafanstalten aufgefallen. Selbst solche, die in ihrer Heimat auf dem Lande zum Abschaum der Bevölkerung gerechnet werden, so daß man froh ist, wenn sie festgenommen worden sind, unterscheiden sich immer noch in religiöser Beziehung sehr vorteilhaft von ähnlichen Elementen aus der Stadt. Die ländliche Kinderstube verleugnet sich selten im späteren Leben.

Und doch haben sich die religiösen Verhältnisse auf dem Lande sehr gewandelt. Schon rein äußerlich betrachtet hat der Geistliche heute nicht mehr das Ansehen und auch nicht mehr den Einfluß von ehedem. Vor einem Menschenalter wurde auf dem Lande jeder Priester gegrüßt, ob man ihn kannte oder nicht. Heute begegnen uns daselbst schon genug finstere, ablehnende Gesichter, die trotzig seitwärts blicken, um einem Gruße auszuweichen. Das gilt vor allem von Knechten, kleinen Handwerkern oder Taglöhnern sowie von Industriearbeitern vom Lande. Auch in den Familien der Gutsbesitzer, in denen man sich früher den Besuch des Geistlichen zur hohen Ehre anrechnete, steht man dem geistlichen Stande nicht mehr mit der alten Hochachtung gegenüber. Während noch vor einer Generation beispielsweise in Westfalen aus den Kreisen der nachgeborenen Söhne des guten, behäbigen Bauernstandes viele Priester- und Ordensberufe hervorgingen, darf man heute ein starkes Nachlassen des theologischen Studiums, soweit das Land in Frage kommt, beklagen. Dabei ist der Prozentsatz der ländlichen „Fahrschüler" größer als früher.

Auch der Einfluß des Klerus hat auf dem Lande nachgelassen. Wo gibt es noch eine Dorfgemeinde, die dem Pfarrer in allem blinde Gefolgschaft leistet? Auch früher konnte man es nicht selten erleben, daß ein Geistlicher versetzt werden mußte, weil er kein Verhältnis mehr zu finden

wußte zu seinen Bauern. Eben weil auf dem Lande der Priester ganz und gar im Mittel- und Brennpunkt des Dorflebens stand, bildete sich aus persönlichen Gründen leicht einmal eine Opposition, die massive Formen annehmen konnte. Daß darum die Dorfgemeinde aber noch nicht ihren Glauben verloren hatte, konnte man bei der nächsten Gelegenheit konstatieren, sobald ein Wechsel in der Person des Geistlichen eingetreten war. Heute ist der Priester nicht mehr schlechthin die Autorität der Gemeinde. In politischer Beziehung läßt sich z. B. weder der kleine Mann, der nach links neigt, noch der reiche Gutsbesitzer, der rechtsgerichtete Ideen vertritt, vom Pfarrer eine Belehrung und eine Wahlparole geben. In der Kirche mag der Geistliche reden. Auf anderen Gebieten richtet sich der Landbewohner vielfach schon nach anderen Führern.

An dem einen Beispiele der Wandlung, die das Priestertum in der Wertschätzung des Landbewohners durchgemacht hat, kann man bereits erkennen, daß das religiöse Denken und Fühlen überhaupt nachgelassen hat. Gewiß geht man aus Tradition und Gewohnheit auch dann noch zur Kirche, wenn man kein tieferes religiöses Bedürfnis mehr dafür hat. Aber kaum macht man eine Reise, die nach auswärts führt, so bleibt man ohne viel Bedenken dem Gottesdienste fern. Wenn früher ein Münsterländer sich in der Beichte darüber anklagte, er habe die heilige Messe am Sonntag versäumt, dann konnte man ruhig fragen: „Da waren Sie aber gewiß krank?" Heute gehen manche an der Kirche vorbei, ohne daß sie vor Gott und ihrem Gewissen genügend entschuldigt sind, wenn sie es nur ungesehen tun können.

Immer mußte man eine starke Disharmonie zwischen Religion und Leben auf dem Lande konstatieren. Man könnte nicht nur eine Geschichte des religiösen Lebens, sondern auch eine Geschichte der Laster des Landvolkes schreiben. Zu welch entsetzlichen Verbrechen hat schon die blinde Leidenschaft gerade den Landbewohner verleitet! Welch trostlose Formen hatte in früheren Jahren der Alkoholgenuß angenommen! Wie viele Existenzen sind ihm zum Opfer gefallen! Denken wir ferner an die Prozeßwut

mancher Bauern, die gar keine Vernunft mehr kannte und die sie blind ins Verderben rennen ließ. Immer sind schwere geschlechtliche Exzesse zu verzeichnen gewesen. Bei aller Ächtung des gefallenen Mädchens spielte der voreheliche Geschlechtsverkehr von jeher eine große Rolle. Aber ehedem war das Laster bei aller ungezügelten Leidenschaftlichkeit doch primitiv und im allgemeinen natürlich. Man erkannte die Disharmonie zwischen Religion und Leben an und hat sie in alten Tagen oder auf dem Todesbette bitter bereut. Bei allen Abirrungen stand die Religion im Mittelpunkt des ganzen Lebens. Heute sehen wir ein starkes Auseinanderfallen von Religion und Leben in dem Sinne, daß man sich im praktischen Leben immer weniger um die Forderungen des heiligen Glaubens kümmert. Man denkt noch christlich in der Theorie, aber nicht mehr in der Praxis. Für die Dauer des sonntäglichen Gottesdienstes oder des gemeinsamen Familiengebetes ist man ein Christ. Aber Herz und Sinn sind anderswo. Selbst da, wo man es mit der Pflege des religiösen Lebens sehr gewissenhaft nimmt, scheint man zu glauben, die religiöse Betätigung erschöpfe sich in Gebet und Sakramentenempfang. So kann man auf dem Lande Sinnwidrigkeiten erleben, die ein völliges Auseinanderfallen von Religion und Leben bedeuten und deren Inkonsequenz schließlich niemand zu begreifen vermag. — Man kann auf dem Lande Menschen kennen lernen, die Musterchristen sind im kirchlichen Leben. Handelt es sich aber um die Pfennige, dann scheinen sie überhaupt keinen Charakter zu haben; von ihrem ganzen Christentum ist auch nicht eine leise Spur zu bemerken.

Dieser Geist des krassen Materialismus wird mehr und mehr die treibende Kraft auf dem Lande. Man beobachte einmal, worüber sich Bauern unterhalten. Die Zeiten, in denen das sonntägliche Kanzelwort zu Hause oder im geselligen Verkehr untereinander besprochen wurde, sind längst dahin. Gleich nach Beendigung des Gottesdienstes trifft man sich mit seinen Standesgenossen. Und schon ist man an der Erörterung landwirtschaftlicher Berufsfragen. Dabei dreht sich schließlich alles um ökonomische Interessen: um die Rentabilität der Wirtschaft, um

Korn- und Viehpreise oder um die Steuern. Über diese Dinge unterrichtet man sich den ganzen Tag. Über sie bespricht man sich, sobald man einander begegnet in der Eisenbahn oder in der Versammlung. Viele unserer Bauern sind fast nicht mehr als Bauern anzusprechen, sondern als Geschäfts- und Kaufleute. Ähnlich verhält es sich mit den ländlichen Gewerbetreibenden und den Arbeitern. Höhere Interessen sind selten. Das Heiligtum der Leute ist das Geld. „Die Geldgier ist so groß wie die Bildungsfreudigkeit klein ist." Niemand mag Geld für ideale Zwecke ausgeben, weder der Einzelne noch die Gemeindeverwaltung. Was ist es oft ein Feilschen um die Pfennige, wenn es sich um Armenunterstützung oder Zwecke der Wohlfahrtspflege handelt! In der Stadt ist für Unterstützungsbedürftige aller Art meist weit besser gesorgt. Hier könnten die Dorfgemeinden von den Städten einmal wirklich lernen. —

Wie ist das alles gekommen? Das Land ist mehr und mehr aus der Abgeschlossenheit herausgetreten. Städtische Kultur und Unkultur werden bis in die entlegenste Dorfgemeinschaft hineingetragen. Der frühere Landbewohner war in einer ganz anderen Lage als der heutige. Er verbrachte sein Leben im Lande seiner Väter ohne Arg und ohne jedes quälende Bedenken. Er hörte nur einen Redner, nämlich den Pfarrer auf der Kanzel. Die Predigt war der Hauptsache nach die einzige geistige Nahrung, von der er zehrte die Woche hindurch. Er las kaum eine Tageszeitung oder nur eine solche, die einen ausgesprochen katholischen Charakter hatte und die auch nur einen kleinen Umfang besaß, darum nicht allzuviel Zerstreuendes und Aufregendes brachte. Verkehr hatte der Bauer nur mit gleichdenkenden Menschen auf dem Lande, die alle in einer gesunden, reinen Atmosphäre aufgewachsen waren. Fremde kamen selten. Sie wurden mißtrauisch angesehen und konnten sich kaum längere Zeit auf dem Lande halten. Ihre modernen Ideen, die sie etwa verlautbaren ließen, vermochten dem Landbewohner nicht gefährlich zu werden, da er sie von vornherein als falsch und unsinnig zurückwies und ihre Vertreter höchstens als arme Menschen bemitleidete.

Der heutige Landbewohner lernt die ganze Tragik seines Daseins kennen. Er fühlt sich aus dem Lande seiner Väter ausgestoßen und soll nun seines Lebens Meister sein. Mit einem Male erhebt sich für ihn eine religiöse Frage, die er vordem nie gekannt hat. Er kann ihr praktisch einfach nicht mehr aus dem Wege gehen. Damit ist die religiöse Krise auf dem Lande von selbst gegeben. Sie liegt in der Natur der Sache. Man habe darum doch recht viel Mitleid mit dem heutigen Landvolk. Es wird in die allgemeine Atmosphäre der Ungläubigkeit, die es umgibt, mit hineingezogen. Es handelt sich um eine Ansteckung, die auch gegen den Willen der Landbewohner ins Dorf kommt und große Verwirrung bringt. Es gilt, sie richtig zu kennen, um ihr wirksam und nachhaltig begegnen zu können.

Die religiös-sittlichen Wandlungen datieren nicht erst seit den Tagen des Krieges und der Revolution und Inflation. Schon lange vorher setzte der Verfall ein. Die Industrie erfaßte von Anfang an auch ländliche Bezirke. Am ersten wurden die Ortschaften vor den Toren der Städte von dem neuen Geiste des Niederganges beeinflußt. Große Massen der ländlichen Bevölkerung suchten sich schon längst ihre Arbeit in industriellen Betrieben. Dabei scheuten sie selbst vor längeren Wegen oder Eisenbahnfahrten nicht zurück. Sie verfielen der Ansteckung am ersten. Schon seit Jahrzehnten wurden auch auf dem Lande sozialistische Stimmen abgegeben. Die seßhafte ackerbautreibende Landbevölkerung wurde durch zäheste planmäßige Arbeit der beruflichen Organisationen fort und fort aufgeklärt und geschult. Diese Arbeit war gewiß notwendig, und sie hat unsere Landwirte in mancher Beziehung erst mündig gemacht. Doch darf man vielleicht sagen, daß das Technische und Materielle etwas zu sehr losgelöst von der gesamten bäuerlichen Lebensgemeinschaft gepflegt und gefördert wurde. Dem landwirtschaftlichen Aufstieg steht ein Abbröckeln der bäuerlichen Dorfkultur gegenüber. Bereits vor dem Kriege modernisierten sich diese Kreise in Sprache und Kleidung, Hausrat und Lebensweise.

Die Ereignisse und Erlebnisse seit 1914 haben den Niedergangsprozeß sehr beschleunigt. Der Krieg entriß mit einem Male einen großen Prozentsatz der männlichen Bevölkerung gewaltsam ihrer heimatlichen Scholle und damit ihrer bisherigen Abgeschlossenheit, soweit dieselbe noch vorhanden war. Was hat die männliche Landbevölkerung nicht alles gesehen, gehört und mitgemacht! Die neue Welt mußte auf sie abfärben. Obwohl man sich draußen nach der Heimat zurücksehnte wie nach dem verlorenen Paradiese, konnte man sich doch später nach der Rückkehr seelisch nicht mehr zu Hause zurechtfinden. In den Tagen der Revolution und der Putsche machten sich auf dem Lande mit einem Male die radikalsten Tendenzen bemerkbar. Auch manche Dörfer hatten damals ihre Soldatenräte, die die Gewalt einfach an sich rissen. Unterdessen ist es wie überall ruhiger geworden. Aber die radikalen Elemente sind durchaus nicht vom platten Lande verschwunden. Sie sind auch nicht untätig. Vielmehr wühlen sie immer wieder die Dorfseele mit allen Mitteln der Verhetzung auf. Es ist eine starke Linksbewegung auf dem Lande, die nicht unterschätzt werden darf. Dieser Linksbewegung entspricht in den Kreisen der größeren Grundbesitzer eine starke Schwenkung nach rechts. So hat die Revolution den Riß, der sich schon vorher gebildet hatte, vollends herbeigeführt und die Dorfgemeinschaft je nach den verschiedenen Interessengruppen völlig in Stücke zerschlagen. Selbst unter der ackerbautreibenden Bevölkerung ist dieser Riß vorhanden. Eine landwirtschaftliche Organisation hat sich neben der anderen gebildet. Die Kluft zwischen Großbauern und Kleinbauern ist groß. Ebenso der Riß zwischen der landarbeitenden und der industriellen Bevölkerung auf dem Lande. Alles ist organisiert nach Besitz und Beruf. Man kann von einem ländlichen Gemeinschaftsleben kaum noch reden, während doch in früheren Zeiten das Dorf in mancher Beziehung eine wirtschaftliche Einheit bildete, indem das Gemeindeland gemeinsam benutzt wurde. Man braucht nur an die vielen Listen anläßlich kommunaler Wahlen selbst auf kleinen Dörfern zu denken. Auch die Familien und Nachbarschaften zerbröckeln mehr und mehr.

Die Inflation hat den Charakter vieler Landbewohner verdorben. Sie erzeugte den Geist der kühlsten Kalkulation und Berechnung in einer Zeit, in der weite Kreise buchstäblich hungern mußten. Immer war die Frage: Was bringt's mir ein? Auch hier wollen wir nicht nur anklagen, sondern die Verhältnisse für vieles verantwortlich machen. Aber auf jeden Fall hat die Inflation der materialistischen Einstellung des Bauern großen Vorschub geleistet. Da ihm bei seinem wertbeständigen Besitz die Inflation im allgemeinen sehr zu Hilfe kam, so stellte sich bald auf dem Lande eine große Üppigkeit ein. Man machte Anschaffungen über Anschaffungen und erlaubte sich Dinge, an die ehedem der größte Grundbesitzer nicht gedacht hätte. Die bäuerliche Einfachheit mußte vielerorts einem städtischen Luxus weichen. Das gesellige Leben ist ebenfalls teilweise entartet. Feste über Feste werden gefeiert. Die modernen Tänze werden vielfach in recht roher Form auch auf dem Lande getanzt. In fast jedem Dorf gibt es die eine oder andere Kneipe, die man am liebsten in die Luft sprengen möchte ob der Orgien, die daselbst gefeiert werden.

Die Verbindung des Landes mit der Stadt hat seit dem Kriege sehr zugenommen. Wie viele Landbewohner suchen an den Sonntagen ihr Vergnügen in der Stadt, auch in der Großstadt! Sie amüsieren sich in den Kinos oder in noch weit schlimmeren Häusern. Aber auch die Stadt kommt aufs platte Land. Man denke an den ausgedehnten Ausflugs- und Touristenverkehr und seine Folgen für das Leben der Landbewohner! Viel fremdes Volk hält sich heute in den entlegensten Gebirgsorten auf. — „Wenn unser Pfarrer ahnte," sagte mir einmal ein Landbriefträger, „welche Zeitungen ich Tag für Tag in der Gemeinde herumtragen muß, so würde er vor Schrecken und Entsetzen nicht mehr schlafen." Selbst eine gewisse Schmutz- und Schundliteratur findet ihren Weg bis in die entlegenste Bauerschaft. Vortragsredner aller Parteien und aller Richtungen erscheinen gelegentlich in den Dörfern. Während sie ehedem keinen festen Fuß auf dem Lande zu fassen wußten, zählen sie heute bereits überall eine

immerlin beträchtliche Zahl von Anhängern, die ihnen Gefolgschaft leisten.

Selbstverständlich könnten die bisherigen Ausführungen, die die dunklen Kräfte aufzudecken suchen, die den guten alten Geist des Landes zu vernichten drohen, leicht ergänzt werden durch eine Darstellung der lichtvollen und erfreulichen Erscheinungen, die auch heute noch auf dem Lande zu finden sind. Aber es sei doch die Frage gestattet: Wo findet sich noch das ideale christliche Landleben mit seinem durch und durch gesunden Bauerntum? Wo findet sich überhaupt noch eine rein bäuerliche Gemeinde?

Wir haben eine starke Bewegung unter der Landbevölkerung, aber eine Bewegung, die nicht mehr geführt wird von der Kirche, die sich vielmehr z. T. direkt oder versteckt gegen die Kirche richtet. Sind wir nicht auf unserer Hut, dann gleitet uns das Land aus der Hand. Eine freiere, liberale oder gar ungläubige Weltanschauung kommt allmählich auf. Am besten ist es noch um die ältere Generation bestellt. Aber wenn die einmal ausstirbt! Die jüngere Generation beseelt eine andere Stimmung und Gesinnung. Sie ist eben unter ganz anderen Verhältnissen groß geworden. Es gibt ein Junglandproblem, das von uns Geistlichen ernstlich in Angriff genommen werden muß, sollen wir nicht den Einfluß auf die Entwicklung der ländlichen Jugend mehr und mehr verlieren. Man braucht nur das Kapitel der Vergnügungs- und Sportvereine auf dem Lande anzuschneiden, um die ganze Tragweite unserer Frage zu übersehen. Bald handelt es sich um Turn- oder Fußball-, bald um Reitervereine u. dgl. Auch die nationalen Kampfverbände suchen sich der Jugend auf dem Lande zu bemächtigen, um sie sich für ihre Ziele zu erziehen.[1])

Nicht nur die männliche Bevölkerung, sondern auch die Frauen und Mädchen auf dem Lande sind von den religiös-sittlichen Wandlungen der letzten Jahrzehnte mitgenommen worden. Wie viele leichte und oberflächliche

[1]) Vgl. hierüber den folgenden Aufsatz.

Mädchen finden sich, die einfach nicht mehr fähig sind, einem bäuerlichen Haushalt vorzustehen. Sie sind verstädtert in ihrem Äußeren wie in ihrem Inneren. Die modernen Moden haben längst ihren Weg aufs Land gefunden. Die Töchter der besitzenden ländlichen Kreise erhalten meist eine Ausbildung, die auf städtische Lebensart zugeschnitten ist. Nur allzu gern räumen sie mit den alten, bäuerlichen Gebräuchen wie mit den Bauernsitten auf, um sie durch „feine" Umgangsformen und moderne Lebensart zu ersetzen. Es ist bezeichnend, daß der größte Teil der Besucherinnen unserer landwirtschaftlichen fachlichen Frauenschulen aus Mädchen besteht, die städtischer Herkunft sind. — Die Töchter des ländlichen „Proletariertums" bleiben nur in seltenen Fällen auf dem Lande. Sie bilden, soweit sie nicht in Fabriken arbeiten, den größten Prozentsatz der Hausangestellten in der Großstadt und fallen in sehr vielen Fällen dem Leben derselben zum Opfer. Allerdings kehrt nur ein kleiner Teil von ihnen später aufs Land zurück. Grund genug, sich auch dieser gefährdeten Menschenklasse mit ganz besonderer Sorge anzunehmen!

Also Sorgen über Sorgen, Aufgaben über Aufgaben! Sie sind hier nur skizzenhaft angedeutet und konnten nicht einmal alle berücksichtigt werden, zumal die konkreten Verhältnisse im einzelnen sehr verschieden sind. Da möge kein Landseelsorger über Mangel an Arbeit in seiner Gemeinde klagen! Wehe, wenn er die Größe und Nähe der Gefahr übersehen würde! Mit allem Ernst und Eifer müssen wir darauf bedacht sein, den Zerfallserscheinungen auf dem Lande Einhalt zu tun. Da wird es selbst in kleinen Pfarren an Arbeit verschiedenster Art nicht fehlen. Qui legit, intelligat! Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Hier ist die Frage, welche Aufgaben sich aus den religiös-sittlichen Wandlungen des Landlebens für die Predigt und den Prediger ergeben. Da darf der Dorfseelsorger heute wenigstens das eine tröstliche Bewußtsein haben, daß seine Predigt noch gehört und von der gesamten Gemeinde vernommen wird. Das

ist das große Kreuz des Predigers in der Stadt: er hat nur noch einen gewissen Prozentsatz seiner Gemeinde unter seiner Kanzel. Was gäbe er darum, wenn er alle, alle erreichen und erfassen könnte mit seinem Kanzelwort! Die Predigt des Landseelsorgers dringt auch heute noch durch das ganze Dorf. Allerdings gibt es in einzelnen Gegenden Orte, in denen am Sonntag nur in einer heiligen Messe gepredigt wird. Alsdann kann es geschehen, daß bestimmte Mitglieder der Gemeinde das ganze Jahr hindurch eine Messe ohne Predigt besuchen. Aber einem solchen Übelstande kann auf irgendeinem Wege leicht abgeholfen werden. Zum wenigstens sollte abwechselnd das Jahr hindurch in den einzelnen Messen das Wort Gottes verkündet werden. An Gelegenheit, eine Predigt zu hören, darf es nicht fehlen.

In den letzten Jahrzehnten haben vor allem die Protestanten eine eigene Predigtgattung sehr gepflegt: die Dorfpredigt. Aus dem Chaos der Stadt flüchtete man sich in die ländliche Idylle. Man wandte sich der von der Religion verklärten Poesie und Schönheit des Dorflebens zu und begeisterte sich für das Dorf als Dorf. So darf man denn die „Dorfpredigten" als eine besondere literarische Art bezeichnen, ähnlich wie die literarische Art der Dorfgeschichten. Die Dorfpredigt hat vielleicht am tiefsten den — Städter beeinflußt und für die Poesie des Landlebens begeistert. Der Landbewohner selber ist von ihr nicht tiefer berührt worden; die Richtung verlor sich bei allem guten Willen doch allzusehr im Ästhetischen und Literarischen.

Selbstverständlich hat der Landseelsorger in mancher Beziehung ganz anders zu predigen als der Geistliche der Stadt. Seine Tätigkeit auf der Kanzel beruht auf anderen Lebensgrundlagen und umfaßt einen ganz verschieden gearteten Pflichtenkreis. Der Landbewohner lebt in seiner eigenen Welt. Er hat seinen eigenen Anschauungs- und Vorstellungskreis, seine eigenen Bedürfnisse und Nöte, seine Tugenden und seine Fehler. „Die Bauernpredigt," schreibt Josef Weigert in der Einleitung zu seinen „Bauernpredigten" (Freiburg, Herder 1925, 2), „soll das Leben des Bauern ins Licht des Glaubens rücken; seine Arbeit, sein

Familien- und Gemeinschaftsleben ihm religiös ausdeuten; ihm helfen, sein eigentümliches Leben, seine Arbeit, sein Haus mit seinen Genossen, sein Dorf mit den Nachbarn zu heiligen. Die religiösen Kräfte, die im Bauernleben liegen, sollen nutzbar gemacht werden. Was dem Bauern zukommt oder zukommen kann bei Achtsamkeit und Sammlung an religiösen Gedanken, Empfindungen und Antrieben, das sollen wir wirksam machen helfen." Es gilt, den katholischen Standesmenschen auf dem Lande zu gestalten, der heute mit dem Leben fertig wird.

Voraussetzung dafür ist, daß der Prediger die Verhältnisse seiner ländlichen Zuhörer wie diese selber genau kennt. Der Landbewohner muß das Gefühl haben, daß der Prediger sein Leben mitlebt. Von diesem Gesichtspunst aus betrachtet müssen wir schon einmal „Bauer mit dem Bauern" werden, obschon im übrigen der Landseelsorge nichts so sehr schadet, wie wenn der Geistliche „verbauert", d. h. wenn er nur Sinn für Kunstdünger und Viehpreise hat usw. — Das Eindringen in die jeweilige Psyche der Gemeinde wie der einzelnen Bewohner und Familien ist, wie die Münsterische Diözesansynode vom Jahre 1924 sagt, um so leichter zu erreichen, als „dem Seeelsorger auf dem Lande die persönliche Fühlungnahme mit den einzelnen Gliedern seiner Gemeinde sehr leicht möglich ist; sie erwarten seinen Besuch und fühlen sich durch ihn geehrt. Abgeschlossenes und unnahbares Verhalten des Seelsorgers läßt ihn der Gemeinde, auch wenn sie noch so klein ist, ein Fremdling bleiben. Er gehe zu dem Volke und lebe mit dem Volke, ohne seiner Würde etwas zu vergeben" (Nr. 119). Natürlich muß sich der persönliche Konnex auf alle beziehen, nicht etwa bloß auf eine bestimmte Kategorie von Familien. Der rechte Seelsorger wird auf diesem Wege die wahren Bedürfnisse und Nöte seiner Pfarre bald überschauen und das richtige Verständnis dafür gewinnen.

Bezüglich der Verwertung der so gewonnenen Erkenntnisse ist, vor allem auf der Kanzel, die allergrößte Klugheit am Platze. Nichts ist schwerer und gefährlicher, als die dörflichen Verhältnisse auf der Kanzel zur Sprache zu bringen. Da fühlt

sich gleich jeder persönlich gemeint und getroffen; der eine deutet das Gehörte gern auf den anderen. Wie viele Seelsorger, die vom besten Eifer beseelt waren, haben sich durch die Art und Weise ihres Vorgehens einfach unmöglich gemacht! Ein autokratisches, herrisches Auftreten führt auf dem Lande leicht zu schwerster Opposition. Auch mit Schimpfen und Abkanzeln wird nie etwas erreicht; die Herzen werden nur verhärtet. Bei Bauernpredigten tun es auch nicht die äußere Form und die Vergleiche aus dem Berufsleben oder die gewählte Sprache, obwohl die Landleute, die unterdessen viele gute Redner gehört haben, sich nicht mehr mit dem vulgär-populären Ton befreunden können, der ehedem für sie amüsant sein mochte. Aber immerhin lieben sie auch heute noch eine lebendige, temperamentvolle Predigt, die etwas Urwüchsiges und Natürliches an sich hat. Aber sie wollen auch wieder sehr psychologisch behandelt sein. Die Predigt muß viel Liebe zum Lande und seinen Bewohnern offenbaren. Manche Seelsorger haben sich schon allein aus dem rein äußeren Grunde um den Erfolg ihrer ganzen Kanzelberedsamkeit gebracht, weil die Zuhörer das Gefühl hatten, daß der Prediger nur widerwillig und gezwungen in ihrer Mitte weilt und daß er den Tag nicht abzuwarten vermag, an dem er dem Dorfe den Rücken kehren darf. So viel Aszese sollte man doch zum mindesten haben, daß man eine derartige Stimmung nicht nach außen hin merken läßt. Darum muß die Predigt äußere und innere Verbundenheit mit der Gemeinde atmen. Aus jedem Wort muß man unsere Sorge heraushören können, die wir für das Wohl und Wehe sowie für die Zukunft der Dorfgemeinde und der einzelnen Familien und Berufsklassen haben. Mit einem Worte: unsere Predigt muß mit einem Tropfen warmen Herzblutes durchtränkt sein. Eine solche Einstellung bringt den Geistlichen seinen Bauern von vornherein nahe, so daß sie empfänglich werden für das, was er ihnen sagt und was er von ihnen will und verlangt. Sie bewahrt ihn selber davor, so manche heute tief beklagenswerte Dinge einfach zu verdonnern und zu verdammen; sie lehrt ihn vielmehr, die heutigen Menschen mit Mitleid und traurigem

Herzen zu betrachten, und sie nicht im Tone des entrüsteten Anklägers mit Worten bitterster Vorwürfe zu behandeln. Zum wenigsten wird man nicht nur Vorwürfe machen, wenn sie den Zuhörern vielleicht auch nicht ganz erspart werden können. Und man wird den Vorwürfen jede Bitterkeit und jeden persönlichen Stachel nach Möglichkeit zu nehmen suchen, so daß die Leute aus allem herausmerken müssen, daß wir ihnen nur helfen wollen. Auch der Prediger, der auf einer Stadtkanzel steht, bedarf dieser psychologischen Einstellung, aber für den Geistlichen auf dem Dorf ist sie ungleich wichtiger, weil hier der Kontakt zwischen Priester und Gemeinde viel persönlicher ist.

Was den Inhalt der Predigt betrifft, so darf man sich von vornherein sagen, daß viele Themata in der Ausführung, die für die Großstadtkanzel aktuell sein mag, den Landbewohner nicht interessieren, so daß er nichts mit ihnen anzufangen weiß. Höchstens behandle man solche Dinge unter dem Gesichtspunkt der Gefährdung der Landbewohner und um vorbeugend zu wirken für den Fall, daß die Zuhörer mit der Stadt in nähere Berührung kommen. Viel wichtiger ist es aber im Grunde, daß man auf jede Weise die ländliche Art pflegt und daß man dazu anleitet, ihr treu zu bleiben. Je mehr es gelingt, ein echtes, vertieftes Standeschristentum auf dem Lande zu pflegen, das sich fernhält von Äußerlichkeiten und bloßen Gewohnheiten, um so leichter können die Gefahren der Stadt paralysiert werden. Alsdann wird den Städten durch die Zuwanderung vom Lande frisches Blut zufließen, das das religiös-kirchliche Leben der städtischen Pfarreien immer wieder aufs neue auffrischt.

Um dem Unglauben auf dem Lande entgegenzuarbeiten, wird der Prediger an die Naturauffassung des Bauern anknüpfen. Der Beruf des Landwirts bringt es mit sich, daß dieser sich auf Schritt und Tritt völlig abhängig fühlt von Kräften, die nicht in seine Hand gelegt sind. Da kommt der Gottesgedanke seinem inneren Bedürfnis in besonderer Weise entgegen. Die Abhängigkeit von Gott ist ihm eine große Beruhigung. Es ist ferner nicht schwer, dem

Landwirt klarzumachen, daß das Leben auf dem Lande bei allen Beschwernissen im einzelnen ein Paradies auf Erden ist, solange die christlichen Glaubenslehren und Sittenvorschriften maßgebend sind, daß dagegen das Landleben in dem Maße und in dem Grade auseinanderfällt und zu Unerträglichkeiten führt, in dem das Christentum schwindet. Dieses Christentum muß, wie sich aus dem oben Gesagten ergibt, vertieft werden. Es handelt sich nicht nur um eine Art Versicherung gegen Hagel und Feuer und Seuche, die eingegangen wird, um mit der Religion ein gutes materielles Geschäft zu machen. Auch lehre man die Religiosität nicht nur im Beten und Kirchengehen sehen, sondern vor allem in der gewissenhaften Erfüllung der Standes- und Berufspflichten.

Nichts ist leichter, als den eigentlichen Bauern für seinen Beruf zu begeistern. Derselbe ist ihm Herzenssache. Von seiner Scholle, die gedüngt ist mit seinem und dem Schweiße seiner Vorfahren, mag er sich nicht trennen. Er weiß sich unabhängig. Gewiß muß er schwere Arbeit leisten, aber seine Werkstatt ist die freie Gottesnatur, und er selber ist der König in seinem kleinen Reiche. Der Bauer hat fast allein noch eine Heimat! Will er aber ein echter Bauer bleiben, dann muß er eine ideale Auffassung von seinem Beruf haben, wie sie ihm unsere Religion vermittelt. Nur der Landwirt, der unter dem Gedanken seiner ewigen Bestimmung steht, ist glücklich. Der rein kapitalistisch und materialistisch eingestellte Bauer kam vielleicht in den Tagen der Inflation auf seine Rechnung; in normalen Zeiten wird er sich unbedingt enttäuscht sehen. Ein kapitalistisch denkender Mensch wird auf die Dauer niemals Landwirt bleiben. Das in der Landwirtschaft investierte Vermögen rentiert sich am wenigsten. Darum muß der rein materialistischen Betrachtungsweise, die heute sehr um sich gegriffen hat, entgegengearbeitet werden. Bei aller Berufstüchtigkeit muß der Bauer seinen himmlischen Sinn behalten. Er darf sich nicht als unbeschränkten Herrn seines Besitzes betrachten, sondern er muß sich fühlen als Brotvater des Volkes. Der „heilige, von den Vätern ererbte" Boden darf nicht werden „nur Mittel der Gütererzeugung, nur Objekt zur

Steigerung der Ertragsfähigkeit"; andernfalls würde „die Liebe zur Scholle zur Vergötzung der Scholle".

Je mehr die Landwirte in ihren Versammlungen und in ihren Fachblättern von der materiellen und rein wirtschaftlichen Seite ihres Berufes zu hören bekommen, um so mehr muß unsere Predigt die ethische Seite des bäuerlichen Berufes den Landbewohnern von heute nahezubringen suchen. Es ist die Aufgabe, sie zur Selbstbesinnung zu bringen.

Auch auf die Familiengemeinschaft muß der Bauer sich wieder besinnen. Dieselbe ist im großen und ganzen noch gesund, wenigstens im Vergleich zu den Verhältnissen in den Städten, wo Ehescheidungen und Ehebrüche, wilde Ehen und Familienskandale aller Art, nicht zuletzt Mißbrauch der Ehe und Abtreibungen in unheimlicher Weise sich häufen. „Das Besondere des ländlichen Familienlebens liegt vor allem darin, daß die Familie nicht nur eine enge Lebensgemeinschaft, sondern auch eine Not- und Arbeitsgemeinschaft bildet. Gemeinsamer Beruf, gemeinsame Arbeit schlingen neben der Blutsgemeinschaft ein zweites festes Band um die Familienangehörigen." Schon früh wird das Landkind in die Arbeitsgemeinschaft eingereiht. Darum treffen wir auf dem Lande noch viele kinderreiche Familien. Aber Anfänge vom Familienzerfall zeigen sich auch bereits auf dem Lande. Es ist nicht schwer, zu zeigen, daß die Zerrüttung des Familienlebens das größte Unheil bringt. Ist doch Dorfkultur in erster Linie Familienkultur. Darum werden wir in der Predigt der Erhaltung des christlichen Familiensinnes und -geistes auf dem Lande unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Man berücksichtige dabei die jeweiligen Gefahren und Bedürfnisse seiner Gemeinde, die man leicht erkennen wird, wenn man die einzelnen Familien seiner Pfarrei im Geiste an sich vorüberziehen läßt. Vor allem werden die Frauen und Mütter sehr dankbar dafür sein, wenn sie in eigenen Standespredigten eingehende Unterweisungen und Belehrungen bekommen; sie sind auch sehr aufnahmewillig. Ob nicht die Versammlungen des Müttervereins viel planmäßiger und allseitiger in den Dienst der Familienseelsorge gestellt werden könnten? Es ist vielleicht

nicht einmal notwendig, daß dieselben jeden Monat gehalten werden. Dafür sollte aber stets etwas Besonderes geboten werden, wovon die Mütter lange zehren können. — Die Männer auf dem Lande sollten zur Mäßigkeit im ehelichen Verkehr angehalten werden: stellen sie doch vielfach an ihre Frauen Zumutungen, die ihr Dasein fast zur Unerträglichkeit gestalten. Nicht selten kann man auf dem Lande Mütter antreffen, die ein Kind auf dem Arm tragen, einem andern Kinde das Gehen beibringen und dabei schon wieder in Hoffnung sind. Außerdem haben sie noch in Haus, Feld und Stall ein Arbeitspensum zu leisten, das allein schon ihre Kraft aufs äußerste in Anspruch nimmt. Wenn irgendjemand der Erholung und Ausspannung bedarf, so sind es solche Frauen, sollen sie nicht vor der Zeit dahinsiechen und zusammenbrechen. Wie dankbar sind sie dem Seelsorger, der sich ihrer annimmt und ihnen ihr schweres Los zu erleichtern sucht!

Vor allem bedarf die heutige Landjugend einer eigenen Betreuung, soll sie nicht in ein ganz falsches Fahrwasser hineingeraten. Kommt sie nur erst zur Besinnung, so daß sie den Niedergang des bäuerlichen Volkstums erkennt, dann wird es wie Schuppen von ihren Augen fallen. Hier hat der Landgeistliche heute eine große, überaus wichtige Mission, die für die ganze Zukunft entscheidend werden kann. Aber was wird auf dem Lande in seelsorglicher Beziehung für die Jugend getan? Vielerorts regt es sich, das sei gern zugestanden, aber es muß noch unendlich mehr geschehen. Man belebe doch gründlich die fast überall bestehenden marianischen Kongregationen und Sodalitäten und mache sie einer planmäßigen Jugendbewegung dienstbar. Das Land ist nun einmal auf der Suche nach einer neuen Lebensform. Helfen wir suchen, aber suggerieren wir der Landjugend die Devise: Wir wollen um jeden Preis echte Bauern bleiben und unsere Eigenart erhalten.

Eine weitere wichtige Aufgabe besteht darin, daß wir den sozialen Fragen der Dorfgemeinde unser Augenmerk zuwenden. Das Verhältnis des Besitzers zu seinen Angestellten, des Verpächters zum Pächter, des Gutsherrn zum Heuermann oder Kötter ist vielfach sehr gespannt und auf

die Dauer unhaltbar. Wer trägt die Schuld? Diese Frage soll nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Vielmehr muß die andere Frage jeden einzelnen beschäftigen: Was kann ich tun, um für meinen Teil an der Beseitigung der unerquicklichen Dinge mitzuhelfen? Auch hier werden wir auf der Kanzel zunächst nur erreichen können, daß die einzelnen Kreise zur Besinnung kommen. Von selbst wird der Wunsch in ihnen wach werden, daß man einander in Liebe und Frieden wiederfinden möge. Man bringe den Bauern die Überzeugung bei, daß die Frage der Leutenot auf dem Lande an dem Tage zum guten Teil gelöst ist, an dem gesunde soziale Verhältnisse geschaffen sind. Kann man doch überall die Beobachtung machen, daß Gutsbesitzer, die für ihre Angestellten sorgen wie für sich selbst, im allgemeinen auch heute noch keine Schwierigkeiten bezüglich der Beschaffung ihres Personals haben. Doch sind die landwirtschaftlichen Betriebe selten geworden, zu denen sich einheimische Kräfte als Knechte und Mägde drängen. Allzuhäufig zittern heute auf dem Lande die Herrschaften vor ihren Angestellten, da sie jeden Augenblick fürchten müssen, ohne Hilfe dazustehen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die jungen Leute dort, wo sie einmal mit der Industrie in Berührung gekommen sind, für eine Stellung im landwirtschaftlichen Betriebe kaum mehr zu haben sind. Fühlen sie sich doch als Fabrikarbeiter in jeder Beziehung viel freier und ungebundener. Die in der Landwirtschaft Tätigen werden vielfach als die „Dummen" betrachtet und spöttisch bemitleidet. Auch ist das Leben auf dem Bauernhof vielen zu eintönig und zu einsam. Besonders gilt das für solche, die den Lebensgenuß der Stadt mit ihren Kinos und sonstigen Vergnügungsstätten einmal kennen gelernt haben. — Sollten wir Priester hier nichts tun können, um solch ungesunde und unchristliche Auffassungen überwinden zu helfen?

Hierher gehört ganz besonders auch die Frage nach der Wiederherstellung der Dorfgemeinschaft. Es handelt sich um eine gottgewollte Lebens- und Schicksalsgemeinschaft, mit der die Gemeinde auf dem Lande steht und fällt. In der alten Struktur wird sich die Dorfgemeinschaft

nicht wiederherstellen lassen. Und doch muß der Riß überwunden werden. Der Seelsorger gehe ja nicht gleichgültig an ihm vorüber. Er überlasse die weitere Entwicklung auch nicht allein den anderen Mächten. Allerdings wird er auch hier von der Kanzel herab der Hauptsache nach nur indirekt wirken können, indem er eine versöhnliche Stimmung schafft und zum Nachdenken anleitet. Immerhin mag er nach gehöriger Vorbereitung und unter kluger Berücksichtigung der ganzen Lage auch praktische Vorschläge machen und wenigstens allgemeine Richtlinien weisen. Die Betätigung im einzelnen um Wiederherstellung der Dorfgemeinschaft ist mehr Sache der Individualseelsorge. Viel vermag die persönliche Aussprache in kleineren Kreisen. Wohl dem Geistlichen, der es erreicht, daß sich die verschiedenen Stände und Interessengruppen der Gemeinde zunächst einmal persönlich wiederfinden im geselligen Verkehr untereinander u. dgl. Natürlich muß er eine Gesinnung geschaffen haben, die in der im Anfang skizzierten Debatte der münsterländischen Jungbauern im Anschluß an die Exerzitien ihren Ausdruck in der Frage fand: Wie kommen wir Bauern den Köttern wieder näher? Wird es erreicht, daß man sich von seiten der Besitzenden und Wohlhabenden wieder um den Zusammenschluß mit den sozial unteren Schichten auf dem Lande im christlichen Geiste bemüht, dann dürfte es gelingen, die breite Kluft zwischen den einzelnen Landbewohnern zu überbrücken und die Dorfgemeinschaft wiederherzustellen.

Immer hat die Genuß- und Vergnügungssucht auf dem Lande eine große Rolle gespielt. Das Thema nimmt einen breiten Raum in der Bauernpredigt früherer Jahrhunderte ein. Stets hat es sich dabei als völlig unnütz erwiesen, wenn man nur gegen Unmaß und Übermaß geeifert hat. Für solche Predigten hatten die sonst so kirchentreuen Bauern nur taube Ohren. Je mehr wir auf der einen Seite uns positiv bemühen, den Landleuten Freude in ihr ein- und gleichförmiges Dasein zu bringen, und je mehr wir einer edlen bäuerlichen Geselligkeit das Wort reden, um so leichter hört die Gemeinde auf uns, wenn wir dasjenige offen brandmarken, wozu wir nie unseren Segen

geben können. Von diesem Gesichtspunkt aus behandele man gelegentlich immer wieder das gesellige Leben in den Bauernfamilien und Nachbarschaften, vor allem an den langen Winterabenden, das Leben und Treiben in den Schankstätten und im ländlichen Vereinsleben, Tanz und Sport auf dem Lande usw. Wir müssen darauf hinarbeiten, daß die Familien- und Gemeindefeste ihren bäuerlichen Charakter behalten, daß sie aber nicht ausarten in Üppigkeit und Saufgelagen. „So sehr der Bauer das Geld festhält: wenn es sein Ansehen nach außen gilt — z. B. bei einer Bauernhochzeit —, dann scheut er keine Kosten, dann kann er geradezu zum Verschwender werden." [2]) Die Dorffeste müssen die ganze Gemeinde erfassen. — Hier ist eine schöne Gelegenheit, die Gemeinde zusammenzubringen und die Dorfgemeinschaft zu pflegen. — Im einzelnen arbeite man von der Kanzel herab immer wieder auf Einfachheit und bäuerliche Deftigkeit in Kleidung, Nahrung und Wohnung. Wie hat man sich auf dem Lande bis vor einem Menschenalter noch beholfen! Ehedem wurde nur wenig Fleisch gegessen. Matratzen und Sofas bewunderte man als Luxus. Auch in der Kleidung war man sehr einfach und konservativ. Das Geld war eben recht knapp und das Einkommen gering. Eine gewisse ländliche Einfachheit und Sparsamkeit muß gerade heute wiederkehren, soll nicht der Bauernstand verschuldet werden und zugrunde gehen. Da darf man die Bauern, die jetzt so gern Lamentationen anstimmen, ruhig auf die früheren Verhältnisse hinweisen, unter denen ihre Väter gelebt haben und glücklich gewesen sind. Darum sollte man die Geschichte des Landes auf der Kanzel zu Zwecken der Illustration einer Sache nach Möglichkeit heranziehen. Der Bauer hängt am Überkommenen, und er hat seine geheiligte Tradition. Da ist er für geschichtliche Reminiszenzen leicht zu haben. Die Neigung des Landbewohners, am Hergebrachten festzuhalten, sollte der Prediger überhaupt gern benutzen, wenn er sich mit dem neuen Geist beschäftigt, der das Land in unseren Tagen zu überfluten droht.

[2]) W. Lücking, Seele und Umwelt des Landkindes (Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge V (1928) 326.

Ebenso rechne er mit dem Sinn der ländlichen Bevölkerung für das Konkrete, Faßliche, Anschauliche. Er hat so reiche Gelegenheit, an alte Dorfsitten und Dorfgebräuche anzuknüpfen, die mit der Religion so ganz verbunden sind und auf deren Pflege und Erhaltung er bedacht sein muß. Allerdings muß er den Landleuten von heute den tieferen Sinn all dieser schönen Bräuche deuten. Sie sollen nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden, sondern sie sollen Religion und Landleben wieder enger miteinander verbinden, wie es früher der Fall gewesen ist.

Zum Schluß möge noch die Frage erörtert werden, ob für die Bedürfnisse des Landes ein eigener Predigttyp, nämlich die sog. Bauernpredigt, gepflegt werden soll. Ich möchte ihr nur das Wort reden in dem Umfang, in dem die Standespredigten für die verschiedenen Berufe ihre Berechtigung haben und sogar notwendig sind. Man soll also gelegentlich Standespredigten für Bauern halten, wie man gegebenenfalls auch Standespredigten hält für Arbeiter, Kaufleute, Lehrer. Im übrigen aber verkünde man das Wort Gottes nach den Anweisungen der Homiletik. Jede Predigtart hat ihre Berechtigung auch auf dem Lande. Wenn nur das Wort Gottes auf eine Weise nahegebracht wird, die den Bedürfnissen der heutigen Landbevölkerung entspricht. Der Bauer will nicht einmal, daß man ihn in der Kirche immer nur ins Werktagsleben und in seinen Erdenberuf hineinführt. Er will auch etwas anderes hören. Es gilt, den Landbewohner gleichsam bei der Hand zu nehmen und ihn aus der Welt des Natürlichen ins Übernatürliche, aus der Sphäre des Weltlichen und Irdischen ins Himmlische und Ewige zu erheben. Aber die Applikationen müssen den Zuhörern und ihren Bedürfnissen angepaßt sein. Da ist es unsere Aufgabe, die oben skizzierten Gedanken in unsere Predigt in irgendeiner Form hineinzuweben. Schon die sonntägliche Homilie bietet reiche und meistens ganz ungezwungene Gelegenheiten. Bei einer planmäßigen Verkündigung des Kanzelwortes wird der Prediger die wichtigsten Materien von vornherein auf die einzelnen Zeiten oder sogar auf einzelne Sonntage verteilen. Alsdann wird er keine

„Bauernpredigten" halten, und doch wird er den Landbewohnern Sonntag für Sonntag das Brot des Lebens so darbieten, wie es ihnen bekömmlich und notwendig ist.

Die Benutzung und Verwertung der Heiligen Schrift braucht dabei nicht vernachlässigt zu werden. Mit Recht bemerkt J. Weigert in seinen „Bauernpredigten" (S. 3f.): „Die Heilige Schrift stammt ihrer äußeren Gestaltung nach zum weitaus größten Teil aus einem Bauernvolk und ist gut zu benützen, um so mehr, als der Bauer heute so wenig Schriftkenntnis besitzt . . . So wird übernatürlich verklärt, was der Bauer täglich vor Augen hat." Natürlich färben in der Heiligen Schrift die bäuerlichen Verhältnisse der Israeliten im Alten Bunde und zur Zeit Christi ab. Aber trotzdem wird es die Leute interessieren, zu hören, was die Heilige Schrift vom Bauernleben hat und was sie davon sagt. Dem Prediger, der biblische Worte zu verwerten weiß, sind Anregungen genug gegeben, um den göttlichen Weisheitsgehalt der einzelnen Stellen auf die Verhältnisse des heutigen Bauerntums anzuwenden. Mit den Augen des Bauern gesehen, haben viele Schriftstellen, Vergleiche, Parabeln usw. uns Priestern oft etwas ganz Eigenartiges zu sagen, und sie erscheinen uns in völlig neuer Beleuchtung. Man lese als Landseelsorger einzelne Teile des Alten oder Neuen Testamentes einmal daraufhin durch, und man wird sich wundern über die vielen neuen Gesichtspunkte, die sich uns erschließen.

Möchten die vorgetragenen Gedanken die eine oder andere Anregung geben zur vertieften Arbeit auf der Dorfkanzel! Sie kann gegenüber dem heutigen Niedergang auf dem Lande in ganz anderer Weise benutzt werden, als es bisher vielerorts geschehen ist. Noch ist es nicht zu spät! Es ist allerdings schwere persönliche geistige Arbeit notwendig, aber wer möchte sie nicht gern und freudig auf sich nehmen? Tun wir in diesen entscheidenden Zeiten das Menschenmögliche, dann dürfen wir getrost auf besondere Hilfe und Beistand von oben hoffen, zumal wenn wir, nachdem wir redlich das Unsrige getan, den Himmel bestürmen um Gnade und Segen!

Zur Pastoration der heutigen männlichen Landjugend.

Seit einem Menschenalter hat das Land eine beängstigend starke religiös-sittliche Wandlung erfahren. Bis vor wenigen Jahren konnte man von Landseelsorgern mit Bezug auf alle möglichen pastoralen Vorschläge immer wieder die Entgegnung hören: „Das ist bei uns nicht nötig, hier liegen die Verhältnisse noch ganz einfach." Und gar mancher von ihnen mochte meinen, nach Beendigung der heiligen Messe des Morgens in der Frühe sei seine Tagesarbeit der Hauptsache nach getan. Heute erheben sich gerade in den Kreisen der Dorfseelsorger Klagen über Klagen. Händeringend und ratlos steht man so vielen Dingen gegenüber, von denen man nicht weiß, wie sie gemeistert werden sollen.

Nicht zuletzt ist es das Junglandproblem, das ernste Sorge bereitet. Allgemein ist man davon überzeugt, daß die jüngere Generation in besonderer Weise seelsorglich betreut werden muß, soll die Kirche nicht den Einfluß auf die Dorfbevölkerung mehr und mehr verlieren.

Von allen möglichen Seiten wird die Landjugend heute heiß umworben. Von rechts und von links macht man sich an sie heran. Unter den verschiedensten Tendenzen sucht man sie in Vereinen und Organisationen zusammenzuschließen. Gesellige Vereine aller Art kann man unter der Landjugend der kleinsten und entlegensten Dörfer antreffen. Dazu kommen sportliche Bestrebungen (Turnvereine, Fußballklubs, Reitervereine). Die Bauernvereine bemühen sich schon aus Gründen ihres Nachwuchses um die ländliche Jugend durch Gründung von Jungbauernorganisationen. Hierher gehören auch die Vereinigungen ehemaliger Schüler der verschiedenen Landwirtschaftsschulen, die der Geselligkeit dienen und zugleich Berufs- und Standesinteres-

sen verfolgen. Neuerdings nehmen sie vielfach Fragen der Dorfkultur in ihre Arbeitsprogramme auf. Die rechtsgerichteten nationalen Jugendverbände suchen mit allem Eifer auf dem Lande Boden zu gewinnen. Sie haben gerade hier große Erfolge zu verzeichnen.

Alle diese Bemühungen um die ländliche und bäuerliche Jugend mögen sich in den meisten Fällen nicht direkt gegen uns richten. Wohl aber wird die Arbeit ohne uns in Angriff genommen. Wehe uns, wenn wir sorgen- und gedankenlos der Entwicklung der Dinge einfach zuschauen!

Aus dem Ernst der Lage heraus hat die Volksvereinszentrale in den letzten Jahren ihr Augenmerk auf die Jungbauern gerichtet. An einzelnen Orten hat sie im Anschluß an den Volksverein Jungbauernorganisationen geschaffen. Sie gibt eine Zeitschrift „Jung Land" heraus und unterhält einen eigenen Fachreferenten für die Bearbeitung unserer Fragen. In Paderborn und anderswo hat der Volksverein eine Reihe von größeren und kleineren Jungbauernkursen abgehalten, die der Schulung dienen sollen. — Neuerdings hat nun auch die Düsseldorfer Jugendzentrale die Sache planmäßig in die Hand genommen. Sie will sowohl an den Landklerus in besonderer Weise herantreten als auch die Landjugend selber durch ihre Tätigkeit weit mehr als bisher erfassen. Gegenwärtig ist sie daran, die notwendigen Vorbereitungen zu treffen. — Zu wünschen wäre allerdings, daß die beiden genannten Organisationen in enger Fühlungnahme miteinander arbeiten würden, damit nicht ein neues Kapitel zum Thema „Konkurrenz in der Seelsorge" geschrieben zu werden braucht.

Wenn im folgenden unsere Aufgaben und seelsorglichen Arbeiten an der männlichen Landjugend näher umschrieben werden sollen, so möge von vornherein niemand erwarten, daß ich mir den Kopf zerbrochen habe auf der Suche nach neuen Methoden und nach einer neuen Pastorationstechnik. Einzelne scheinen darauf ihr Augenmerk zu richten. Sie glauben z. B. das Heil zu finden in der Gründung von Häusern nach dem Muster protestantischer Landhochschulheime und dgl. Aber für eine etwaige Schulung und Weiterbildung der ländlichen

Jugend stehen im Bedürfnisfall Exerzitienhäuser oder ähnliche Anstalten genugsam zur Verfügung. Andere sehen in der Gründung von Jungbauernbünden die Rettung aus der heutigen Not. Aber wo gibt es denn gegenwärtig noch ein Dorf, das eine rein bäuerliche Bevölkerung hat? Häufig genug wird der Landseelsorger im großen Zweifel darüber sein, ob er sein Dorf zu den Industriegemeinden rechnen oder ob er es noch als Bauernpfarrei bezeichnen soll. Und selbst in reinen Bauerndörfern würde man mit der Gründung von Jungbauernbünden, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, oft nur eine neue Zersplitterung unter den Jungbauern bewirken. Ein Teil würde sich anschließen, während der andere dadurch in eine Oppositionsstellung geraten würde. Auch möchten die landwirtschaftlichen Organisationen ob unseres Vorgehens kopfscheu werden und eine gegen sie gerichtete Maßnahme darin erblicken. Dann aber gibt es neben den Jungbauern auf dem Lande noch zahlreiche Knechte, Söhne von Taglöhnern, jugendliche Industriearbeiter; ferner Gesellen, junge Kaufleute. Auch diese müssen seelsorglich betreut werden. Gerade in unseren Tagen der Zerrissenheit der Dorfgemeinschaft sollten wir uns nicht einseitig an einen Beruf wenden!

Zudem berühren fast alle Fragen die verschiedenen Stände, so daß sie von ihrem Gesichtspunkte aus zu ihnen Stellung nehmen. Darum habe ich es sehr wohl begreifen können, daß mir die Teilnehmer eines Einkehrtages für Jungbauern einmal sagten: „Es ist doch schade, daß wir allein vertreten sind und nicht auch die männliche Jugend aus den Arbeiterkreisen unseres Dorfes." Bei einer anderen Gelegenheit, da nur die Arbeiterjugend vertreten war, erhob sich die umgekehrte Klage: „Das hätten die Jungbauern aber auch hören sollen." Deshalb sei die Devise nicht: Jungbauernseelsorge, sondern: Junglandseelsorge.

Voraussetzung für alle Junglandpastoration seitens des Seelsorgers ist, daß er auf die heutige Dorfjugend einwirkt je nach der Lage der Verhältnisse und den Möglichkeiten, die ihm gegeben sind. Die Verhältnisse sind stets in Betracht zu ziehen. Die Psyche der heutigen Land-

jugend muß ebenso studiert werden wie die Seele des heutigen Gymnasiasten, jungen Kaufmanns, Industriearbeiters usw. Sie hat sich gegen früher sehr gewandelt. Dabei ist zu bedenken, daß jedes Dorf sozusagen eine kleine Welt für sich bedeutet. In Norddeutschland liegen die Verhältnisse ganz anders als im deutschen Süden. Jeder Seelsorger Westfalens wird das leicht erkennen, wenn er etwa die Bücher von Weigert eingehender durcharbeitet und auf seine Pfarrgemeinde appliziert. Selbst in Westfalen — meine Ausführungen haben der Hauptsache nach westfälische Verhältnisse im Auge — ist ein großer Unterschied zu konstatieren zwischen Münsterland und Sauerland, zwischen Soester Börde und Mindener Gegend, vom ländlichen Industriegebiet gar nicht zu reden. Da bleibt nichts übrig als das Studium der örtlichen Lage. Und das ist nicht so schwer. Man gehe nur die einzelnen Familien und Gehöfte seiner Gemeinde durch, und man suche sich einen Überblick zu verschaffen über die Gesinnungen und Lebensführung der Bauernsöhne, Knechte (ob heimisch oder fremd), der Arbeiterjugend usf. Man orientiere sich gründlich über die vorhandenen jugendlichen Organisationen und Vereine sowie über den Geist, der in ihnen herrscht. Je klarer das so gewonnene Bild ist, um so sicherer und zielbewußter wird sich arbeiten lassen.

Daß eine schematische Übertragung der Formen der städtischen Jugendpastoration auf das Land nicht am Platze ist, braucht hier nicht weiter dargetan zu werden. Die Stadtjugend lebt in ganz anders gearteten Gefahren; sie hat Bedürfnisse, die denen der Landjugend oft direkt entgegengesetzt sind. So liegt es doch wohl in den verschiedenartigen Verhältnissen begründet, daß die Stadtjugend Sonntags aufs Land hinausdrängt und von einem großen Wandertrieb hinein in die freie Gottesnatur erfaßt ist. Der Landjunge, der die ganze Woche hindurch die freie Natur zu seiner Werkstätte hat, der in Feld und Wald mühselig schaffen muß, will am Sonntag einem inneren Drange nach aus seiner Alltagsumgebung heraus, ihn zieht es darum in die Stadt. Diesen triebhaften Zug muß der Landseelsorger in Rechnung stellen. Und so gibt es hundert Dinge, die hier zu berücksichtigen sind.

Auch die Persönlichkeit des einzelnen Landseelsorgers spielt eine große Rolle. Jeder muß rechnen mit seiner Zeit, mit seinen Mitteln, mit seinen Kräften und Fähigkeiten. Ein alleinstehender älterer Pfarrer wird sich anders einrichten müssen als ein jugendlicher Kaplan, der gerade das Seminar verlassen hat. In den seltensten Fällen kommt es übrigens auf ein ganz bestimmtes Mittel allein an. Dem einen liegt mehr dieses, dem anderen etwas anderes. Wenn nur gearbeitet wird!

Diese Arbeit an der Jugend habe einen durchaus positiven Einschlag und verlaufe nicht einseitig negativ! Gerade hier ist die Gefahr besonders groß, immer nur Vorwürfe zu machen, abzulehnen und der Jugend die Verantwortung dafür zuzuschreiben, daß sie nicht mehr ist wie früher. Ein solches Verfahren ist leicht und leider auf dem Lande sehr beliebt. Wenn man darunter die Jugendseelsorge versteht, dann wird allerdings auf dem Lande eher zu viel als zu wenig an Pastoration der Jugend getan. Alles kommt darauf an, daß wir Verständnis haben und daß wir helfen wollen. In einigen wenigen Fällen wird man einen Gestrandeten oder Gefährdeten nur noch retten können, wenn man im Tone des alten preußischen Unteroffiziers zu ihm redet. Aber meistens wird man, dem guten Hirten gleich, dem verlorenen Schäflein nachzugehen haben, um es voll Sorge und Freude zugleich aus dem Dorngestrüpp der heutigen Zeit zu befreien und zur Herde zurückzutragen. Ertrinkende stößt man nicht von sich, man bemüht sich um sie mit aller Kraft, um sie den Fluten zu entreißen und so zu retten.

Wenn wir nun daran gehen, nach Mitteln und Wegen der heutigen ländlichen Jugendseelsorge zu suchen, so soll dabei mit Bewußtsein zurückgegriffen und angeknüpft werden an das längst Vorhandene und Bewährte, das allerdings den gänzlich veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart neu anzupassen ist.

Der Gemeinschaftsgottesdienst wird nicht nur für die Jugend gehalten, aber doch wohl auch für die Jugend. Das ist wenigstens der eine große Trost für den Landseelsorger, daß er seine männliche Jugend

im großen und ganzen noch Sonntag für Sonntag beim gemeinsamen Pfarrgottesdienst erfassen kann, selbst wenn die eigentliche Standespastoration sich nur noch auf einen gewissen Prozentsatz der Jugendlichen beschränkt. Wenn die ländliche Jugend sich auch manchmal recht flegelhaft und ungezogen beim Gottesdienst benimmt, sie geht wenigstens noch nicht an der Kirche vorbei. Übrigens muß darauf geachtet werden, daß ein guter, vernünftiger Schweizer gerade bei der Jugend auf Ordnung hält. Manchmal kann auch der Geistliche selber einmal während des Gottesdienstes um die Kirche herumgehen, um auf dem Kirchplatz nach dem Rechten zu sehen. Oder er stelle sich in den Turm und plaziere sich dort auf, wo erfahrungsgemäß die Jugendlichen durch ihr Verhalten und Benehmen die anderen nur stören und ärgern. Er wird die ganze Gemeinde für eine solche Arbeit an der Jugend auf seiner Seite haben. — Zur großen Erbauung wird es dieser auch gereichen, wenn die heranwachsende männliche Jugend zum Altar- und Ministrantendienst herangezogen wird. Es sollte auf dem Lande gar nicht so schwer zu erreichen sein, daß sich eine größere Anzahl gern und freudig dafür zur Verfügung stellt.

In der Predigt behandle der Geistliche recht häufig brennende Jugendfragen. Sie interessieren nicht nur die Jugendlichen allein, sondern die ganze Gemeinde, wenn nur aus den Ausführungen ein großes Verständnis und eine noch größere Liebe und Sorge für die heutige Jugend herausleuchtet. Grundsätzlich sollte jede Predigt eine positive Nutzanwendung für die heutige Jugend enthalten. Wohl dem Dorfprediger, dessen Kanzelwort verrät, daß er dem Heiland gleich als Jugendfreund unter den Seinen lebt!

In früheren Zeiten hatte die Christenlehre an den Sonntagnachmittagen vor allem für die heranwachsende Jugend eine große Bedeutung. Sie mußte auf Jahre hinaus pflichtmäßig besucht werden. Wo heute noch so glückliche Verhältnisse sind, daß die Christenlehre von der heranwachsenden männlichen Jugend geschätzt wird, da darf man den Geistlichen von Herzen beglückwünschen, da möchte man ihn

aber auch fast beneiden. Er setze alles daran und gebe sein Bestes her, um diesen Zustand zu erhalten. Aber leider werden vielerorts die Christenlehren nur noch von Schulkindern besucht, und ich möchte bezweifeln, ob es uns trotz übermenschlicher Anstrengung jemals wieder gelingen wird, der Christenlehre ihre alte Stellung im kirchlichen Gemeindeleben zurückzugeben, besonders bei der Entwicklung, die heute das Leben und Treiben der Jugend an den Sonntagnachmittagen angenommen hat. Man möge gleichsam zur Entschuldigung auch bedenken, daß der Christenlehre in unseren Tagen der ausgedehnten Standesseelsorge nicht mehr die Stellung zukommt, die ihr ehedem eigen war.

Daß eine planmäßige Standesseelsorge auch auf dem Lande den Gemeindegottesdienst ergänzen muß, sollte heute eine Selbstverständlichkeit bedeuten. Über ihren Umfang kann man allerdings verschiedener Meinung sein. Auch hier haben wir an das Alte anzuknüpfen, das wir zeitgemäß umgestalten müssen. Fast überall bestehen Kongregationen und Sodalitäten. Wo sie nicht vorhanden sind, sollten sie auch in den kleinsten Verhältnissen gegründet werden. Vielerorts bedürfen sie einer gründlichen Neubelebung, da sie sozusagen nur auf dem Papier stehen und das Jahr hindurch kaum in Erscheinung treten. Es dringt einem ins Innerste, wenn man Gelegenheit hat, der Aufnahme beizuwohnen, und wenn man Zeuge ist, wie die Jungmänner in ergreifender Weise dem Heiland die Treue schwören und unter dem Schutze der Gottesmutter durchs Leben gehen wollen. Aber damit scheinen in vielen Fällen die Arbeiten der Sodalitäten auf dem Lande beendet zu sein, also genau dort, wo sie intensiv einsetzen sollten. Hier lassen sich alle sammeln, vom reichen Bauernsohne angefangen bis zum letzten Knechte. Hier lassen sich die konkreten Standesfragen eingehend behandeln, die für die männliche Landjugend heute von größter Bedeutung sind.

Zunächst in den kirchlichen Versammlungen. Der Präses ist zu bedauern, dem es hier an Stoff mangelt, so daß er erst noch auf die Suche gehen muß. Er führe seine Sodalen in die religiös-sittlichen Wandlungen auf

dem Lande ein. Er entwerfe ein Bild vom Niedergang, ja vom Zusammenbruch des ländlichen und bäuerlichen Volkstums. Dem Verstädterungsprozeß arbeite er entgegen durch Erweckung eines starken Heimatgefühles. Verknüpft sich doch der Heimatgedanke fast nur noch mit dem Lande, und es ist das große Problem, an dem so viele arbeiten, dem Großstädter Heimatgefühl zu vermitteln. — Erkennt unsere Landjugend die große Gefahr, in der sie lebt, die Heimat zu verlieren, dann ist es nicht allzuschwer, sie für bewußte Abwehr und positive Aufbauarbeit zu begeistern, vor allem, um der Zerbröckelung der ländlichen Familien- und Dorfgemeinschaft entgegenzuarbeiten. Die Kongregationsarbeit muß dazu dienen, in der Jugend Kräfte lebendig zu machen, die sich auszuwirken haben in der ländlichen Familie, im beruflichen, sozialen und geselligen Leben, auch in der religiösen Betätigung des Landbewohners. Die besonderen Gefahren auf dem Lande sind fort und fort zu berücksichtigen. Das Sexualleben des heranwachsenden Landbewohners hat ein ganz eigenartiges Gepräge. Niemals dürfen wir vergessen, daß ein großer Teil der männlichen Landjugend in die Stadt abwandert. Sie ist dafür eigens zu schulen, und wir haben gegebenenfalls zu helfen, die Eingliederung in die städtische Pfarrgemeinde auf alle Weise zu erleichtern. Also Aufgaben über Aufgaben!

Das Kernproblem der ländlichen Jugendseelsorge ist die Erziehung zur Keuschheit. „Für meine Jungen," schreibt mir ein rühriger und aufgeschlossener Landseelsorger, „gibt es nur eine brennende Frage: die Frage nach dem Sexualleben! Der Beantwortung dieser Frage habe ich auf Wunsch meiner Jungen viel Mühe und Zeit gewidmet und zwar habe ich sie religiös, aber auch aufklärend und reinigend behandelt. Wenn ich über dieses Thema zu den Jungen sprach, hatte ich recht aufmerksame Zuhörer; sprach ich dagegen über kirchengeschichtliche Fragen oder über Fragen der Kunst, war nicht viel Interesse vorhanden." Bei Behandlung des Sexuallebens ist allerdings eine gewisse Vorsicht am Platze. Einem Geistlichen, der sich im übrigen um die Jugend sehr bemühte, sagten die jungen Leute nach: „Der Vikar hat

es mit der Liebe zu tun; er redet jeden Sonntag von der Liebe." Obgleich er sich sehr bemühte, seinen Jungen einen anderen Begriff von der Liebe beizubringen, sah er kaum einen Erfolg. Vielleicht wäre in seiner Lage weniger mehr gewesen. Aber auf jeden Fall muß die Erziehung zur Keuschheit im Mittelpunkt der Kongregationsarbeit stehen.

Werden die regelmäßigen Kongregationsversammlungen in der Kirche planmäßig dem Erkennen und dem Einsehen der Landjugend dienstbar gemacht, so wird schon dadurch der Sakramentenempfang der Jugend eine große Steigerung erfahren. Er muß vor allem das Wollen und das Vollbringen bewirken. Auf dem Lande ist leider viel gewohnheitsmäßiges Christentum, das sich sogar an der Kommunionbank auswirkt. Es ist manchmal ein bloßes Mitlaufen, weil man nicht auffallen will, oder eine äußere Beteiligung unter dem Zwang der Eltern. Um so mehr hat der Seelsorger den Sakramentenempfang zu vertiefen, damit das Heiligste doch ja nicht zur leeren Formel wird. Überkommene Bräuche und Gewohnheiten sind im übrigen durchaus zu pflegen, so die Feier der aloisianischen Sonntage u. dgl.

Mit der Betätigung in der Kirche kann man heute das Leben in der Sodalität auch auf dem Lande nicht mehr bewenden lassen. Man weise ihr darum auch Aufgaben außerhalb der Kirche an. Sie ergeben sich überall dort von selbst, wo die Kongregationen an die großen katholischen Jugendverbände angeschlossen sind. Aus erzieherischen Gründen ist es gut, daß sich die Schulentlassenen Sonntags nicht selber überlassen bleiben; man sammle sie daher in Jugendvereinen. Die älteren Abteilungen (Jungmänner) können im Dienste der Erneuerung des geselligen Dorflebens und der Dorfgemeinschaft viel arbeiten. In Versammlungen im Saal sind neben der Pflege einer angemessenen Unterhaltung Fragen wirtschaftlicher und kultureller Art zu behandeln. Vielerorts wird sich der Geistliche die Dankbarkeit der ganzen Gemeinde erwerben, wenn er der Siedlungsfrage nähertritt, um nachgeborenen Bauernsöhnen Existenz und Land zu verschaffen. Er zeige und ebne ihnen nach Möglichkeit die Wege und trage zugleich dafür

Sorge, daß die religiösen Belange bewahrt bleiben. Die Vertreter der Kirche dürfen auch hier die Entwicklung der Dinge nicht allein anderen überlassen, soll nicht bei Regelung der irdischen Existenzfrage die Seele dessen, dem geholfen werden soll, schweren Schaden erleiden. Es ist zu begrüßen, daß neuerdings die Landjugendabteilung im Düsseldorfer Jugendhaus die Aufgaben der Siedlungsberatung übernommen hat.

Ob sich der Jugendseelsorger auf dem Lande auch mit Einführung von sportlichen Vereinen, insbesondere der DJK befassen soll, wird auf die Verhältnisse ankommen. In größeren Landgemeinden wird man heute ohne die DJK wohl kaum mehr auskommen, soll die Jugend nicht von anderen Verbänden umworben und erfaßt werden. Mag auch in Auswahl der Leibesübungen stärkste Anpassung an Tradition und Beruf des Landbewohners geboten sein (vgl. „Deutsche Jugendkraft" X [1928] 481 f.), so rechtfertigt doch schon der schwerfällige Gang der Dorfbewohner DJK-Arbeit. Ihr fällt die Aufgabe zu, die Landjugend „lebendig, frisch und fröhlich" zu machen. — In größeren Landgemeinden lassen sich auch leicht Gesangabteilungen bilden. Viel Freude findet die ländliche Jugend durchweg an der Ausbildung in der Blasmusik. Von Zeit zu Zeit trete die Kongregation mit einer guten Theateraufführung an die breite Öffentlichkeit; sie lade die Gemeinde ein zu einem Heimatabend und veredele so das gesellige dörfische Leben. In der Auswahl der Darbietungen greife man nicht zu hoch, aber man begnüge sich auch nicht mit allzu seichten Sachen, sondern suche den künstlerischen Geschmack zu veredeln und zu heben.[1])

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei die Korrespondenz eines Geistlichen mit einem Theaterverlag für Vereinsbühnenstücke wiedergegeben. Der betreffende Seelsorger hatte ein Theaterstück zur Ansicht erhalten. Er sandte es zurück mit der Bemerkung: „Den abgegriffenen Satz ‚Es ist schade um jeden Tropfen Druckerschwärze' wende ich auf die mir zugesandte Neuerscheinung Ihres Verlages an. Sie werden gleichwohl genug Vereine finden, die das Stück aufführen." Die Antwort des Verlegers lautete: „Ihr Urteil über . . . hat uns sehr gefreut. Es ist seit 17 Jahren unser Bestreben gewesen, den Vereinen wirklich gute, über dem Durchschnitt stehende Theaterstücke zu bieten. Aber wir haben immer und immer wieder die traurige Erfahrung machen müssen, daß gerade die besseren, literarisch hochstehenden Werke nicht gehen,

Es sollte eigentlich nicht so schwer sein, die katholische Landjugend zum Träger einer neuen Dorfkultur zu machen. Sie sollte die Erneuerung und Auffrischung der früheren ländlichen Unterhaltungsformen in die Hand nehmen. Die schönen Gemeinschaften der alten Spinnstuben und Heimgärten sind freilich endgültig zerstört. Aber Familienkreis und Nachbarschaft sind geblieben. Da gilt es, nach neuen Wegen und Formen zu suchen, um die alten Gemeinschaften mit gesundem und frohem Geist zu erfüllen.[2])

Hier sehe ich einen Ausgangspunkt für die Inangriffnahme einer wahrhaft lebendigen actio catholica, die auch auf dem Lande in die Wege geleitet werden muß. Geben wir doch der Landjugend, nachdem wir ein loderndes Feuer der Begeisterung für die Erneuerung einer christlich orientierten Dorfkultur in ihnen entzündet haben, einen möglichst großen positiven Aufgabenkreis, der ihre Herzen heißer pochen läßt und ihre besten Kräfte in Anspruch nimmt. Alsdann sind die älteren Dorfbewohner leicht zu erfassen und zur Mitarbeit zu gewinnen. Die Jugend ist begeisterungsfähig und tatenfreudig, wenn sie nur erst aktiv und mobil gemacht ist. Möchte es uns auf diese Weise gelingen, unter Führung der Kirche Leben und Bewegung, Initiative und Regsamkeit auf dem Lande zu entfalten.[3])

---

während der blödeste Schund am besten zieht. Wir haben uns immer wieder gesträubt, mit unseren Ansprüchen an neu aufzunehmende Stücke herunterzugehen; aber wenn man jeden Tag wieder sehen muß, wie alle Bestrebungen, gute Stücke unterzubringen, vergeblich sind, während Stücke von der Gattung Wuppke, Nante usw. ständig verlangt werden und unglaubliche Absatzziffern erreichen, so werden Sie uns nicht verübeln, wenn wir aus Gründen der Selbsterhaltung — denn schließlich kann man von Ladenhütern auch nicht leben — auch mal Stücke dazwischenbringen, die höhergehenden Ansprüchen nicht genügen, aber gekauft werden. Sie haben recht, es haben sich sehr viele Vereine gefunden, die das Stück behalten wollen." Dazu bemerkt der betreffende Geistliche: „Es tut mir aufrichtig leid, daß unsere katholischen Vereine vom Gesetz vom 18. Dezember 1926 nur den Begriff ‚Schmutz' und nicht auch den Begriff ‚Schund' kennen."

[2]) Vgl. „Jugendführung" XV (1928) 326.

[3]) Über Wesen, Aufgaben und Ziele der Katholischen Aktion selber vgl. meinen Aufsatz: Wir Priester und die Katholische Aktion in „Theologie und Glaube" XXI (1929) H. 1.

Der Diözesanvorständetag der Jugend- und Jungmännervereine der Diözese Münster hat im Jahre 1927 auf seiner Tagung eine Entschließung angenommen, die dahin geht, in jeder Pfargemeinde möge ein Jugendheim eingerichtet werden. Es ist zu begrüßen, daß schon viele Landgemeinden ein Jugendheim in irgendeiner Form besitzen. Persönlich habe ich auch an kleineren Orten das Vorhandensein eines solchen Hauses schätzen gelernt. Bezüglich der Beschaffung von Geldmitteln mögen die Geistlichen auf dem Lande sich doch weit mehr als bisher bei den zuständigen kommunalen und staatlichen Stellen bemühen. Es soll z. B. in Westfalen rein katholische Kreise geben, in denen die für Jugendzwecke ausgeworfenen Gelder gar nicht zur Auszahlung gelangen, weil niemand ist, der sie anfordert. So behauptete wenigstens ein Kaplan auf einer größeren Jugendpräsidestagung.

Wenn neben den Kongregationen noch andere kirchliche Jugendvereine bestehen, z. B. der Gesellenverein, so ist es eine wichtige Sache, daß Reibungen vermieden werden, die auf dem Lande viel eher entstehen und weit größere Auswirkungen nach sich ziehen als in der Stadt. Es darf kein Nebeneinander oder gar ein Gegeneinander sein! Vielmehr müssen beide engste Fühlung und Verbindung miteinander haben. Unter dieser Voraussetzung bin ich schon aus dem Grunde sehr für die Pflege des Gesellenvereins auf dem Lande, weil so viele Gesellen vom Lande in die Stadt abwandern. Findet man doch regelmäßig, daß ein großer Prozentsatz der Mitglieder der großstädtischen Gesellenvereine vom Lande stammt. Was wäre wohl manchmal aus diesen herrlichen Menschen geworden, wenn sie nicht schon in ihrer Heimat das Leben im Gesellenverein kennengelernt hätten! Allein der Gesellenverein scheint mir das Abwanderungsproblem der Landjugend zur Stadt für seine Kreise wirklich gelöst zu haben.

Eine ganz wichtige Sache ist die Stellungnahme des Landseelsorgers zu den Jugendvereinen in seiner Gemeinde, die keinen kirchlichen Charakter haben. Sie sind oft für den Geistlichen ein wahres Kreuz. Nicht selten sind solche Elemente darin führend, die man

lieber ohne Einfluß in der Gemeinde sähe. Von der Gründung des betreffenden Vereins an befinden sich seine Mitglieder vielleicht zum Pfarrer in einer gewissen Opposition. Und doch handelt es sich auch hier um Pfarrkinder, die man zu betreuen hat. Nicht nur den Mitgliedern der Sodalität, sondern der gesamten Pfarrjugend muß eine eigene Standespastoration zuteil werden. Man verhalte sich zu der Jugend, die sich in anderen Vereinen zusammengeschlossen hat, doch ja nicht von vornherein ablehnend und abweisend!

Vor allem haben wir wohl zu unterscheiden zwischen den Vereinen und ihren Mitgliedern.

Wie man sich zu den einzelnen Vereinen als Vereinen stellen soll, wird sehr auf ihre Statuten wie auf die lokalen Verhältnisse ankommen und eine Sache größter pastoraler Klugheit sein. In Vereine, die an sich ganz harmlos sind, wie z. B. in die Vereinigungen ehemaliger Landwirtschaftsschüler oder in Reitervereine, gehe der Priester ruhig hinein, oder er lasse sich zu den Sitzungen einladen. Meistens wird seine Anwesenheit und sein Interesse begrüßt werden, nicht nur von den jungen Landwirten, sondern vor allem von ihren Eltern. So sind die Jungbauern nicht sich selber überlassen. Der Geistliche kann in ungezwungenster Weise einen großen Einfluß auf sie ausüben. Seine Anwesenheit bewirkt, daß gewisse andere Führer, die sich an die Jungbauern herandrängen, das Feld räumen, oder daß sie doch sehr vorsichtig werden und ihren ungünstigen Einfluß allmählich verlieren. Die sportlichen Vereinigungen, die den großen freien Verbänden angeschlossen sind, können wir auch dort, wo man sich redlich bemüht, sich nach unseren Grundsätzen zu richten, höchstens stillschweigend dulden, wohl nie positiv fördern. Im Einzelfall mag sogar ein direkter Kampf gegen sie zu führen sein. Aber auch hier wollen wir nicht von vornherein den einzelnen Mitgliedern mit Mißtrauen oder Geringschätzung begegnen. Vielmehr sind sie in besonderer Weise zu betreuen, so daß es gelingt, durch sie einen indirekten Einfluß auf den Verein selber zu gewinnen. Tatsächlich finden sich nicht selten unter den Mitgliedern solcher

Vereine durchaus einwandfreie junge Menschen. Gelingt es, daß sie als Vorstandsmitglieder usw. im Verein selber maßgebend werden, so mögen sie als echte Laienapostel bei denen noch vieles erreichen können, die uns in die kirchlichen Standesvereine nicht mehr kommen. Das gilt vor allem von den Sportvereinen auf dem Lande.[4]) — Die rechtsgerichteten nationalen Organisationen scheinen wenigstens im Westen ihren Höhepunkt auf dem Lande erreicht zu haben. Wenn nicht alles täuscht, ist ein Abflauen der Bewegung deutlich zu konstatieren. Auch diesen Verbänden gegenüber ist größte Vorsicht am Platze. Ihre Mitglieder sind psychologisch zu verstehen und entsprechend zu behandeln. Öffnen wir die Fenster ihrer Seele, auf daß warme Frühlingssonne hineindringt in ihr Inneres. Dann wird das Eis von selber schmelzen. Porzellan zu zerschlagen ist so leicht und furchtbar einfach! Lassen wir uns doch herab, um die Gestrauchelten wie die Gefährdeten bei der Hand zu nehmen, um sie allmählich wieder ins rechte Geleise zu bringen. Daß wir darum grundsätzlich keine Abstriche zu machen bereit sind, ist selbstverständlich.

Zur eigentlichen Standesseelsorge an der Landjugend darf man wohl auch den Religionsunterricht in den ländlichen Berufsschulen rechnen. Hier wird in vielen Fällen sogar weit mehr erreicht werden können als im Jugendverein, und mag derselbe noch so sehr auf der Höhe sein. Wohl überall läßt sich durchsetzen, daß der Religionsunterricht als Fach in den Plan der Berufsschule aufgenommen wird. Allerdings machen sich gerade auf dem Lande kurzsichtige Meister und Arbeitgeber bemerkbar, die die jungen Leute aus Gründen des Gelderwerbs wieder möglichst bald an der Arbeit haben wollen und darum wohl der Einführung des Religionsunterrichtes in den Berufsschulen anfangs entgegen sind. Solche kurzsichtige Krämerseelen dürfen aber nicht maßgebend sein. Sie werden sich auch bald an die Fortbildungsschule gewöhnen und sich ihrer Erfolge freuen.

---

[4]) Vgl. zu dieser Frage auch meine Ausführungen in: „Pastorales und Aszetisches für Seelsorger unserer Tage". Stuttgart 1927, S. 127 f.

Wo die ländliche Berufsschule noch nicht eingerichtet ist, mögen die Geistlichen drängen und die Initiative ergreifen. — Den Religionsunterricht selber gebe man in der Berufsschule nicht im Anschluß an den Katechismus. Man erteile vielmehr einen Gesinnungsunterricht und vermittle den Heranwachsenden eine ländlich-christlich orientierte Lebenskunde, die in das heutige dörfische Leben nach allen Seiten hin einführt und die geeignet macht, der Zukunft ins Auge zu schauen.

Auch die kirchlichen Männer- und Müttervereine sind für die Junglandseelsorge planmäßig zu verwerten. Es ist heute nicht allein notwendig, an die jungen Leute selber heranzutreten, sondern auch an ihre Eltern. Kommen die nur erst einmal aus ihrer Gleichgültigkeit heraus, so ist ihr Einfluß auf ihre heranwachsenden Kinder ungleich größer, als wir glauben. Wir dürfen bei unserer Jugendseelsorge die Eltern nicht gegen uns, müssen sie vielmehr auf unserer Seite haben. Gerade die Arbeit in den Männer- und Müttervereinen gibt gute Gelegenheit, alle möglichen einschlägigen Fragen zur Sprache zu bringen. Dabei müssen die Eltern eingeführt werden in die Psyche ihrer Kinder. Auf dem Lande fassen nur zu viele ihre Aufsichts- und Erziehungsarbeit an ihren heranwachsenden Söhnen ganz falsch an, indem sie alles an der Hand der Erlebnisse ihrer eigenen Jugendzeit betrachten und beurteilen. Als ob sich die Welt nicht auch auf dem Lande unterdessen unendlich gewandelt hätte! — Auch die Dienstbotenfrage ist in diesen Standesvereinen zu behandeln. Während ehedem die Knechte, Gesellen u. dgl. auf dem Lande ganz zur Familie gehörten und auch außerhalb ihres Dienstes unter der Aufsicht ihrer Herrschaft standen, sind sie leider gegenwärtig in ihrer freien Zeit fast ganz sich selbst überlassen. Vielfach wagen es die Bauern nicht mehr, ihren Knechten noch Direktiven und Vorschriften für die religiös-sittliche Lebensführung zu geben, aus lauter Angst und Not, sie könnten ihnen davongehen und sie in größter Verlegenheit zurücklassen. Mochte ehedem der Knecht zittern vor seinem Herrn, bei der heutigen Leutenot ist es umgekehrt: da zittert fast der Besitzer vor seinen Angestellten. Außerdem handelt

es sich oft um landfremde, von der Landwirtschaftskammer besorgte oder aus Fürsorgehäusern bezogene Leute, mit denen der Landwirt heute notgedrungen vorlieb nehmen muß. Da darf der Landseelsorger für so manche Mißstände durchaus nicht in einseitiger Weise den Gutsherrn verantwortlich machen. Aber er suche doch zu erreichen, daß die Dienstherrschaften wieder um die Seelen ihrer Angestellten bangen, daß sie nicht jeden Beliebigen in ihre Hausgemeinschaft aufnehmen, daß sie dafür aber den einmal Aufgenommenen auch wirklich familienhaft betreuen.

Die verschiedenen Formen der Individualseelsorge sind ebenfalls in den Dienst der Pastoration der Landjugend zu stellen. Bei Haus- und Familienbesuchen sehe sich der Seelsorger darum auch nach den heranwachsenden Söhnen um und suche mit ihnen in ein Gespräch zu kommen. Dieselben kommen meist nicht von sich aus ins Zimmer, um ihn zu begrüßen. Da muß der Geistliche schon nach ihnen fragen und sie holen lassen, wenn sie im Hause sind. Oder er spreche mit ihnen auf der Tenne oder wo er sie zufällig bei der Arbeit antrifft. Um jeden Preis suche er in ein Vertrauensverhältnis zu ihnen zu kommen. Oder ist es immer allein Schuld der Landjugend, daß sie ihrem Geistlichen so gern ausweicht, um nicht mit ihm sprechen zu müssen, am wenigsten unter vier Augen? Sollte da nicht manchmal auch die ganze Art des Seelsorgers, wie er sich gibt, und wie er mit der Jugend spricht, eine gewisse Scheu oder gar Abneigung hervorrufen, so daß man ihm am liebsten aus dem Wege geht? Und doch sind in den meisten Fällen die jungen Menschen seine Schüler oder gar seine Meßdiener gewesen, er hat sie zur ersten heiligen Kommunion geführt und sie immer wieder vorbereitet auf die heilige Beichte. Glücklich der Geistliche, der es versteht, schon mit den Kindern so umzugehen, daß diese ihm im späteren Alter ganz von selbst von Herzen zugetan bleiben und ihm ihr volles Vertrauen schenken!

Bei Hausbesuchen unterlasse es der Landgeistliche nie, auch nach den Knechten oder sonstigen Angestellten zu fragen. Neueingestellte lasse er sich vorstellen oder erbitte

sich ihren Besuch in seine Wohnung, lade sie ein u. dgl. Er kümmere sich nicht nur um die Fürsorgezöglinge, die im Dorfe untergebracht sind, und deren Überwachung ihm obliegt. Manche Knechte treten ihm anfangs nur deshalb mißtrauisch und verschlossen gegenüber, weil sie es gar nicht mehr gewohnt sind, vom Geistlichen angeredet zu werden. In vielen Fällen wird das persönliche Bemühen des Seelsorgers um den Angestellten diesen heben und seinem Leben von selbst die rechte Richtung geben. Sind doch gerade die Knechte nur allzusehr sich selber überlassen. Kein Wunder, wenn sie leichtsinnigen Elementen in die Finger fallen, die sie zum Geldausgeben und zum lockeren Leben verleiten!

In den Städten ist man schon längst dazu übergegangen, einzelne Jugendgruppen durch besondere Gemeinschaftsabende und Aussprachen in kleineren Zirkeln eigens zu schulen, um junge Laienapostel und Führer heranzubilden. Diese Arbeit sollte auch auf dem Lande geleistet werden! Hier wird der Geistliche gelegentlich Vertreter bestimmter Berufe für sich allein einladen, um so zu manchen Fragen Stellung zu nehmen, die in dem Dorfe aktuell sind. Daneben sollten aber auch unter dem Vorsitz und der Leitung des Geistlichen ungezwungene Zusammenkünfte von interessierten Jungmännern der verschiedenen Stände und Berufe stattfinden. Hier lassen sich die Führer schulen, die das Land so notwendig braucht, wenn in landwirtschaftlichen Vereinen, in der Gemeindevertretung, im geselligen Leben der rechte Geist herrschend sein soll. Bei solchen Aussprachen wird man leicht diejenigen entdecken, mit denen etwas zu machen ist. Da kommt es in der Hauptsache nur darauf an, ihren Gedanken und ihren Plänen die rechte Richtung zu geben. Man rede nicht so viel zu ihnen vom ländlichen Führertum; dadurch würde man den einen oder anderen nur berechnend machen und zum ehrgeizigen Strebertum erziehen. Hat man dagegen in den jungen Leuten ein heiliges Feuer der Liebe und Begeisterung entfacht und sie dabei auf konkrete Aufgaben, die in der Sphäre des öffentlichen Gemeindelebens liegen, hingewiesen, so wird das andere regelmäßig mit der Zeit von selber kommen. Aktuelle Dorf-

fragen konkreter Natur sind mit größter Behutsamkeit zu besprechen, falls sie nicht besser überhaupt vor Jugendlichen nicht zur Debatte gestellt werden. Auch bei solchen Zusammenkünften in kleineren Zirkeln ist es von größter Bedeutung, wie sich der Geistliche zu geben weiß. Er kehre hier seine Autorität nicht zu stark hervor, sondern sei vielmehr den jugendlichen Menschen ein Freund und Berater. Auf der anderen Seite ist auch bei solchen Zusammenkünften stets jene Reserve seitens des Priesters am Platze, welche die jungen Leute selber am meisten vermissen würden. Ohne diese Reserve müßten sie geradezu enttäuscht werden von dem, dem sie unbedingtes Vertrauen schenken sollen.

Müssen wir uns schon im allgemeinen Vorwürfe darüber machen, daß wir den Beichtstuhl nicht genug benutzen, so gilt das vielleicht in ganz besonderer Weise bezüglich der Beichten der heranwachsenden männlichen Jugend. Hier ist die allerbeste Gelegenheit, sie in individueller Weise planmäßig zu beeinflussen und zu leiten. Der Beichtstuhl ermöglicht die schönste Jugendführung, die es gibt. Wenn wir gewissen frommen Seelen unsere Zeit im Beichtstuhle gern zur Verfügung stellen, dann beschäftigen wir uns doch auch etwas länger und intensiver mit den Jungmannen, die sich in den Jahren schwerer Krisen befinden, selbst auf die Gefahr hin, daß der eine oder andere unsern Beichtstuhl meidet, da wir ihn zu lange aufhalten. Man redet so oft von Aufklärung der jungen Leute. Im Beichtstuhl ist der rechte Ort dafür. Hier kann der Seelsorger gerade das mit dem heranwachsenden Menschen besprechen, was er nicht begreift, was ihn aber nicht zur Ruhe kommen läßt. Allerdings muß er ihn verstehen. Er muß sein Leben in persönlicher Anteilnahme gleichsam mitleben. Vor allem darf er den jungen Mann nicht kopfscheu machen, wenn er sich in seinen ersten Schwierigkeiten an ihn wendet. Aufkeimende Neigungen dürfen nicht mit rauher Hand einfach erdrosselt werden. Es gilt ein unbedingtes Vertrauensverhältnis zwischen Beichtvater und jugendlichem Beichtkind zu schaffen. Nun möge sich aber mancher Seelsorger auf dem Lande einmal fragen, warum ihn vielleicht die

heranwachsende männliche Jugend im Beichtstuhle direkt meidet, warum sie an Beichttagen lieber in benachbarte Städte fährt, um nur ja einen Confessarius zu finden, der sie nicht kennt. Der Grund dafür mag wahrhaftig nicht in erster Linie am heimischen Seelsorger allein liegen. Aber hat dieser alles getan, um die jungen Leute im Beichtstuhl an sich zu ziehen? Mit bitteren Bemerkungen auf der Kanzel darüber, daß man zum Fremden geht, ist es nicht getan. Sie sind sogar höchst unklug. Im Einzelfall lasse man unbedingte Freiheit des Beichtens. Dagegen bestrebe sich der Landseelsorger, das Bußsakrament in einer Weise zu verwalten, daß ein jeder junge Mann sich ihn gern zum Mentor und Führer in seinen seelischen Angelegenheiten erwählt.

Als bestes Mittel der außerordentlichen Junglandseelsorge hat man neuerdings immer wieder die geschlossenen Exerzitien empfohlen. Und nicht mit Unrecht. Schreiber dieses hat häufig genug auf Grund eigenster Erfahrung und schönster Erlebnisse konstatieren können, welch tiefen Eindruck die heiligen Übungen auf Jungbauern machen. Wenn es auch in den seltensten Fällen gelingen wird, die Gesamtheit der Jugend eines Dorfes den Exerzitien zuzuführen, so wird es sich doch immer erreichen lassen, daß ein mehr oder weniger großer Prozentsatz dafür gewonnen wird. In den Exerzitien lassen sich noch weit mehr als in den obengenannten Gemeinschaftsgruppen Führer heranbilden, wenn die heiligen Übungen selber nur so ganz auf die jugendlichen Landbewohner zugeschnitten sind, und wenn es gelingt, daß nicht nur „homines rudes" an den Exerzitien teilnehmen, sondern vor allem diejenigen, die aus dem Holze sind, aus dem man Führer und Apostel schnitzen kann. Das eine oder andere Mal mag es am Platze sein, daß die Jungbauern allein einen Kursus füllen. Aber für gewöhnlich wird auch hier der Erfolg noch größer sein, wenn sich die Jugend der verschiedenen Berufe und Stände, die auf dem Lande heimisch sind, zu den Exerzitien zusammenfindet. — Auch die religiösen Einkehrtage sollten auf dem Lande noch weit mehr als bisher der religiösen Erneuerung der Jugend nutzbar gemacht werden. Schon bei Beginn eines

jeden Jahres fasse man dafür mehrere geeignete Tage ins Auge, damit solche Veranstaltungen nicht dem Zufall überlassen bleiben, sondern planmäßig vorbereitet und durchgeführt werden können.

Religiöse Junglandwochen haben vor den geschlossenen Exerzitien und den Einkehrtagen das eine voraus, daß sie die gesamte Jugend einer Gemeinde erfassen. Nicht selten beteiligen sich alle ohne Ausnahme daran. So schloß sich in einer Landgemeinde von 6000 Seelen mit halb bäuerlicher und halb industrieller Bevölkerung, in der ich eine solche Woche geben durfte, nur ein einziger Jungbauer davon aus. Derselbe hatte den Einfluß, den er bisher auf seine jungen Berufsgenossen ausgeübt hatte, von dem Tage an verloren. Was sich mit einer solchen Woche, in der man das ganze Jungland intensiv bearbeiten kann, erreichen läßt, ist kaum zu ermessen, falls man es nur versteht, die Gelegenheit recht auszunutzen und gründlich in alle Fragen einzuführen. Der betreffende Prediger muß allerdings auf unserem Gebiete zu Hause sein, und er darf sich nicht mit der Darbietung eines allgemeinen Schemas begnügen, wie es schließlich jeder Mission zugrunde gelegt zu werden pflegt. Darum bedürfen m. E. die Exerzitienmeister u. dgl. für solche Arbeiten erst einer eingehenden Schulung und Vorbereitung.

Von Zeit zu Zeit empfiehlt sich die Veranstaltung eines Jugendsonntags, an dem das Dorf ganz und gar im Zeichen der Jugend steht. Eine brennende und aktuelle Frage stehe dabei im Mittelpunkt der Verhandlungen. Sie gebe den Predigten, die sich an die Jugend wie an die ganze Gemeinde richten, ihr Gepräge. Auch eine größere Veranstaltung außerhalb der Kirche sollte an dem Tage nicht fehlen (Heimatabend, sportliche Vorführungen der DJK usw.). Der Tag muß zugleich Werbekraft für die katholischen Jugendvereine haben. Auch diene die Kollekte der kirchlichen Jugendpflege. Im einzelnen läßt sich ein solcher Jugendsonntag immer wieder anders gestalten, so daß es an Abwechslung nicht zu fehlen braucht.

Welcher Landseelsorger, der die vorstehenden Ausführungen gelesen hat, wollte trotzdem noch über Mangel an

Arbeit klagen, zumal es sich hier nur um einen kleinen Ausschnitt aus dem weiten Gebiete der heutigen Dorfseelsorge handelt? Nun wird sich ja in der Praxis die Arbeit immer auf eine einfachere Form zurückführen lassen, als es hier den Anschein haben möchte. Hier kam es darauf an, eine Übersicht zu geben und zum Nachdenken zu bringen. Auch braucht der Geistliche die mannigfache Arbeit nicht allein zu tun. Er sehe sich nach Hilfskräften und Mitarbeitern um! Ob nicht auf dem Lande weit mehr als bisher die Lehrer zu Hilfe genommen werden könnten? Sie sind durch alle möglichen Kurse für Heimatpflege u. dgl. in besonderer Weise geschult und auch interessiert. Von „oben herab" wird ihre Betätigung auf unserm Gebiete gern gesehen und vielfach begünstigt. Viele machen freudig mit, und sie leisten Großes. Mir hat es immer zu denken gegeben, daß die freie Turnerschaft gerade auf dem Lande vielerorts fast ganz auf der Mithilfe der jungen Lehrer fußt. Da haben wir allen Grund, Sorge dafür zu tragen, daß sie in enger Verbindung mit uns arbeiten, soll ihre Betätigung in der Jugendpflege nicht eine Arbeit ohne uns oder gar gegen uns werden. Als Aufgabengebiet könnten wir ihnen in erster Linie die Fortbildung der Jugend sowie den Sport zuweisen. — Wie in den Jungfrauenkongregationen die Lehrerinnen in besonderer Weise mitwirken, so sollten wir auf die Mithilfe der Lehrer bei Betreuung der männlichen Jugend nur dann verzichten, wenn persönliche Gründe es objektiv im Einzelfall nicht möglich machen.

Endlich wende der Landseelsorger der Verbreitung guter Jugendliteratur sein Augenmerk zu. Die Gesinnung resultiert nun einmal zum guten Teil aus der Lektüre. Auch auf dem Lande wird viel gelesen. Tageszeitungen aller Farben und Schattierungen sind daselbst verbreitet. Dazu kommen die vielen Fach- und Verbandsblätter, die auch ihre Abonnenten unter der Landjugend haben. Schon aus dem Grunde dringe man darauf, daß eine gut redigierte katholische Jugendzeitschrift in aller Hände ist. Wie gering ist aber beispielsweise die Verbreitung der Düsseldorfer Verbandsblätter auch bei jenen Jugendvereinen auf dem Lande,

die der Zentrale angegliedert sind. Da ist die Entschließung des Münsterischen Diözesanvorständetages der katholischen Jugend- und Jungmännervereine am Platze: Kein Verein ohne Verbandszeitschriften! Wir haben ja neuerdings eine eigene „Wacht der Landjugend", die viel Anerkennung und Zustimmung findet. Man bedenke es: die anderen Verbände haben ihre Zeitschriften. Und sie werden gelesen! — Auch die Borromäusbibliotheken auf dem Lande sollten unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Landjugend mit Liebe und Sorgfalt ausgebaut werden. An der Zentrale fehlt es nicht, wenn hier die Dinge oft recht im argen liegen. Wesentlich kommt es auf den Geistlichen des betreffenden Ortes an. Die Gemeinden leisten im allgemeinen für Büchereien wenigstens kleinere Zuschüsse, wenn sie auch regelmäßig erst dafür bearbeitet werden müssen. Auch lassen sich eigens zusammengestellte Wanderbibliotheken verschaffen, die man auf Monate hinaus benutzen kann.

Möchten die vorgetragenen Gedanken und Anregungen den ganzen Ernst und die furchtbare Tragik erkennen lassen, die auf der heutigen Landjugend liegen! Möchten sie in die eine oder andere Dorfgemeinde Leben bringen, sei es in dieser oder in jener Form! Alle möglichen Mächte und Kräfte sind gegenwärtig auf dem Lande mobil und aktiv. Sie sind so ungemein rührig und eroberungsfreudig. Da muß es auf unserer Seite lebendig werden, so ganz im Sinne der Katholischen Aktion Pius XI. Fangen wir in erster Linie mit der männlichen Landjugend an! Noch ist vieles, wenn nicht alles zu retten. Aber in zehn Jahren möchte es zu spät sein!

Müssen wir Katholiken gegenüber der heutigen Körperkulturbewegung unseren Standpunkt revidieren?[1])

In unsern Tagen ist eine ganz neue Bewegung zur Körperkultur, zur Körperpflege und Leibesübung gleich einer alles mit sich fortreißenden Woge über uns gekommen. Sie hätte in ihren verschiedenen Formen und Arten wohl nie die Riesenausmaße unter allen Kreisen der Bevölkerung gewinnen können, wenn sie den Menschen von heute nicht irgendwie eine Befreiung und eine „Erlösung" bedeuten würde. Es handelt sich um kein künstlich gezüchtetes Treibhausgebilde und um keine bloße Modeerscheinung, sondern um etwas, was vor allem dem triebhaften Verlangen und dem instinktiven Begehren der heutigen Jugend direkt entgegenkommt. Es wäre aussichtslos, die Bewegung einfach mit autoritativen Machtmitteln unterbinden zu wollen.

Aber sehen wir Seelsorger in der heutigen Körperkulturbewegung nicht nur ein notwendiges Übel, das zu beseitigen augenblicklich nicht in unserer Macht steht! Denken wir vielmehr an die elementare sittliche Verpflichtung zur Kultur des Leibes. „Es ist der Wille des Schöpfers," hat Generalpräses L. Wolker 1927 auf der Dortmunder Katholikentagung gesagt, „daß der Leib aufrecht sei und rein, licht und schön, gesund und gewandt." Nach dem Willen des Schöpfers ist der Mensch verpflichtet, „seinen Körper nach Kräften so zu pflegen und zu schulen, daß er, soweit das im unvollendeten Zustand unseres Erdenlebens eben möglich ist, das Ebenbild Gottes möglichst vollkommen widerstrahlt."

[1]) Diese Ausführungen bilden eine Ergänzung zu meinem Aufsatz: Pastoraltheologisches zur heutigen Körperkulturbewegung (Pastorales und Aszetisches, Stuttgart 1927, S. 113—130).

Mochte ehedem die Betonung der Gewissenspflicht für die Erhaltung und sinngemäße Pflege des Leibes nicht so notwendig sein, weil die vielfachen Erscheinungen körperlicher Degenerierung, die wir heute zu beklagen haben, noch nicht vorhanden waren oder noch nicht in ihrer ganzen Tragweite als solche erkannt und empfunden wurden. Trotzdem wird man zugestehen müssen, daß die Pflichten gegenüber dem Leib in früheren Jahrhunderten von der Kirche zwar nie theoretisch geleugnet, wohl aber praktisch und tatsächlich aus seelischen und aszetischen Gründen in etwa vernachlässigt worden sind, zumal keine Anregung dafür von außen kam, da die Medizinwissenschaft noch sehr in den Windeln lag und man von Hygiene nur wenig kannte. Heute dagegen liegt die grausige leibliche Not der Kulturmenschheit der ganzen Welt klar zu Tage.

„Blicken wir doch auf unser Volk. Nicht wie es auf Promenaden und an Fassaden sich zeigt, sondern hinter die Kulissen, in das kleine tägliche Leben: In die Reihen der Schulkinder, wenn sie antreten zur körperlichen Untersuchung beim Schularzt — Körperkultur der Gotteskinder? In die Reihen unserer Frauen, etwa wenn sie morgens zum Grünmarkt einkaufen gehen — Körperkultur der Gotteskinder? In die Reihen der Männer und Mädchen, wenn sich abends die Fabriktore öffnen — Körperkultur der Gotteskinder? Blicken wir in die Reihen der Patienten der Frauenkliniken mit all dem Leid um die Mutterpflicht. Blicken wir hinter die Türen der Arbeiterwohnungen oder gar hinter die Türen der Schlafstätten unserer Knechte und Mägde auf dem Lande — Körperkultur der Gotteskinder? Oder schauen wir in die Statistiken der Krankenkassen, in die furchtbaren Statistiken der Geschlechtskrankheiten, der Tuberkulose, des Jugendlasters ... Wir wollen uns aus unserm katholischen Sehen heraus ganz klar sagen: Der blasse, blutarme Lehrbub, das mit Lippenstift und Puderquaste verzierte Frauengesicht, der bis zum letzten seiner Körperkraft ausgeschöpfte Arbeiter mit grauem Gesicht und krummem Rücken, der unförmige Dickwanst, der sich kaum um sich selber drehen kann, das nervös sensible Tippfräulein, die Frau aus dem Volke, ausgemergelt

und abgezehrt, ohne einen Rest von Schönheit, Würde und Kraft, das alles sind die Typen der Gotteskinder nicht, wie unser Schöpfer und Erlöser sie gewollt hat, auch hier im Lande der Mühsal nicht . . . Darum gebt euren Kindern, eurer Jugend Sportkleidung und Sportgeräte und laßt sie in die Turnhallen und auf die Rasenplätze. . . . Laßt sie wandern und spielen und singen und reigen, laßt sie in Sonne und Luft und Wald heranwachsen an Leib und Seele gesund — zur Freude Gottes und der Menschen. Es gibt kein schöneres Tun der Gotteskinder im Garten Gottes" (Wolker).

In der Tat sollten wir Katholiken hier noch viel mehr tun, als bisher geschehen ist. Eine solche Einstellung liegt durchaus im Sinne der vielfachen Kundgebungen, die in den letzten Jahren seitens des Episkopats wie auch des gegenwärtigen Papstes, des großen Freundes des Bergsteigersportes, ergangen sind. Grundsätzlich sind wir freudige Bejaher, keine Verneiner der Körperkultur und der Leibesübungen.

Allerdings können wir den Körperkult weitester Kreise nicht mitmachen. Diese laufen direkt Sturm gegen die bisherige Auffassung von Sitte und Sittlichkeit. Sie verkünden eine ganz neue Religion: den Sonnenkult, den Kult des nackten Körpers, den Kult der Natur. Dabei sagen sie „dem überlebten Christentum", gegen das sie sich auflehnen, bitterste Fehde an. „Der Jugend Sturm und Drang nach der Natur ist ein religiöser Zug von elementarer Kraft. Es ist eine Religiosität, die die christliche Einkerkerung, die entwürdigende, entheiligende überwindet, die tiefsinnige Religiosität der Körperlichkeit." [2]) Nur eine Verpflichtung kennt diese neue Religion: „Das Ablegen der Kleidung auf den Luftbadeplätzen, das unbedingte Schwören auf die Sittlichkeit, die Schönheit des Nackten, das Betonen der Triumphe über das mit Badehose bekleidete Muckertum." Der Erfüllung

[2]) C. Straesser, Jugendgelände. Ein Buch von neuen Menschen. Greifenverlag, Rudolstadt 1926, 10. — Auch die folgenden Zitate sind der Schrift entnommen. Vgl. zu dem Buche den Aufsatz: Körperkult und Körperkultur, in „Jugendführung" XIV (1927), H. 5/6.

dieser Pflicht entspricht das Recht, „sich am eigenen nackten Leib und an der Gesellschaft anderer Unbekleideter zu erfreuen" (S. 15). Wer mit dem Badekleide aus dem Wasser steigt, um sich von Wind und Sonne trocknen zu lassen, „fängt bald an zu frieren, wird blau und klappert vor Wärmeverlust, bloß weil jene alttestamentliche Eva vor Zeiten von dem bewußten Apfel gegessen haben soll und seitdem die Sitte vorschreibt. Ist das nicht ärgerlich?" (S. 87.) „Wir sind junge Menschen, die aus der Fäulnis unserer Zeit heraus zu einer ganz neuen, strengen und wahrhaftigen Lebensgestaltung streben. Wir meiden jedes Zuviel an Essen und Trinken, meiden alle Rauschgifte und meiden alle Ausschweifungen, wir hüten unsere jungmännliche und jungfräuliche Kraft, damit wir dereinst in ihrem Vollbesitz gesündere Kinder zeugen können. Sollen wir das Kainszeichen der Schwäche und der Unsittlichkeit tragen, das die tragen mögen, die schlemmen, rauchen, trinken, huren, die unsere reine Nacktheit nicht reinen Herzens sehen können, für die sie viel zu schade wäre" (S. 89)?

Man möge nicht meinen, es handle sich nur um einzelne Kreise, die so denken. Die Bewegung ist über die ersten Anfänge und Versuche längst hinaus. Dichter und Literaten, Pädagogen und Mediziner, Juristen und Politiker machen für sie Propaganda. Eine fast unübersehbare Literatur steht zur Verfügung. Sie will mit der landläufigen Schmutz- und Schundliteratur nichts zu tun haben; sie schüttelt diese vielmehr energisch von sich ab und trägt eine ganz andere Gesinnung wenigstens äußerlich zur Schau. Vielfache Organisationen haben sich gebildet, die eifrig daran sind, die Theorien in die Tat umzusetzen und volkstümlich zu machen. In allen Teilen des Reiches werden bereits entsprechende Leibesübungen abgehalten. Mit allen Mitteln sucht man die öffentliche Meinung zu beeinflussen und die bisher bestehende Gesetzgebung zu beseitigen. Mit Recht hat man von einer gewaltig vordrängenden Zeitströmung, von einer Massenbewegung gesprochen, die sich zur regelrechten Volksepidemie auszuwachsen droht. Es steht buchstäblich alles auf dem Spiele.

Unsere Bischöfe haben die ganze Tragweite der Gefahr erkannt. Und sie haben ihre Stimme erhoben gegen ein solches Tun und Treiben. Es sei hier nur an die Richtlinien und Leitsätze der deutschen Bischöfe vom Januar 1925 erinnert, die weithin bekannt geworden sind und großes Aufsehen hervorgerufen haben. Leider stehen ihnen viele Katholiken nur mit einer gewissen Reserve gegenüber und sie nehmen es mit ihrer Beobachtung nicht allzu genau. Andere haben direkt dagegen Front gemacht. Sie verlangen, daß die Kirche den Bestrebungen auf dem Gebiete der Körperkulturbewegung, speziell was die Nacktheit und die gemeinschaftlichen Übungen der beiden Geschlechter betrifft, ruhig entgegenkommen könne und sogar entgegenkommen müsse, falls nur der Zweck der Übungen und die Gesinnungen der Veranstalter wie der Teilnehmer einwandfrei seien.

In einem kleinen Heft: Katholik und moderne Körperkultur (Worte an gebildete Katholiken, München 1926, J. Seitz) nimmt ein Gottlieb Monitor (offenbar ein Pseudonym) zu den bischöflichen Richtlinien Stellung, um die Tragweite ihrer Verpflichtung zu untersuchen. Er meint im Vorwort: „Die Weisungen der Bischöfe sind nicht Dogma, sind nicht Glaubenssatz; sie sollen den freien Willen des gläubigen Katholiken nicht beeinträchtigen, sondern im Gegenteil ihm behilflich sein, aus eigener Verantwortlichkeit den Weg zum rechten Lebenswandel zu finden." Der Verfasser betont, er habe sich nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch mit der Materie befaßt (S. 6). Die schweren Verirrungen erkennt er an. Tatsächlich treibe man „einen Kult mit dem Leibe um seiner selbst willen". Aber gerade hier öffne sich „den gebildeten Katholiken ein außerordentlich dankbares Arbeitsfeld" (S. 13 f.). Er tritt dann ein für Gemeinschaft der Geschlechter bei Turnen und Sport sowie für Familienbad und Nacktkultur, um diese Dinge mit christlichem Geiste zu beseelen. Zusammenfassend kommt er zu dem Resultat: „Wer über eine Strömung urteilen will, muß sich selbst in diese Strömung hineinstürzen, um zu sehen, ob wirklich der Kraftaufwand so groß ist, um nicht in den verderblichen Strudel hinabgezogen zu werden. Der Verfasser

hat dies bei den vorliegenden Fragen getan und kam zu seinem günstigen Urteil." Er verspricht sich alles Heil davon, daß Katholiken mitmachen. „Solange es in der Körperkultur keine Führer gibt, die neben dem körperkulturellen Beispiel auch ein Beispiel seelischer Größe geben können, solange kann man von der Körperkultur nicht mehr verlangen als Körperkult. Wer aber ist mehr berufen, dieses Beispiel zu geben, als der katholische Christ. Nicht nur die Mission bei den unwissenden Heiden, nicht nur die Mission im Innern bei jenen, die in den Armen der Sünde, des Lasters und der Krankheit gefangen sind, tut not, nein, auch die Mission bei den Gesunden und Kraftstrotzenden. Neben körperlicher Kraft sollen sie auch von seelischer Kraft strotzen. Wahrlich, welcher gebildete Katholik möchte nicht solch ein Missionär werden; möchte nicht dieser zwar schweren, aber dankbaren Aufgabe im Dienste Gottes sein Leben weihen" (S. 29 f.)! Im Einzelnen betont Monitor immer wieder, daß Gefahren vorhanden seien. Dem breiten Volke fehle im allgemeinen der innere Maßstab für diese Dinge und darum müßten ihm Weisungen gegeben werden. Aber für gebildete und gereifte Katholiken eröffne sich ein außerordentlich dankbares Arbeitsfeld (S. 14). Jedenfalls dürfe man unsere Fragen „nicht mit dem Maßstab einer vergangenen Zeit messen".

Eine andere Schrift[3]) will ebenfalls den Standpunkt der Kirche gegenüber der heutigen Körperkulturbewegung revidieren helfen. Sie ist vom Verleger an zahlreiche Geistliche verschickt worden, um zu einer Aussprache anzuregen, die der „bisherigen negativen Einstellung zu diesen Dingen in Seelsorge und Erziehung" abhelfen soll. „Wenn die Schrift," so heißt es in einem Zirkular an die Geistlichen, „dazu führt, das Gute an der Licht- und Sonnenbewegung unserer Zeit auch in katholischen Kreisen aufzunehmen, dann hat sie ihren Zweck erreicht." „Wenn ich mir erlaube," schreibt der Verleger weiter, „auf diese Schrift aufmerksam zu machen, so tu' ich es aus einem tiefen, schicksalhaften Antrieb heraus,

[3]) M. Berg, Die Wahrheit um den menschlichen Körper, Stuttgart 1927, K. Haug.

weil ich erfahren habe, wie viele Katholiken — keine lauen, keine gewissensträgen — an dem Nichtverstandenwerden in ihrer Gewissensqual abstumpfen und der Kirche verloren gehen." Das „mit hervorragenden Aktaufnahmen nach Natur und Kunst" ausgestattete Heft enthält eine Reihe von Aufsätzen „führender Persönlichkeiten", die die Fragen vom ethischen, kulturellen, erzieherischen, hygienischen, künstlerischen und besonders vom seelsorglichen Standpunkt aus behandeln. Das Kapitel: Körper und Seelsorger hat ein Kaplan Keris bearbeitet, ein Pseudonym, unter dem sich aber offenbar ein katholischer Theologe verbirgt. Seine Ansichten fallen übrigens, das sei von vornherein gesagt, aus dem Rahmen der anderen Ausführungen der Schrift völlig heraus.

Gesinnung und gute Absicht der Kreise, die hier den Versuch machen, die katholische Geistlichkeit für ihre Auffassung zu gewinnen, scheinen mir wenigstens im allgemeinen über allen Zweifel erhaben zu sein. Darum haben sie ein Recht auf unser Gehör. Vielleicht können wir auch von ihnen, die nicht gleichsam a priori vom theologischen Gesichtspunkt, sondern aus der gegenwärtigen Bewegung selber heraus die Dinge beurteilen, manches lernen oder wenigstens besser verstehen und begreifen. Jedenfalls gibt eine Auseinandersetzung Gelegenheit, zu einseitigen Auffassungen Stellung zu nehmen, die leider Gottes auch bei uns immer noch vorhanden sind und überaus schädlich wirken. Bleiben wir doch nur allzu oft bei Ausführung der Bischöflichen Leitsätze an der Peripherie stehen.

Einen energischen Einspruch erheben die Vertreter der modernen Körperkulturbewegung gegen die Gleichung: Nacktheit ist Erotik. Sie geben zu, daß die Nacktheit in den Dienst der Lüsternheit gestellt werden kann und nur von zu vielen in diesen Dienst gestellt wird. Mit diesen Kreisen möchten sie aber um keinen Preis etwas gemein haben. Allerdings leugne das Lebensgefühl, von dem wir alle noch mehr oder minder herkommen, daß die Reinheit der Gesinnung in der Nacktheit möglich sei. Letztere müsse erst wieder eine „natürliche und selbstverständliche Gegebenheit" werden. — Nacktheit sei

gegen die herrschende Sitte, aber darum noch nicht gegen die Sittlichkeit. „Welche Sitten ein Mensch hat, hängt größtenteils von dem Orte seines hauptsächlichen Aufenthaltes ab. Sitte ist zumeist eine geographische Angelegenheit." Die heutige Sitte würde allenthalben als beengend empfunden und deshalb gesprengt. Die ungeheure Erschütterung der Sitte, die wir heute überall beobachten, sei ein Verfall, in dem zugleich die Keime einer besseren Zukunft beschlossen lägen. Das neue Ethos erhebe die Forderung, dem menschlichen Körper seine heilige Natürlichkeit zurückzugeben. Wer an die Überlegenheit und an das Herrentum des Geistes glaube, müsse auch glauben an die Triebbändigung beim Anblick nackter Körper. Darum halte die Ansicht, „daß Nacktheit und Erotik in einem unbedingten, notwendigen Zusammenhang stehen, die prüfende Sonde nicht aus" (Berg, S. 4—9).

Gewiß ist die Nacktheit nicht ohne weiteres Erotik. Der nackte menschliche Körper ist etwas Natürliches, auch etwas Schönes. Das ist von kirchlicher Seite stets anerkannt worden. Mit Recht macht Monitor darauf aufmerksam, daß „ein Vertreter der modernen extremsten Körperkultur die Schönheit des Leibes nicht in beredteren Worten schildern könnte, wie St. Augustin es getan" (S. 11). Es gibt auch keine „unanständigen" Körperteile. Mir persönlich hat die Einteilung bestimmter Körperteile seitens der Moral in partes honestae, minus honestae und inhonestae aus pädagogischen Gründen nie recht gefallen wollen. Der Anblick der Nacktheit braucht auch durchaus nicht immer geschlechtlich zu wirken, z. B. bei Gemälden oder Plastiken, bei denen das Geschlechtliche gar nicht betont, dafür aber etwas Seelisches ergreifend herausgearbeitet ist. Bei so manchem erschütternden Kunstwerk eines großen Meisters vergißt ein normal empfindender und gereifter Mensch das Nackte, ich möchte sagen, ganz von selbst.[4]) Überhaupt wirkt die Nacktheit überall

[4]) Vgl. hiezu auch P. Küble S. J., Nacktkultur, Jugendführungsverlag Düsseldorf (o. J.), 82 f. Gott sei Dank, daß man heute solche Selbstverständlichkeiten schreiben kann, ohne gleich befürchten zu müssen, von allen Seiten befehdet zu werden. Die Kirche selber ist in vergangenen Jahrhunderten gerade hier nie „eng" gewesen.

dort, wo ein vernünftiger Grund für sie vorhanden ist, natürlich. Wo es sich um eine natürliche Nacktheit handelt, sind unsere Vorfahren nie prüde gewesen und auch wir sollten es nicht sein.

Zugegeben sei ferner, daß es sich bis zu einem gewissen Grade bei der Bedeckung und Bekleidung des Körpers um eine „geographische Angelegenheit" handelt. Bei unverdorbenen Naturvölkern, etwa in Afrika, wirkt die Nacktheit natürlich, und kluge Missionäre sind längst davon abgekommen, gleich europäische Kleidung einzuführen. Doch ist auch hier sehr wohl das Schamgefühl zu konstatieren. Auch ist es nicht die Freude am Nackten, die diese Naturvölker auf die Bekleidung verzichten läßt.

Wer dagegen das Nackte aus Freude an der Nacktheit anstrebt, geht auf das Erotische hinaus, auch wenn er sich und anderen hundertmal das Gegenteil vorredet. Allerdings sind mir in meiner seelsorglichen Praxis wiederholt Menschen begegnet, die mir schriftlich und in persönlicher Ansprache hoch und heilig versicherten, daß die Beteiligung an Dingen, die hieher gehören, ihnen keinerlei sexuelle Erregungen bringe. Als ich dann allerdings tiefer in ihr Inneres schauen konnte, mußte ich erst recht Mitleid mit ihnen haben, denn es handelte sich da jedesmal um ganz arme, durchaus nicht normal empfindende Menschen. Es ist sicher kein Zufall, daß wir die Pflege der Nacktkultur jedesmal in Zeiten der Degenerierung und des Zusammenbruches eines Volkes wiederfinden.

Man beruft sich auf das Herrentum und die Überlegenheit des Geistes und man verkennt dabei völlig das Wesen der Menschennatur. Wo ein solcher Nacktbetrieb ohne erotische Auswirkungen stattfinden kann, da ist die Menschheit einfach am Ende! Von Christentum kann man hier schon gar nicht mehr sprechen, weil das Dogma von der Erbsünde und ihren Folgen direkt geleugnet wird. Ja, wenn wir im paradiesischen Zustand leben würden! „Es waren aber beide nackt, Adam und sein Weib, und sie schämten sich nicht." Sie waren „nicht nur Kinder Gottes durch die heiligmachende

Gnade, auch ihr Leib war über die dem Menschen von Natur zukommende Ordnung hinausgehoben. Sie kannten ihn nur als Träger und Ausdruck, als willigen Diener des Geistes und Quelle reiner Freuden, noch keineswegs als Sitz ungeordneter, rebellischer Triebe. Darum empfanden sie auch nicht, daß er nackt war. So waren die Stammeltern mit dem Kleide der Unschuld bedeckt . . . Wie ganz anders nach der Sünde! Der Rebellion gegen Gott folgte die Rebellion der niederen Triebe auf dem Fuße. Sie empfanden die böse Lust, d. h. den Hang zu ungeordneten, niedrigen, tierischen Genüssen, die Rebellion des niederen Menschen gegen den höheren. Damit war das Kleid der Unschuld jäh zerrissen. Jetzt merkten sie, daß sie nackt waren, und — schämten sich" (Küble, 93 f.). Als Katholiken müssen wir mit der Erbsünde und ihren Folgen rechnen. Freilich: „Es sollte eine Zeit kommen, wo wir an einander in der Schönheit allein ohne alles Begehren Genuß finden" (St. Augustin), aber diese Zeit ist für uns gewiß noch nicht angebrochen. Heute sind wir sogar mehr denn je davon entfernt. Selbst Monitor redet von einer „gesteigerten Empfindlichkeit gegenüber dem Nackten" (S. 25). Sie hängt „zweifellos mit der Entwicklung der Kultur an sich zusammen, näherhin mit der größeren Nervosität und Sensibilität, die sich im Gefolge der höheren Kulturentwicklung als Begleiterscheinung einstellt".

Zurück zur Natur, ist darum die Devise. „Die energische Betonung der Nacktheit spült einen Wust zivilisatorischen Mischmasches und kultureller Halbheiten hinweg" (Berg, S. 9). Die Kleidung sei ein Symbol der Maskierung. „Der nackte Mensch allein redet eine ehrliche Sprache"; Kleidung mache unwahr. „Fürwahr, wieviel Trug, wieviel Kläglichkeit hat die Menschheit hinter Kleidern verborgen" (Berg, 49)! „Kleidung ist ein menschlich Werk, Nacktheit ist göttlich Werk." Die ständige Verhüllung des Körpers bewirke „eine Überreizung des Geschlechtstriebes, der einer wirklichen Veredelung der Geschlechtssitten im Wege ist" (S. 21). „Wohin die bloß äußere Schamhaftigkeit führt, sehen wir an der heutigen Mode, die voll lüsterner Raffiniertheit ist. Wenn Ehrfurcht den Körper kleidet, sind

solche Schamlosigkeiten unmöglich, wie man sie jetzt auf der Straße sieht" (S. 72).

An diesen Ausführungen ist gewiß etwas Wahres. Die heutige Kleidung trägt ohne Zweifel viel Schuld an so manchen Überreizungen und Entartungen. Ist sie doch allzu sehr bewußt betonte und unterstrichene Nacktheit, die natürlich oft schlimmer als wirkliche Nacktheit wirkt. „Es mag sein," schreibt Küble (S. 116), „daß die europäischen Kulturvölker unter ihrer Kleidung mehr Verkommenheit zu verbergen wissen als die Neger unter ihrer Nacktheit. Aber es ist doch naiv, zu glauben, diese Menschen würden mit ihrer Kleidung auch ihre Verkommenheit abwerfen, oder die Nacktheit würde sie bessern." Die heutige Kleidung ist an vielen Dingen schuld, und wir dürfen uns freuen, daß wir nicht die Einzigen sind, die das einsehen und die dagegen Front machen. Tatsächlich enthält die Literatur über Nacktkultur die allerschärfsten Proteste gegen die heutige schamlose Kleidung. Aber „können wir denn nicht auch eine ehrbare und vernünftige Kleidung anziehen? Die Frage ist also: Was ist der Sittlichkeit dienlicher, eine ehrbare, vernünftige Kleidung oder die Nacktheit" (Küble, S. 117)? Da dürfte die Antwort nicht schwer sein. Man schütte doch das Kind nicht mit dem Bade aus! — Krankhaft veranlagte Menschen vermag allerdings unter Umständen der bekleidete Körper mehr zu reizen als der völlig nackte.

Nicht wenige vertreten die Ansicht, daß die Nacktheit die Sittlichkeit direkt hebe. Sie stumpfe nämlich ab und lasse infolgedessen das Sexualempfinden ganz von selber stark zurücktreten. Man will also Nacktkultur aus eben dem Grunde propagieren, aus dem wir uns mit allen Kräften dagegen sträuben.

Daß heute eine furchtbare „Krisis der Geschlechtlichkeit" allüberall zu konstatieren ist, darin stimmen die Vertreter der Nacktkultur mit uns überein. Diese Krisis selber aber wird zum großen Teil auf das Konto unserer bisherigen Auffassungen über die Nacktheit wie über das Sexualleben gesetzt.

„Der Mensch hat den Sinn der eigenen Natur, das heißt seiner Leiblichkeit, insbesondere der sexuellen Leiblichkeit in einer Weise verloren, daß er sich seines Körpers und seiner natürlichen Funktionen schämt" (Berg, S. 19). Hilfe könne nur eine ganz veränderte Lebensweise bringen, und zwar ein fast ständiger Aufenthalt im Freien in mehr oder weniger nacktem Zustand. So würde eine sexuelle Abhärtung erreicht, die widerstandsfähig mache gegen die bloße körperlich-sexuelle Reizung. „Diese Abhärtungsnotwendigkeit ist um so dringender, je mehr gerade Kleidung, Gesellschaftssitten, Nähe des Zusammenlebens, allgemeine Nervenbeanspruchung eine ständige Reizung bewirken. Gemeinsame Nacktkultur ist daher ein Erfordernis der Liebeshygiene, die Voraussetzung für die Kultivierung der Sexualität." „Eine falsche Scham ist sowohl der sexuellen Moral als auch der sexuellen Erziehung schädlich" (Berg, S. 19—21).

An anderer Stelle der gleichen Schrift trägt eine Frau, die sich über den erzieherischen Wert der Nacktkultur ausläßt, ähnliche Gedanken vor. „Nacktheit ist nicht Sünde und Geschlechtlichkeit kein Makel, dessen man sich schämen müßte . . . Das aber, was Nacktheit fürchten läßt, was Geschlechtlichkeit als beschämend empfinden läßt, nämlich ihr Mißbrauch, wird gerade durch die Selbstverständlichkeit des Nacktseins allmählich ausgeschaltet. Die fallende Hülle reißt mit sich das Bilderspiel lüsterner Phantasie; die Schwüle zwischen den Geschlechtern, durch anreizende Halbbekleidung im gesellschaftlichen Leben noch künstlich erhöht, weicht einem natürlichen, spannungsarmen, befreienden Miteinander . . . Ein Kind, das an Nacktheit gewöhnt heranwächst, steht den sexuellen Fragen viel unbefangener gegenüber als das, welches, in prüder Umgebung herangewachsen, mit falschen Vorstellungen von Recht und Unrecht auf dem Gebiete des Geschlechtlichen belastet ist. Es wird sich allerdings nicht vermeiden lassen, daß das nacktgewöhnte Kind die Funktionen des Körpers früher kennen lernt, Geschlechtsunterschiede früher bemerkt. Aber gerade dadurch wendet sich das Interesse bald von diesen Dingen

ab. Selbstverständliches, Bekanntes ist kein Problem mehr und reizt die Phantasie nicht zur Gestaltung. Schamhaftigkeit, bisher fälschlicherweise auf den Körper bezogen, wird Schamhaftigkeit der Seele" (Berg, S. 39—43).

Hierher gehören auch die Ausführungen des Kaplan Keris. Er geht von seelsorglichen Erlebnissen aus. „Nur zu oft mußte ich Zeuge furchtbarster Seelennot werden. O diese armen Menschen, die oft schon in jungen Jahren völlige Sklaven ihres sexuellen Triebes geworden waren! Sie kamen und suchten Hilfe beim Priester. Sie waren ja nicht schlecht, sondern hatten zum Teil recht guten Willen. Mit welcher Liebe habe ich mich um sie bemüht, ihnen gesprochen von der Häßlichkeit und Furchtbarkeit der Sünde . . . , von der Schönheit der Keuschheit und dem Frieden eines ruhigen Gewissens, sie angehalten zu fleißigem Gebet und öfterem Sakramentenempfang, aber abgesehen von Augenblickserfolgen war fast alle meine Mühe und Liebe vergebens." Schließlich kam ihm der Gedanke, daß „wir Seelsorger die Sache nicht richtig anfassen". Er studierte ein Buch über moderne Nacktkultur. „Was da über Prüdigkeit und Heuchelei im öffentlichen Leben gesagt wurde, mußte ich größtenteils zugeben. Zwar hat das Christentum nie, wie in der Schrift behauptet wurde, gelehrt, daß der Menschenleib sündig und schlecht sei, sondern nur der Mißbrauch, aber ich konnte doch nicht die Augen davor verschließen, daß im praktischen Leben gerade in religiösen Kreisen die Dinge so gesehen werden. Lehre der Kirche und die Praxis des Lebens stimmen da nicht überein . . . Theoretisch ist der Menschenleib heilig, aber man behandelt ihn praktisch vielfach als etwas Sündhaftes . . . War nicht tatsächlich die Stellung so vieler Menschen zu den sexuellen Dingen ganz unnatürlich? . . . Ich hatte immer nur übernatürliche Motive ins Feld geführt, ohne die natürlichen erst zugrunde gelegt und ausgewertet zu haben. Es kam mir zum Bewußtsein, daß meine bisherige Behandlung des 6. Gebotes eine fast rein negative war . . . Das einzige Schutzmittel vor der Unkeuschheit war die Flucht. Gedanken an sexuelle Dinge mußten mit aller Kraft ausgeschlagen, Anblicke des nackten Leibes ängstlich vermieden werden. Mußte

das gewaltsame Ausschlagen der Gedanken, die Angst vor den sexuellen Dingen den Menschen nicht erst recht empfindlich machen? Mußte nicht notwendig die gewaltsam unterdrückte Phantasie sich furchtbar rächen und den Menschen mit den schrecklichsten Bildern verfolgen?"

„Und das Geschlecht, die Geschlechtsteile? Lag darin nicht die gewaltigste Kraft verborgen, die Gott dem natürlichen Menschen gegeben hat, die Kraft, neues Leben hervorzubringen? Taten wir nicht wirklich Unrecht, wenn wir diese Körperteile für schlecht und gemein hielten? Waren sie nicht vielmehr das Heiligste am Menschenleib? . . . Und wenn die Menschen es lernten, im nackten Körper etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches, ja etwas Heiliges und Ehrfurchtgebietendes zu sehen, standen sie dann ihrem sexuellen Trieb nicht ganz anders gegenüber?"

Gemäß seiner neuen Erkenntnisse handelte nun Kaplan Keris in der seelsorglichen Praxis. Einen tief ins unnatürliche Laster versunkenen jungen Mann leitete er an, „täglich Ganzwaschungen vorzunehmen und dabei seinen Körper ohne jede Scheu, aber mit Ehrfurcht anzuschauen, sexuelle Gedanken nicht gewaltsam zu unterdrücken, sondern sie in reiner Gesinnung ruhig zu Ende zu denken . . . Der Erfolg war, daß von dem Tage an keine Verfehlung mehr vorkam". — Auf den Boden der Nacktkulturbewegung stellt er sich jedoch nicht. Er kann sie nur verstehen als „eine notwendige Reaktion auf die unnatürliche Prüdigkeit, die augenblicklich fast in allen Kreisen herrscht". „Das Nacktsein ist eine sehr persönliche Sache und gehört nicht so ohne weiteres in die Öffentlichkeit hinein, denn da ist's um die zarte Ehrfurcht bald geschehen. Wenigstens gilt das noch für die heutige Zeit" (Berg, S. 65—73).

Kaplan Keris trägt hier Gedanken über wahre und falsche Keuschheitserziehung vor, die manchen Seelsorger zum Nachdenken über seine eigene Praxis bringen sollten. Obwohl in den letzten Jahren so unendlich viel darüber geschrieben worden ist, wird hier doch leider in pastoraler Beziehung immer noch viel, man möchte direkt sagen, gesündigt. So manche

Gewissen werden verbogen und verbildet und es werden nur allzu oft Versuchungen und Sünden konstruiert, wo es sich um rein natürliche Äußerungen des Sexualtriebes handelt.

Wenn in den Jahren der Pubertät die geschlechtlichen Regungen mit einer ganz neuen Einstellung gegenüber dem andern Geschlecht einsetzen, so handelt es sich doch um einen überaus wichtigen Naturtrieb, den Gott in den Menschen hineingelegt hat und der bei jedem gesunden Menschen in einem bestimmten Stadium seiner Entwicklung in Erscheinung und Tätigkeit treten muß. Er ist wahrhaftig nichts Böses und nichts Schlechtes. Es ist sicher nicht Aufgabe des Seelsorgers, das, was Gott langsam zur Entfaltung bringt, zu drosseln und gewaltsam zu unterdrücken. Die Keuschheit besteht doch nicht im Frigidus-Sein oder in einer Art geistiger Kastration! Zu dieser Auffassung müssen aber manche kommen, wenn sie vom Seelsorger immer wieder hören, daß jeder Gedanke und jede Regung Sünden sind, falls sie nicht gleich unterdrückt werden, nachdem man sich ihrer bewußt geworden ist. Das wäre übrigens ein vergebliches Bemühen und würde zu ständigen Kämpfen führen, die notwendigerweise schließlich immer mit einer Niederlage enden müssen, weil die Natur ihr Recht fordert. Ebenso führt ein solch vergebliches Kämpfen mit der Zeit zu sexuellen Überreizungen und nervösen Störungen krankhafter Art. Da gilt es vor allem, den Einzelnen zu einer ruhigen Unbefangenheit zu erziehen und ihm die Angst vor diesen Dingen zu nehmen. Auch ist eine gewisse quälende Neugierde zu beseitigen, die eine jedesmal so weitgehende Belehrung erfordert, daß der Betreffende sich selbst versteht und begreift und seelisch befreit aufatmen kann. Man gehe also nicht von der Sünde aus, sondern von dem Naturtrieb, der etwas überaus Wertvolles und Heiliges ist. Andernfalls ist es für viele schwer, zu begreifen, wie und warum die Befriedigung des Triebes in der Ehe mit einem Male etwas Reines und Gutes sein soll, wenn vorher immer nur von Unreinheit und Schmutz gesprochen wurde. Sagte mir doch einmal eine Klosterschwester, seitdem sie wüßte, wie die Kinder zur Welt kämen, könne sie ihre Eltern, die „so etwas getan" hätten, auch beim besten Willen nicht mehr

achten. Worauf ich ihr prompt erwiderte: „Als ich mir zum ersten Male klar über die Tragweite der Elternschaft gewesen bin, habe ich mit Tränen in den Augen zu meiner Mutter gesagt: Mutter, jetzt erst weiß ich, was ich alles von dir habe, und ich verstehe, was das Eltern- und Kindesverhältnis bedeutet." — Nur der bewußt gewollte und vorher wohl überlegte Mißbrauch des Naturtriebes ist Sünde, nicht die natürliche Triebäußerung. Man muß sich darüber im klaren sein, was hier eigentlich „freiwillige böse Lust" ist und was nicht. Sonst wird vieles zur Sünde gestempelt, was mit Sünde im Grunde nicht das Geringste zu tun hat.

Wenn wir ferner den geschlechtlichen Organismus vor unberufenen — eigenen wie fremden — Blicken verbergen, so tun wir es nicht, weil wir ihn für schlecht oder unanständig halten. Das Schamgefühl hat nicht etwas „Schlechtes" zur Voraussetzung; es will nur vor Gefahren schützen. Bei Menschen, die nicht frigidi sind, muß man nun einmal mit solchen Gefahren rechnen. Gesunden Menschen mit normalem Empfinden erweist man nur ganz selten oder nie einen Dienst damit, wenn man sie zur Betrachtung ihres nackten Körpers auffordert. Solche, die mit Bezug auf das Sexualleben aus lauter überreizter Phantasie zusammengesetzt sind oder die unter einem psychischen Zwang stehen, mögen im Einzelfall einmal direkt aufgefordert werden, ihre Angst und ihre Scham dem Körper gegenüber resolut und mit Bewußtsein abzulegen. In einem Aufsatz: Die pastorale Behandlung der Psychopathien habe ich das eingehend dargelegt.[5]) Dagegen möchte ich Keris auf Grund vieler Beobachtungen nicht beipflichten, wenn er schreibt: „Wenn diese Methode sogar auf krankhafte Seelenzustände eine so wohltuende Wirkung ausübt, dann muß man auch gesunde und normal empfindende Menschen dadurch vorteilhaft beeinflussen und vor Unglück bewahren können" (S. 71). Im übrigen bekennt er freimütig und offen: „Das Heil und der Fortschritt der Menschheit liegt

[5]) In der Schrift von W. Bergmann, Religion und Seelenleiden. Bd. 1. Düsseldorf 1926.

in der Nacktheit ebensowenig wie in der Prüdigkeit" (S. 72). Infolgedessen ist, wie schon angedeutet wurde, gar nicht einzusehen, was sein Aufsatz mit den übrigen Beiträgen der Schrift von Berg eigentlich zu tun hat.

Es ist eine mehr als leichtfertige Behauptung, die Menschen würden durch rücksichtslose Gewöhnung an die Nacktheit von Kindheit an das Sexualleben gleichsam spielend meistern lernen. Sie wirkt in der Tat abstumpfend, aber keineswegs beruhigend. Einer, der bereits „in allen Wassern gewaschen ist", bleibt bei vielen Dingen, die Reine und Unverdorbene sexuell sehr erregen, völlig kalt. Sein Sexualleben ist dafür schon zu „abgebrüht", so daß er zu weit stärkeren Dosen greifen muß, um das zu erreichen, wonach er so schmachtend verlangt. Gerade darum betreiben doch so viele die Nacktkultur. Da mag bald eine Abstumpfung bis zur Impotenz und Sterilität eintreten. Aber dann wehe der Welt!

Und nun die nacktgewöhnten Kinder! Sie sollen den sexuellen Fragen viel unbefangener gegenüberstehen! Und zwar obwohl sie die Funktionen des Körpers viel früher kennen lernen und die Geschlechtsunterschiede schon im zarten Alter bemerken! — Bisher konnten wir es immer erleben, daß Kinder so lange wirklich unbefangen waren, als sie ahnungslos dahinlebten und eben noch Kinder waren. Ein Kind, das schon frühzeitig einen Begriff vom Geschlechtlichen bekommen hat und dabei unbefangen geblieben ist, ist mir bisher noch nicht zu Gesicht gekommen, und ich möchte es erst noch kennen lernen, bevor ich an die Theorie glauben kann. Der erzieherische Wert der Nacktkultur ist bis heute trotz vieler Experimente keineswegs erwiesen. Selbst eine Anhängerin warnt, „in ihr ein Allheilmittel für alles Ungesunde, das einem im Leben überhaupt begegnet, zu sehen" (Berg, S. 40). Sie meint schließlich: „Entscheidend für den Wert dieser Einstellung ist weniger ihr äußerer Erfolg, als ihre Gesinnung, die in einer höheren Sittlichkeit ihre Grundlage und zugleich ihr Ziel findet" (S. 43).

Man wüßte nur gern, was das für eine höhere Sittlichkeit eigentlich sein mag.

Bittere Tränen des Mitleids könnte man vergießen, wenn man sich die armen Kinder vor Augen führt, die diesen modernen Pädagogen und Erziehern preisgegeben sind. Es ist unsagbar traurig, daß sie ihre Ideen und Praktiken in aller Öffentlichkeit verbreiten können, ohne daß sie befürchten müssen, mit dem Strafrichter oder auch nur mit der öffentlichen Meinung ernstlich in Konflikt zu kommen, wo doch ein Schrei tiefster Entrüstung durch die Lande gehen sollte. Da darf uns vor der Zukunft wirklich bangen. Schon die bisherigen Erfahrungen sind trostlos genug. In demselben Maße, in dem die christlichen pädagogischen Grundsätze außeracht gelassen worden sind, haben wir ja leider Gottes die traurigsten sexuellen Vorkommnisse unter der heranwachsenden Jugend zu beklagen. Volksschulen wie höhere Schulen können ein Lied davon singen. Die Sexualität unter den Schulentlassenen ist ein eigenes Kapitel für sich. — —

In diesem Zusammenhang sei kurz Stellung genommen zur Gemeinschaft der Geschlechter bei Wanderungen, Turnen und Sport aller Art. Auch hier finden sich manche Katholiken mit den Weisungen der Bischöfe, wie mit der bestehenden seelsorglichen Praxis nicht zurecht. „Freilich ist der Gedanke", sagt Monitor, „daß junge Mädchen sich in der leichtesten Kleidung oder gar nur im Badeanzug vor männlichen Augen zeigen, für den schrecklich, der selbst bislang nicht oder nur wenig Gelegenheit hatte, nicht nur als müßiger Zuschauer solches zu sehen, sondern sich mitten drin in gleicher Weise und im gleichen Kleide zu bewegen. Es ist erstaunlich, welch große Umwälzung sich in dieser Hinsicht in den letzten Jahren vollzogen hat. Versuche, sich der Entwicklung entgegenzustemmen, sind zwecklos. Das Jungvolk hat in diesen Dingen viel freiere Ansichten und wird sich nicht mehr davon abbringen lassen . . . Das ist sicher, daß es immer noch besser ist, wenn sich Jüngling und Jungfrau auf dem Rasen des Sportplatzes bei ernster Arbeit am Leib kennen und lieben lernen, als wenn dies im rauchigen Tanzsaal, bei Alkohol, Tanz und sinnbetäubender

Musik erfolgt . . . Der Sport hat sich als eine der besten Annäherungsgelegenheiten für die beiden Geschlechter bewährt. Sein besonderer Vorzug gegenüber den Tanzvergnügen beruht darin, daß der sportliche Verkehr ein rein kameradschaftliches Verhältnis erzeugt, das Koketterie und Flirt von vornherein ausschließt . . . Hundertmal mehr sittlichen Wert hat ein Sportmädel, das anscheinend in einem bedenklichen Mangel an Schamgefühl in leichtester Kleidung den Sportplatz betritt, als eine jener Kleiderpuppen, die über jenes Sportmädel die Nase rümpft und alles Interesse Kleidern und Vergnügungen zuwendet. Jene schafft sich einen gesunden Körper, die unbedingte Voraussetzung des gottgewollten Mutterberufes, diese aber bietet sich einer Dirne gleich den heiratsfähigen Männern an." Nun gestatte die Kirche dem weiblichen Geschlechte zwar Leibesübungen, aber in strenger Abgeschlossenheit und unter weiblicher Leitung. „Aber dann müssen sie doch wieder den Tanzsaal aufsuchen, um mit Männern zusammenzukommen, denn letzten Endes will doch jedes Mädchen einmal Frau und Mutter werden . . . Es ist also durchaus nicht zu verurteilen, wenn dieses Moment auch bei der Beteiligung des weiblichen Geschlechtes an den Leibesübungen mitspricht . . . Mag beim müßigen Zuschauer vielleicht dann und wann der Anblick der leichtbekleideten Sportlerin unreine Gedanken hervorrufen, bei den Sportskameraden ist diese Gefahr sehr gering, denn wer sich dem Sport widmet, hat so viel Liebe zur Sache, daß er mit voller Aufmerksamkeit seinen Übungen nachgeht. Das Training für den Wettkampf nimmt den ganzen Mann in Anspruch und erlaubt ihm nicht, andern Gedanken nachzuhängen . . . Auswüchse gibt es überall. Der Auswüchse wegen eine gute Sache zu verdammen, wäre sehr kurzsichtig gehandelt" (Monitor, S. 15—20).

Die vorstehenden Gedanken sind nicht ohne weiteres rundweg abzulehnen. Als Seelsorger wollen wir uns über das Eine nicht täuschen: Die Gegenwartsverhältnisse führen zwangsläufig zu einem ganz neuen Typ Mensch, vor allem zu einem neuen Frauen- und Mädchentyp. Wir können die Entwicklung nicht unterbinden und wir können uns ihr auch nicht

völlig verschließen, oder wir würden die heutige Zeit nicht erfassen. Wir sollten auch die letzten sein, die die Hohlheit und Unwahrhaftigkeit des überkommenen gesellschaftlichen Lebens gleichsam privilegieren. Sicher haben junge Leute in den Jahren der Reife ein Recht auf gegenseitige Annäherung. Da dürfen auch „Gelegenheiten geschaffen werden, wo die jungen Leute nicht im Taumel des Tanzes und in der Steifheit der Konvenienz bloß im Paradeanzug miteinander verkehren". „Es mag im Sport eine jener Annäherungs- und Verkehrsgelegenheiten für beide Geschlechter gegeben sein, gegen die sittlich nichts Stichhaltiges eingewendet werden kann".[6]) Tennisplatz und Eisbahn hat man ja eigentlich zu diesem Zweck von der Kirche schon längst freigegeben. Gegen den gemeinsamen Skisport, wie er in den Winterkurorten betrieben wird, könnte ich auf Grund eingehender Beobachtungen an einem Platze mit internationalem Publikum wirklich nichts sagen. Die geselligen Veranstaltungen, die sich abends anschließen, sollen viel gefährlicher sein.

Und doch ist unbedingt eine große Zurückhaltung am Platze, wenn es sich darum handelt, einem gemeinsamen Sport der beiden Geschlechter das Wort zu reden. Zunächst müssen wir darauf sehen, daß der Geschlechtsunterschied zu seinem Rechte kommt. Die zunehmende Vermännlichung des weiblichen Geschlechtes muß sehr nachdenklich machen. F. W. Foerster sieht in der Teilnahme der Frauen am Männersport das reinste Gift für die Seele der Frau wie für ihren speziellen Frauen- und Mutterberuf. Gewiß muß auch dem weiblichen Geschlecht, besonders soweit es sich heute beruflich in Bureaus oder Fabriken betätigt, Gelegenheit für ausreichende Körperübung geboten werden. Aber dazu braucht man keinen Männersport. Die herkulesbemuskelte und sportpreisbegehrende Männin entspricht nur wenig dem Ideal, das Männer von der Frau haben. Übrigens bemerkt Monitor: „Der Mehrzahl der Sportlerinnen ist es nur um regelmäßige, leichte

[6]) Vgl. F. Walter, Der Leib und sein Recht im Christentum. Eine Untersuchung des Verhältnisses moderner Körperkultur zur christlichen Ethik und Askese. Donauwörth 1910, S. 657.

körperliche Übungen zu tun, wobei sich der aufmerksame Beobachter nicht des Eindruckes erwehren kann, daß man die Sportausübung als eine gesunde, unterhaltende Spielerei betrachtet. Deshalb findet ja auch das weibliche Geschlecht in neuerer Zeit so viel Gefallen an der rhythmischen Gymnastik, die dem tänzerisch-spielerischen Sinn des Mädchens mehr entspricht, als die ernste systematische Gymnastik der Männer" (S. 18). Unter Beachtung dieser Vorbehalte und unter Respektierung der allgemeinen Grundsätze, die für den Verkehr der beiden Geschlechter untereinander von unsern Moralisten gegeben sind, könnte ich mir allerdings denken, daß nicht nur Tanzkränzchen und gesellige Veranstaltungen alten Stils, sondern auch gewisse Rasenspiele u. dgl. dem Zweck der Annäherung der beiden Geschlechter dienstbar gemacht werden. Hier müßten Wege freilich erst noch gesucht und gefunden werden.[7])

Das gemeinschaftliche Baden der beiden Geschlechter hat einen großen Umfang angenommen. Freibäder und Familienbäder werden auch von katholischen Kreisen in städtischen Badeanstalten, vor allem aber an der See mehr und mehr benützt. Auch hierfür legt Monitor auf Grund des Einblickes, den er sich „in die praktische Anwendung und die Auswirkungen" gemacht hat, eine Lanze ein. Er ruft dabei den Geistlichen sogar zu, was einst Paulus an Timotheus geschrieben: „Ich beschwöre dich vor Gott und Jesu Christo und den erhabenen Engeln, daß du hiebei ohne alles Vorurteil verfahrest und nie mit Parteilichkeit handelst." Ein gerechter Beurteiler müsse „zugeben, daß die große Mehrheit der Badenden sich im Badeanzug genau so anständig und ehrbar benimmt als in Kleidern . . . Für die verheirateten Leute ist das Familienbad geradezu Bedürfnis." Besonders die arbeitenden Kreise „bedürfen der heil-

[7]) Vgl. zu den obigen Ausführungen meine Schrift: Pastorales und Aszetisches, S. 115.; 122—127. — Vielleicht sind diese Zeilen Anlaß, daß auch noch andere zu dieser überaus akuten Frage Stellung nehmen, die schon vielerorts schwere Auseinandersetzungen und Kämpfe gebracht hat. Selbstverständlich soll dem modernen Wander- und Sportbetrieb, der keine Schranke mehr kennt, hier in keiner Weise das Wort geredet werden.

samen Wirkung von Luft und Sonne. Ja das Bedürfnis ist bei ihnen noch viel größer, als sie zumeist unter ungesündesten Verhältnissen ihre Arbeit zu leisten haben. Warum sollen nun diese Leute nicht die wertvolle Wirkung des Luft- und Sonnenbades mit der Traulichkeit des Familienlebens verbinden dürfen"? Ebenso könne das Familienbad der Annäherungsmöglichkeit der beiden Geschlechter dienen. Verbote des Freibadens würden nur dahin führen, „daß die jungen Leute einsame, verborgene Plätze aufsuchen, wo sie der Kontrolle der Öffentlichkeit entzogen sind" (Monitor, S. 21—23).

Bezüglich des Familien- und des Freibades hängt viel von der Volks- und Landessitte ab. So sagte mir einmal ein in Deutschland zu Besuch weilender amerikanischer Geistlicher, er könne unsere Stellungnahme zum Familienbad kaum begreifen; in Amerika handle es sich da um etwas Selbstverständliches. P. Küble schreibt: „Bei den skandinavischen Völkern wäre es Prüderie, wenn einer ohne Badehose durchaus nicht öffentlich baden wollte, bei uns keineswegs. Die Volkssitte eines Landes bildet eine objektive Norm, an die sich der Einzelne halten soll" (S. 161). Dabei wird in Norwegen wie in Amerika, wie mir wenigstens versichert wurde, streng auf Ordnung und Anstand gesehen. Wo wir die alte Sitte bei uns retten können, wollen wir gewiß alles daransetzen, es zu tun. Doch bin ich persönlich der Ansicht, daß wir vielerorts einen vergeblichen Kampf gegen die öffentlichen Frei- und Familienbäder kämpfen. Aus einer norddeutschen größeren Stadt wurde mir berichtet, die Katholiken müßten, wenn sie sich an die Forderungen ihrer Geistlichen halten wollten, auf die Benützung der vorhandenen Schwimmgelegenheiten seitens der betreffenden Stadt überhaupt verzichten, und andere Einrichtungen seien nicht vorhanden. — Allerdings scheint mir ein großer Unterschied zwischen der skandinavischen Volkssitte und unserer neuen Praxis zu sein. Dort hat sich mit der Zeit alles natürlich und ohne eine unsittliche Tendenz entwickelt, während bei uns das Freibad eingeführt worden ist im bewußten Sturmlaufen gegen die christliche Sitte, von der man sich emanzipieren will. Von diesem Gesichtspunkt aus versteht und begrüßt

man die ablehnende Stellungnahme der Bischöfe gegenüber dem Familienbad, zumal sich sogleich Begleiterscheinungen zeigten, die an Sodoma und Gomorrha erinnern.

Auch aus medizinisch-hygienischen Gründen wird die Pflege der Nacktkultur gefordert. Vernehmen wir, was in der Schrift: „Die Wahrheit um den Körper" nach der Richtung hin ein Arzt zu sagen weiß. Der Mensch müsse gegen die zahllosen Infektionsmöglichkeiten abgehärtet und widerstandsfähiger gemacht werden. Ein Heer von Krankheiten sei „die Folge einer ererbten minderwertigen (degenerativen) Konstitution einerseits und anderseits die Folge einer ganz unzweckmäßigen, naturwidrigen Lebensweise". Da müsse die Menschheit sich wieder daran erinnern, daß sie wie die übrigen organischen Wesen ein Geschöpf der Natur sei, dem Licht, Luft und Sonne Lebensbedingung ist. „Wir müssen unserm Körper die Möglichkeit geben, ihn unbekleidet, ohne jede Hülle, der Luft und dem Sonnenlichte auszusetzen, um ihn wieder kräftiger und gesünder zu machen. Durch Wegfall der Kleidung wird ferner die so wichtige Hautatmung befördert. . Je mehr den ganzen Körper die Strahlen des Sonnenlichtes treffen, also je öfter er sich in unverhülltem Zustande der Wirkung der ultravioletten Strahlen aussetzt, um so kräftiger werden die roten Blutkörperchen sich entwickeln . . . Die Wirkung der wirksamen Sonnenstrahlen wird aber durch jede Umhüllung abgeschwächt . . . Will man also den Körper widerstandsfähiger machen, will man beim Kleinkinde die Rhachitis erfolgreich bekämpfen und später Bleichsucht und Blutarmut, die der günstigste Boden für alle möglichen Infektionskrankheiten, besonders der verheerenden Volksseuche, der Tuberkulose, sind, dann ist es unbedingt notwendig, daß man den menschlichen Körper, so oft es nur irgend möglich ist, in unbekleidetem Zustande der segensreichen Wirkung von Luft und Licht aussetzt" (Berg, S. 29—32).

Soweit die Entblößung des Körpers im Interesse der Gesundheit notwendig oder auch nur wünschenswert ist, ist sie nicht nur bloß gestattet, sondern unter Umständen sogar Pflicht. Aber zunächst bringt hier der Mediziner nicht einen

einzigen Grund vor, der ein nacktes Auftreten in der Öffentlichkeit gerechtfertigt erscheinen läßt. Oder muß die Pflege der Haut unbedingt aus gesundheitlichen Gründen vor aller Augen vorgenommen werden? Licht- und Sonnenbäder können sehr wohl so genommen werden, daß niemand auch nur auf den Gedanken kommt, er würde das betreiben, was man heute Nacktkultur nennt. „Wer an einem Badehöschen krank wird, soll zu Hause bleiben und sich mit einem Wannenbad begnügen" (Küble, S. 63 f.). Gewiß braucht der Mensch ein gewisses Maß von Licht, Luft, Sonne, wenn er nicht verkümmern soll; aber darum braucht man nicht unbekleidet einherzugehen. Andernfalls müßte der unbekleidete Neger der gesündeste, der das ganze Jahr hindurch in Pelze gekleidete Nordländer der schwächste Menschentyp sein. Klima und Witterung machen oft das Kleid vom gesundheitlichen Standpunkt zur gebieterischen Notwendigkeit. Da nützt alle Abhärtung nichts. Die Hautatmung hört bei einer vernünftigen Kleidung in keiner Weise auf; sie kommt auch gegenüber der Lungenatmung kaum in Betracht.

Nicht wenige — auch aus Kreisen der Mediziner — sind der Ansicht, daß die Nacktkulturbewegung der Gesundheit weit mehr schadet als nützt. Der Mensch hat direkt Schutz vor der Sonne nötig und es ist gefährlich, wenn er sich ungeschützt ihren Strahlen aussetzt. Wird nicht die Pflanze versengt, die zu viel Sonne bekommt? Darum hat man immer der Sonne gegenüber zur Kleidung oder zur Körperölung seine Zuflucht genommen. Das nackte Herumliegen in der Sonne härtet nicht ab, sondern macht faul und wirkt erschlaffend. Denken wir doch nur an die Südländer! „Die südländischen Völker entwickeln sich schneller, aber sie sind auch schneller fertig."

Man mache für die furchtbare leibliche Debilität unserer Zeit doch nicht eine gesunde und vernünftige Bekleidung des Körpers verantwortlich! Sehr gut hat Generalpräses Wolker auf der Dortmunder Katholikentagung gesagt: „Es ist die Sünde des Weltkrieges, der so unendlich viel an Leib und Leben und an den Vorbedingungen dazu zerstört hat. Es

ist die Weltsünde des mammonistischen Kapitalismus, die so unendlich viel an Menschenleib und Menschenglück zerstört hat und noch immer zerstört, die mit der Gesundheit, Schönheit und Kraft des Menschen umgeht wie mit billiger Ware. Es ist die steinerne Sünde der Großstadt und der Mietskasernen, die den Menschen von Natur und Heimatboden getrennt und damit so viel Atem, Sonne und Glück ihm genommen hat. Es ist die Sünde der Voreltern, die sich in der Vererbung an Kind und Kindeskindern rächt." Und da gibt es immer noch solche, die meinen, wir brauchten nur unsere Kleider von uns abzuwerfen und wären damit alles Elend los.

Auch die Forderung der Nacktgymnastik aus hygienischen Gründen ist, wenn es sich nicht etwa um orthopädisches Turnen in Kliniken zur Behebung bestimmter Krankheiten handelt, durchaus abzuweisen. Nach den Aufstellungen der Vertreter der Nacktgymnastik hätte beispielsweise Griechenland niemals untergehen können, denn es war doch gerade in den Jahren des Zusammenbruchs im Besitze dieses Heilmittels. Oder sollten vielleicht diejenigen recht haben, die da meinen, der Nacktsport habe den Zusammenbruch Griechenlands nur noch beschleunigt? P. Küble hat in seinem Buche (S. 31—51) die Begründung eines Erlasses des Provinzial-Schulkollegiums in Berlin vom 5. Juli 1924, in welchem das Halbnacktturnen in den Schulen empfohlen wird, in ausgezeichneter Weise unter die Lupe genommen, indem er die Begründung Satz für Satz zergliedert. Man braucht nicht voreingenommen an die Materie heranzugehen, um zur Einsicht zu gelangen, daß auch nicht ein einziger vernünftiger Grund für die Nackt- oder Halbnacktgymnastik im öffentlichen Turn- und Sportbetrieb vorgebracht worden ist. Im Gegenteil, man schämt sich fast der Tatsache, daß wir heute führende Männer in verantwortungsvollen Stellen haben, die zu solch armseligen und windigen Ausführungen ihre Zuflucht nehmen. Da darf man noch lange warten, bis unser Volk wieder einigermaßen gesundet, wenn es solchen Führern folgt.

Erfreulich ist es, daß die Vertreter der Nacktkultur durchweg „einseitige, auf bloße Leistung gerichtete Sportrichtungen" korri-

gieren wollen. „Es soll nicht ein einzelnes Organ auf Kosten der anderen übermäßig entwickelt werden, sondern es soll alle Körperkultur die harmonische Unterordnung aller Körperteile und Organe unter die Harmonie der Gesamtgestalt im Auge behalten. Alles Rekordwesen bringt dagegen wieder rein äußere Zweck- und Nützlichkeitsgedanken in diese, in einem höheren Sinn zwecklose, d. h. in sich selbst befriedigende Betätigung hinein . . . Wenn heute über mangelnde geistige Arbeitsbereitschaft unserer Jugend geklagt wird, über den Rückgang der Belesenheit, die Geringschätzung von Büchern, so ist daran das Rekordwesen schuld, nicht die besonnene Körperkultur" (Berg, S. 22 f.). Gegen eine faire Austragung von Ausscheidungs- und Wettkämpfen braucht man gewiß nichts einzuwenden haben. Aber der heutige Sport ist sozusagen allein auf Rekordleistungen eingestellt. Dieselben halten die ganze Welt ständig in Atem. Die lebensgefährlichsten Experimente werden unternommen, die Todes- und Unglücksfälle aller Art im Gefolge haben. Nursportler untergraben eben durch die Rekordleistungen, die immer wieder aufs neue überboten werden sollen, ihre Gesundheit, da sie bis zur völligen Erschöpfung dem betreffenden Sport obliegen. Die großen Sportgemeinden und Sportinteressenten rekrutieren sich der Hauptsache nach nicht aus aktiven Sporttreibenden, sondern aus Zuschauern, denen der Wettkampf ähnlich wie das Pferde- oder Autorennen, ein bloßer Nervenkitzel ist. Von Leibesübungen selber ist bei ihnen zum großen Schaden für die allgemeine Volksgesundheit keine Rede. Hier sollte einmal eine gründliche Aktion einsetzen seitens derer, die von der Notwendigkeit der Leibesübungen für gesundheitliche Erstarkung unseres heutigen Geschlechtes überzeugt sind. Eine solche „Bewegung" ist entschieden notwendiger als die Nacktkulturbewegung.

Endlich plädieren manche für die Nacktkultur — man höre und staune — aus sozialen Gründen. Da soll so manchem „sein soziales Gewissen schlagen, das allen anderen Offenbarungsweisen sozialen Elendes gegenüber sich unempfindlich gezeigt hat". „Die Kleidung, die sonst über den Menschen täuscht, weil ihre

Form und ihr Material von Äußerlichkeiten, wie Geldbesitz, Berufsrücksichten, örtlichen Schwierigkeiten abhängt, fällt weg. Mit ihr die Orden, Ab- und Ehrenzeichen. In Erscheinung tritt der Mensch mit seinen persönlichen Werten, dessen Nacktheit sein Wesen offenbart, weil er sich verrät durch Haltung, Körperbeschaffenheit und Benehmen. Damit aber lehrt das natürliche Nacktsein die Klassenunterschiede als nichtssagend ausschalten und Menschlichkeit recht schätzen" (Berg, S. 22; 43).

Also die Nacktkultur bringt uns die Lösung der sozialen Frage wie von selbst! Um das ganze Elend so vieler Menschen zu sehen, müssen sie sich erst entkleiden. Bei diesem Anblick aber wird sich der Reiche und Besitzende mit einem Male der Pflichten bewußt, die er gegenüber denen hat, denen die Erde nur Dornen und Disteln trägt. Das Menschlichkeitsgefühl erwacht alsdann. Es kommt zur großen Menschheitsverbrüderung. Die gewaltigen sozialen Probleme machen wenig Schwierigkeiten mehr.

Wieviel tiefer sieht auch hier wieder Generalpräses Wolker in seiner Dortmunder Katholikentagsrede die sozialen Aufgaben der Körperkultur! „Daß jeder Mensch, Bruder und Schwester im Volk, so viel Brot zu essen, so viel Raum zum Wohnen, so viel Zeit zur Ruhe und Erholung hat, daß er gesund und menschenwürdig an Leib und Seele leben kann, das ist die erste grundlegende Forderung zur Körperkultur. Wer nicht zu seinem Teil ernstlich mitfordert und mithilft, dem niedern Volke und seinen Kindern zu geben, was ihrem Leibe nottut, der hat die völkische Pflicht der Körperkultur nie erfaßt, der hat kein Recht, mit pathetischen Phrasen Förderung der Leibesübung, Sportplatzbau, tägliche Turnstunde usw. zu fordern." Hier ist reiche Gelegenheit, Menschlichkeit und soziales Empfinden zu zeigen und seinen niederen, selbstsüchtigen Menschen auszuziehen, damit die Enterbten unter den Menschen ihre Blöße bedecken können. Aber was reden sich doch die Vertreter der Nacktkultur alles ein, um ihr Verhalten vor sich und andern zu rechtfertigen!

*

Wir Katholiken sehen im nackten Körper nichts Gespensterhaftes und nichts Teuflisches. Das Geschlechtliche ist uns etwas überaus Heiliges. Die Kirche sucht es nicht einmal ängstlich zu verbergen. Andernfalls dürfte sie nicht schon Kinder das Ave Maria und den freudenreichen Rosenkranz lehren, da sie doch sicher nicht will, daß das Kind völlig gedankenlos diese Gebete verrichtet. Prüderie ist die „Karikatur der Schamhaftigkeit". Mit ihr haben wir leider die übelsten Erfahrungen gemacht. „Die Prüderie bekämpfen heißt nicht, der Nacktkultur nachgeben, sondern ihr den Wind aus den Segeln nehmen" (Küble, S. 155). Gehen wir in unsern Forderungen zu weit, so daß sie kein rechtes Verständnis der Dinge verraten, so wird man nur allzu oft an allem vorbeizukommen suchen, was wir verlangen. Das winzige Körnchen Wahrheit, das die Nacktkulturbewegung enthält, ist uns durchaus nichts Neues. Decken wir es im Kampfe gegen die furchtbare Epidemie der Gegenwart offen auf, nicht, um Verbeugungen vor dem Zeitgeist zu machen und um faule Kompromisse zu schließen, sondern um alsdann die Nacktkultur selber um so wirksamer ad absurdum führen zu können. Und das ist dann wirklich nicht gar zu schwer. Handelt es sich doch um eine der allertraurigsten und unnatürlichsten Verirrungen, in die eine hochstehende Kulturmenschheit jemals hineingekommen ist. Wehe uns Priestern von heute, wenn wir dazu schweigen würden!

Ob uns in unserer Arbeit ein Erfolg beschieden sein wird? Es ist interessant, daß besonnene Kreise im andern Lager bereits zum Rückzug blasen und zu Forderungen kommen, die sich den unsrigen gewaltig nähern, ja zum guten Teil mit ihnen decken. Und zwar ist das in maßgebenden deutschen Sportkreisen der Fall. Wenn der Westdeutsche Spielverband gelegentlich seines ersten rheinischen Jugendtreffens im Juni 1927 für die katholischen Teilnehmer einen imposanten, dabei überaus würdigen Feldgottesdienst abhielt, so mag das zum Teil gerade im Rheinland auch aus taktischen Gründen geschehen sein. Unter

dem Eindruck der Bedeutung, die die Deutsche Jugendkraft, die Sportabteilung der katholischen Jugendvereine (Sitz Düsseldorf) mit der Zeit bekommen hat, will man sich offenbar ernstlich bemühen, den Katholiken möglichst entgegenzukommen. Auch suchen viele katholische Mitglieder dem kirchlichen Standpunkt Geltung zu verschaffen. Man darf es als einen wirklichen Fortschritt buchen, daß der interkonfessionelle, weitreichende Westdeutsche Spielverband im Juni 1927 auf seiner Tagung in Köln u. a. beschlossen hat: „Der WSV stellt den Kampf gegen Schund und Schmutz in sein Pensum ein. Er verbietet jedes Spiel während des Gottesdienstes. Er verlangt in der Sportkleidung größte Rücksicht und Anpassung an das Volksempfinden. Ein Sonntag im Monat soll spielfrei sein . . . ."

In einer Entschließung der Jugendwarte der Deutschen Turnerschaft vom 8. Mai 1927 heißt es: „Wir treten ein . . . für Heiligung des Sonntags und Freihaltung der hohen Feiertage von Wettkämpfen, für die Einschränkung des Rauschgiftgenusses, für den Kampf gegen den Schund und Schmutz in Wort und Bild." — Die Deutsche Sportbehörde für Leichtathletik fordert neuerdings für öffentliches Auftreten ihrer Mitglieder, „daß die Kleidung den berechtigten Anforderungen von Anstand und Sitte standhält. Eine übertriebene Kürze der Hose wirkt überall anstoßerregend. In vielen Teilen Deutschlands werden ärmellose Trikots beanstandet, so daß es sich gerade für auswärtige Aktive empfiehlt, sich den örtlichen Verhältnissen anzupassen. Den berechtigten Wünschen von Kirche und Lehrerschaft soll . . . weitest entgegengekommen werden. Insbesondere sind unsere Frauen und Mädchen immer darauf hinzuweisen, daß sie ihre sportliche Kleidung in den Grenzen des Anstandes halten und sich in der Sportkleidung keinesfalls auf der Straße, auf öffentlichen Plätzen usw. zeigen . . ."

Vorstehende Kundgebungen großer neutraler deutscher Sportverbände lassen deutlich erkennen, daß die bisherigen Bemühungen von unserer Seite durchaus nicht ohne Eindruck und Wirkung geblieben sind. Dazu kommt eine Reihe von

Aufsätzen in den größten Sportblättern wie in anderen Zeitungen, in denen sich angesehene Sportschriftsteller in ähnlicher Weise äußern.[8]) Speziell scheint man neuerdings gegen die Auswüchse des Frauensports energisch Front machen zu wollen. Und da sollten wir Katholiken unsern Standpunkt aufgeben, wie es uns die Schriften von Monitor und Berg in allen möglichen Wendungen nahelegen? Mögen dem einen oder andern Priester in der pastoralen Stellungnahme zur heutigen Körperkultur einmal Einseitigkeiten unterlaufen sein, unsere grundsätzliche Einstellung zu all den einschlägigen Fragen brauchen wir nie und nimmer zu revidieren. Von uns her muß vielmehr die Rettung kommen.

---

[8]) Vgl. den Aufsatz: Neuer Kurs in der heutigen Sportbewegung im Korrespondenz-Blatt für kath. Jugendpräsides (Düsseldorf 1927, H. 7/8). Dem Aufsatz sind die vorstehenden Kundgebungen der sportlichen Verbände entnommen. — Eine andere Frage ist die, ob die zitierten Entschließungen auch ernst gemeint sind oder ob sie nur aus rein taktischen Gründen erfolgten. So weit ich sehe, scheint man auf die strikte Einhaltung der genannten Forderungen nicht allzusehr zu dringen und viele Vereine scheinen sich nicht gerade viel darum zu kümmern. Aber trotzdem können wir die obigen Kundgebungen als einen Erfolg buchen, der uns zu weiterer Arbeit auf diesem Gebiete anspornen muß.

Unsere pastorale Einstellung zum Sozialismus.

Millionen und Millionen von Männern und Frauen bekennen sich zum Sozialismus und Kommunismus. Die Wahlen des Jahres 1928 haben gerade nach der Seite hin auf uns alle einen niederdrückenden, ja einen fast lähmenden Eindruck gemacht. Unheimliche Scharen drohender Gesichter marschieren vor unserm Geiste auf. Die rote Flut wird immer beängstigender und bedrohlicher. Gewiß erweist sich die katholische Kirche, wenigstens bei uns in Deutschland, in ungleich stärkerer Weise als ein Bollwerk gegen den Sozialismus als der Protestantismus. Aber auch wir haben wahrhaftig allen Grund, beunruhigt zu werden und besorgt zu sein. In den Reihen der Sozialisten und Kommunisten befindet sich bereits ein großer Prozentsatz mehr oder weniger abseitsstehender Katholiken. Selbst auf dem Lande hat die Bewegung um sich gegriffen. Sie läßt sich nicht mit einem überlegenen Lächeln oder mit einer unwilligen Geste abtun. Und seien wir uns klar darüber: Wir schaffen sie auch nicht allein mit Bannbullen und Verweigerung der Absolution aus der Welt.

Darum ergeht aus den Kreisen des Klerus unserer Tage immer wieder die bange, zaghafte Frage: Was können wir hier tun? In erster Linie sind es wahrhaftig nicht politische oder soziale, sondern rein pastorale Erwägungen, die vielen Geistlichen den Atem beklemmen, wenn sie sich mit unserer Frage ernsthaft beschäftigen. Mögen einzelne auch heute noch nicht überschauen, was eigentlich auf dem Spiele steht, die allermeisten Seelsorger, soweit sie überhaupt als gute Priester ihren verlorenen Schafen in sich verzehrender Hirtensorge nachgehen, leiden seelisch sehr unter den wachsenden Erfolgen, die Sozialismus und Kommunismus zu verzeichnen haben. Zahlreiche Pastoralkonferenzen wie auch

die pastorale Literatur der letzten Jahre legen Zeugnis davon ab. Vor allem scheint in der Wiener Zeitschrift: Der Seelsorger[1]) das Thema: Kirche und Proletariat neuerdings nicht mehr zur Ruhe zu kommen. Gerade die Erörterungen über dieses Thema in der genannten Zeitschrift sind in mehr denn einer Beziehung sehr lehrreich. Sie zeigen den ganzen furchtbaren Ernst der Tatsachen. Auf der andern Seite tun sie aber auch zur Evidenz dar, wie ungeklärt unsere pastoralen Anschauungen hier im Grunde noch sind. Über die einzelnen Vorschläge, die übrigens alle herzensgut gemeint und nur von dem einen seelischen Verlangen nach Abwehr und Hilfe im Kampfe gegen die rote Flut und nach Rettung der vielen verhetzten Menschenseelen diktiert sind, wird man hie und da sehr verschiedener Ansicht sein können. Sie scheinen mir persönlich oft reichlich idealistisch zu sein. Aber sie sind doch so ganz aus der pastoralen Sorge heraus geschrieben; darum rütteln sie auf und wecken aus dem Schlafe. Aus manchen Zeilen spricht direkt eine heroische Opferliebe zu den Seelen, die vor den größten Taten nicht zurückschreckt, um den Proletariern unserer Zeit die Kirche wieder näherzubringen.

Es ist hier die Frage: Wie müssen wir uns als Seelsorger zum Sozialismus und zum Kommunismus bezw. zu ihren Anhängern und Vertretern seelisch einstellen? Da sei zuerst die Gegenfrage gestattet: Welche Einstellung haben die sozialistischen und kommunistischen Massen zur Kirche und zu uns Priestern? Die Beantwortung dieser letzteren Frage ergibt vielleicht eine Basis, auf der wir mit Aussicht auf wirkliche Erfolge seelsorglich aufbauen können. Zum mindesten lernen wir dadurch die ganze religiöse Lage sowie die seelische Verfassung der überzeugten Sozialisten kennen, ebenso die An-

[1]) „Der Seelsorger", herausgegeben von der österreich. Leogesellschaft, Verlagsanstalt Tyrolia. Man vgl. vor allem den 3. und den 4. Jahrgang (1927/28). — In den folgenden Ausführungen habe ich mich des öfteren auf die einzelnen Darlegungen bezogen und kritisch Stellung zu ihnen genommen. — Man vgl. auch J. P. Steffes, „Industriearbeiter und Seelsorge". Verlag der Westdeutschen Arbeiterzeitung, M.-Gladbach (1926).

sichten und Auffassungen, die sie in religiöser Beziehung haben. Insbesondere werden wir Gelegenheit haben zu sehen, wie sich unser Leben und Arbeiten im Blickfeld eines Sozialisten widerspiegelt und mit welchen Augen er uns betrachtet.

Auch in katholischen Kreisen hat ein Buch größere Beachtung gefunden, das der protestantische Theologe P. Piechowski (Berlin-Neukölln) unter dem Titel veröffentlicht hat: „Proletarischer Glaube. Die religiöse Gedankenwelt der organisierten deutschen Arbeiterschaft nach sozialistichen und kommunistischen Selbstzeugnissen" (Berlin[3], Furche-Verlag 1928). Er hat die Frage untersucht: „Wie denkt tatsächlich der sozialistische (kommunistische) Proletarier über Kirche und Religion?" Zu dem Zweck entwarf er einen entsprechenden Fragebogen, der an 5000 „klassenbewußte, bewußt sozialistisch (kommunistisch) und freigewerkschaftlich eingestellte" Proletarier mit der Bitte um wahrheitsgetreue und rückhaltlose Beantwortung verschickt wurde. 500 von diesen Fragebogen, also 10 Prozent, kamen beantwortet zurück. Meist stammen die Antworten aus (ehemaligen) protestantischen Kreisen, doch fehlen die Katholiken nicht ganz in dem Buche.

Führen wir uns nun zunächst objektiv und unvoreingenommen die Ergebnisse der Umfrage vor Augen. Da konstatieren wir von vornherein, daß nur ganz vereinzelte Persönlichkeiten aus unsern Kreisen der Kirche relativ freundlich gegenüberstehen. Die große Masse verhält sich zu der Religion absolut gleichgültig; sie ist ohne jedes Interesse für religiöse Fragen. Aus diesem Grunde mögen 90 Prozent aller Befragten den Bogen gar nicht beantwortet haben. Selbst die Beantworter erklären immer wieder: „Die Kirche ist überflüssig, wir wissen mit dem Geistlichen nichts anzufangen." Sie begreifen zumeist nicht, wie man sich mit Religion und Kirche überhaupt noch beschäftigen kann. Die Fragen nach einem Fortleben nach dem Tode, nach dem Jenseits und nach der Ewigkeit nehmen sie kaum ernst. Auf keinen Fall werden sie davon innerlich bedrängt oder auch nur tiefer berührt. Es

scheint überhaupt, als ob für das Übernatürliche und Jenseitige kein Boden mehr im Leben dieser Leute vorhanden ist. Alle rechnen nur mit den Bedingungen eines Diesseitslebens. Darum begreift man auch nicht, wie die Priester in ihren Predigten „in jedem zweiten oder dritten Satze nur vom Heiland, Erlöser, lieben Gott, Mutter Maria, jüngsten Gericht, dem himmlischen Paradies und der höllischen Verdammnis reden" (S. 66). Es wird darüber geklagt, daß jedes dritte Wort Christus und Gott sei, und gewünscht, „es möchte bloß nicht alles so ins Göttliche gezogen werden" (S. 91). „Die Menschheit darf nicht immer auf ein besseres Jenseits vertröstet werden, oder wie es bei wohltätigen Aktionen heißt: Der liebe Gott wird seinen Segen dazu geben. Das sind Worte aber keine Taten und werden meistens auch so empfunden. Auch die Warnung vor der ewigen Verdammnis darf nicht so oft angewandt werden. Denn eine Bestrafung nach dem Tode wirkt nicht, mehr aber das Urteil des irdischen Richters" (S. 70). Einer meint: Daß der Geistlichkeit an der Durchführung der christlichen Ideale sehr viel gelegen ist, glaube ich. Ebenso glaube ich, daß, wenn sie ihren Beruf gewissenhaft ausführt, derselbe schwer und aufreibend ist. Ich habe schon manchen bedauert, der sich zur Ausübung dieses Berufes verirrt hat. Denn so vernachlässigt, wie das Christentum heute ist, bildet die Kirche und ihr Anhang nur eine Dekoration oder Staffage, in der viele Menschen wegen ihrer Unproduktivität nur einen Schädling für das Ganze sehen" (S. 70).

Interessant ist die Einstellung unserer Kreise zum persönlichen Gott. „Einen Gott gibt es nicht" (S. 121)! „Für einen sozialistisch denkenden Menschen ist diese Frage überflüssig" (S. 122). Der persönliche Gottesbegriff wird schroff abgelehnt. „Der persönliche Gott hat zu viel Ungerechtigkeiten ungestraft durchgehen lassen" (S. 123). Auf Schritt und Tritt lesen wir die Gleichung: Gott ist die Natur; Gott ist das Gute; Gott ist die Liebe; Gott ist die „Urkraft im Menschen, in der Erde, überhaupt in allem Lebendigen" (S. 125). — Christus als Gott wird von allen abgelehnt. Als Mensch genießt er die

höchste Achtung aller bis auf Einzelne, die seine historische Existenz in Frage stellen. „Christus ist der nach Vollendung strebende Mensch." „Er ist ein Mann von höchstem Idealismus gewesen. Sein Wirken und seine Menschenfreundlichkeit sind Vorbild für jedermann." „Er war der erste richtig denkende und handelnde Sozialist" Maria, empfangen vom Heiligen Geiste, ist blühender Unsinn." „Ich halte ihn, falls er gelebt hat, für den größten Kommunisten, Ethiker und Pazifisten der damaligen Zeit." „Christus war ein Führer in seinem Zeitalter, wie wir sie leider in unserer Zeit nicht haben" (S. 128—131). „Christus war der erste richtig denkende und handelnde Sozialist" (S. 24). „Er war der erste Sozialist und nicht der schlechteste" (S. 28). „Christus war in gewissem Sinne der Begründer des Sozialismus" (S. 132). „Ich halte ihn für den edelsten Kommunisten aller Zeiten, zum Unterschiede von den sich heute so nennenden, die nur Schaumschläger, Überegoisten, teilweise auch gefährliche Fanatiker sind, aber ohne jede Ehrlichkeit" (S. 132). — Allerdings sehen andere doch den Unterschied. „Christus war wohl für die damalige Zeit ein Edelkommunist, aber für das heutige revolutionäre Proletariat kein Vorbild. Das damalige Urchristentum war noch lange kein Sozialismus. Es lehrte Entsagung, Aufgabe des eigenen Ichs, etwas Weltabgekehrtes und Melancholisches, der Sozialismus aber will das Gegenteil: alles für alle" (S. 54). „Religion und Sozialismus, Christentum und Kommunismus haben nichts Gemeinsames. Das Christentum ist nicht revolutionär und Christus nicht der erste Sozialist. Das Christentum predigt: Demütigkeit, in Armut leben, Willensaufgabe, das Paradies in fernen Weiten als Belohnung für alle willig ertragenen Mühseligkeiten und Duldung. Der Kommunismus aber will: eigene Persönlichkeiten, starke und freie Menschen, Gleichheit, allumfassende Menschenliebe und und das Paradies mitten unter uns auf dieser Erde. Das Christentum lehnt die Wiedervergeltung ab. Der Kommunismus aber will zu seiner Verwirklichung Kampf bis aufs Messer, und dies alles mit Mitteln, die uns zu Gebote stehen, um unser Menschentum zu sichern. Die Grundgedanken der

Liebe und des Friedens beim Christentum und beim Kommunismus bilden keine Brücke" (S. 57 f.). Aber immer bewundert man die christlichen Lehren von der Bruderliebe wie die evangelischen Lebensvorschriften überhaupt. „Das Evangelium," meint sogar einer, „ist zu schön, als daß es wahr sein könnte."

So werden denn der christlichen Religion als solcher durchweg Worte höchster Anerkennung und Bewunderung gezollt. Dagegen wird sehr häufig in den Antworten der Fragebogen in lebhafter Weise „das Christliche als Gegensatz zum Kirchlichen herausgefühlt" (S. 92). Christentum und Kirche seien zweierlei, und zwar ganz verschiedene Größen. „Die große Kluft, die zwischen der Lehre Christi und der Stellung der Kirche gegenüber der Arbeiterschaft und insbesondere gegenüber ihren modernen Kulturbestrebungen sich zeigt, . . . haben eine Entfremdung in mir großgezogen, die sich bis zum Haß und zur Verachtung steigerte" (S. 164). „Die Geistlichen, wenn sie der wahren Lehre Christi nachfolgten, wären gute Menschen" (S. 74). „Christus würde, wenn er unter uns wäre, sie allesamt aus dem Tempel werfen, und ich bedaure nur, daß ihr (der katholischen Kirche) noch so viel Gefolgschaft geleistet wird" (S. 74). „Wenn die Menschen heute wirklich Christen wären und die Lehre des Nazareners befolgten, dann brauchten wir nicht erst den Sozialismus noch Kommunismus. Hierzu aber brauchen wir eine andere Gesellschaftsordnung, die das arbeitende Volk nicht bis auf das Blut aussaugt, wozu die Geistlichkeit hilfreich dem Ausbeutertum zur Seite steht." Deshalb ergeht die Forderung: „Das Christentum muß sich aus den Fesseln der Kirche befreien" (S. 65).

Von der Kirche wollen selbst diejenigen wenig mehr wissen, die ihr noch angehören. „Die ganze Kirche ist durch und durch verfault" (S. 158 f.). „Ein Schrei nach Gemeinschaft, nach Verbundensein der Menschen untereinander geht durch die Welt. Darum wird auch die Frage der Kirche brennender. Der Ruf nach einer kirchlichen Gemeinschaft ist der Ruf der Heimatlosen nach

einer Heimat, der Zivilisationsmenschen nach einer wahren Kultur. Doch die heutige Kirche wird uns dieses Verlangen nicht erfüllen. . . . Der Kirche ist es nur darum zu tun, nach außen mit großen Zahlen zu protzen, höchstens noch in Wohltätigkeit förmlich überzufließen, ohne an den Wurzeln aller Not zu rütteln. Sie verurteilt sogar diejenigen, die dies tun. Sie nennt das Kämpfen der unterdrückten Klasse nach menschenwürdigem Dasein Begehrlichkeit und Auflehnung. Die Kirche hat stets die herrschende Klasse unterstützt und nicht die unterdrückte, was doch ihre Hauptaufgabe sein sollte" (S. 79). Die Kirche „ist stets dort zu finden, wo der Stillstand oder sogar der Rückschritt herrscht. Und gerade sie sollte doch von dem nie stillstehenden Leben erfüllt sein... Mich verbindet mit der Kirche noch der Glaube, daß es einmal anders werden, und daß neues religiöses Leben sie erfüllen wird. Sollte ich mich in diesem Glauben täuschen, so sehe ich den Zeitpunkt kommen, wo ich ihr den Rücken kehren werde. Der Beweggrund wird dann religiöser Natur sein" (S. 41). „Wenn die Kirche zu ihren Lehren stehen würde, so wäre sie eine echte Volksgemeinschaft. Wenn die Geistlichkeit den herrschenden Klassen das Christentum beibringen würde oder wenigstens im Befreiungskampf des Proletariats die Führung übernehmen würde, würden die Massen der Kirche zuströmen" (S. 172).

Immer wieder konstatieren die Beantworter der Fragebogen, daß die Kirche in der Stellungnahme zu den unhaltbaren Zuständen, wie sie gegenwärtig zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer bestehen, glatt versage, und zwar innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft. Die Kirche schaffe keine wahre Gemeinschaft mehr. Sie sei ein Sammelbecken bürgerlicher Behäbigkeit geworden. „Sie wird eine alles überragende Bedeutung haben, wenn die Kirchenlehre wieder Massenbewegung der Unterdrückten und Enterbten wird, wie die Christuslehre, welche die Massen anzog und zu Taten der Liebe begeisterte" (S. 46). Sehr oft kehrt der Gedanke wieder: Wir haben wohl ein Kirchen-, aber kein Tatchristentum. „Warum sammelt die Kirche so viel Schätze? Warum läßt sie sich mißbrauchen vom Kapitalismus?... Die Gebote

Gottes in allen Ehren. Warum handeln die herrschenden Klassen nicht danach?" (S. 72.)

Besonders scharf wird die landläufige Predigt mitgenommen. Für die dogmatische Seite des Kanzelwortes fehlt, wie schon konstatiert wurde, fast jedes Verständnis. Die Predigt wird als lebensfremd, als überlebt, als mit dem Leben im Widerspruch stehend bezeichnet. „Die Predigt könnte ein Genuß für die Menschheit sein, wenn sie der Gegenwart angepaßt wäre. Aber die Gedanken aus den veralteten Dogmen sind meist unverständlich für die jetzige Zeit" (S. 85). „Die Predigt ist tot, gibt Steine statt Brot" (S. 89). „Stolz thronst du, o Pfarrer, dort droben auf der Kanzel über der Gemeinde. Fühlst du nicht oft selber, daß du keine Verbindung mehr mit der Gemeinde hast, daß du nicht aus der Gemeinde herausgewachsen bist? Hast du jemals die wirtschaftliche Ungerechtigkeit des Lebens in der Tiefe empfunden? Hast du jemals etwas von sozialer Not gehört oder selbst durchgelitten? Und ist deine Predigt in dieser Weise eine Zwiesprache zwischen Gemeinde und Pfarrer? Ist sie nicht zu oft nur eine farblose Auslegung der Bibel nach dem fürchterlichen Schema: Die Menschheit ist in Sünde gefallen, aber die Gnade Gottes wird sie erlösen? Was sollen wir damit bloß anfangen! Geht deine Predigt nicht einfach am Leben vorüber? Hat sie nicht einen Inhalt, der nichts zu schaffen hat mit den Kernproblemen, die den Menschen der Gegenwart im Innersten bewegen? Bist du das soziale Gewissen deiner Gemeinde? . . . . Also steige herab, o Pfarrer, sieh dich um in deiner Gemeinde mit ihrer Not und Sorge. Kämpfe mit uns unsern Befreiungskampf gegen Kapitalismus und Ausbeutertum. Nur so wirst du den Lebenskampf des arbeitenden Volkes begreifen lernen und im wahrsten Sinne in der Gemeinde unser Führer und Hirte sein" (S. 160 f.). — Die Zitate ließen sich leicht um eine ganze Anzahl weiterer Geständnisse vermehren; ihr tenor ist aber im Grunde immer der gleiche.

Warum werden die Proletarier vielfach so unsagbar bitter, wenn sie auf die heutige Kirche zu sprechen kommen? Sie ringen nach der

Möglichkeit eines Aufstieges, nach Eingliederung in die Gemeinschaft, nach Brudertum und sozialer Gleichstellung mit den andern Berufsständen. Von der Kirche fühlen sie sich dabei verlassen. Sie greift nach ihrer Meinung nicht machtvoll ein, obwohl sie es sollte und berufsmäßig müßte. Und doch wollen die Massen aus der unerträglichen Lage heraus, in die sie das kapitalistische System, das das Wirtschaftsleben völlig beherrscht, hineingebracht hat. Sie sehnen sich nach jemand, der sich zum Sachwalter ihrer Angelegenheiten macht und für sie auf den Plan tritt. Da fallen ihre Augen auf den Sozialismus (Kommunismus). Er nimmt machtvoll und entschieden Partei für die Entrechteten und ruft auf zum Kampf gegen das bestehende wirtschaftliche Ausbeutungssystem. In den Ohren des Proletariers sind die Reden der Sozialistenführer süße Musik. Rufen sie ihnen doch in allen Variationen und Tonarten entgegen: „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit, Brüder, zum Lichte empor!" Wie da die Augen leuchten, und wie Leben in die abgestumpften Massen kommt! Und so sehen sie im Sozialismus ihren einzigen Lichtblick, ihre Erlösung. Man denke sich einmal hinein in die ganze Lage des Proletariers, und man wird seine Einstellung zum Sozialismus psychologisch leicht verstehen können. Nun kommt die Kirche, die nach Ansicht der beteiligten Kreise selber völlig versagt, und stellt sich eben diesem Sozialismus auch noch schroff gegenüber, indem sie ihn bis aufs Messer bekämpft. Da sieht man von seiten der Kirche nicht nur keine Hilfe kommen, man sieht sich dazu noch von ihr gleichsam verkauft und verraten. Ob mit Recht oder Unrecht, ist natürlich eine andere Frage.

So klingen denn „Zorn und Groll aus fast allen Bogen in gewaltigem Echo heraus. Es steigert sich dies bis zur grenzenlosen Wut und führt dahin, daß auf einzelnen Bogen nichts anderes geschrieben steht als nur dies eine: ‚Hängt die Pfaffen auf!' Religion sei schleichendes Gift und Opium, um die Selbsterlösung des darbenden Volkes zu verhindern" (S. 162 f.). Nur zu recht hat Piechowski mit der Feststellung, daß die leidenschaftlichen Gefühlsausbrüche gegen alles, was sich auf Kirche und Priester bezieht, „auf dem Hintergrund

solcher Überlegungen zugleich etwas Tragisches an sich haben" (S. 163). Die Proletarier sind eben an der Kirche regelrecht irre geworden. Die Verbitterung ist ungeheuer.

Darum die zielbewußt betriebene Kirchenaustrittsbewegung in diesen Kreisen, die schon einen großen Umfang angenommen hat. Mit Bezug auf die Verhältnisse in Wien schreibt L. Engelhart[2]): „Erschütternd wirken die Zahlen der Religionsbewegung in Wien. Massenflucht aus der Kirche! Nahezu 100 000 Seelen sind im letzten Jahrzehnt abgefallen! Die Abfallsbewegung kommt noch lange nicht zum Stillstand!... Die Kinder und Jugendlichen, die in Horten und Heimen mit Haß gegen die Kirche erfüllt werden, können auf die Dauer nicht mehr gehalten werden." Tausende von Kindern wachsen auf ohne Taufe und besuchen weltliche Schulen. Dazu kommt das Chaos von Konkubinaten, geschiedenen Ehen usw. Wer die Verhältnisse in den Großstädten und ihren Vororten als Seelsorger betrachtet, kommt sich für den Augenblick fast vor wie ein Kapitän auf einem versinkenden Schiff. Man sieht die unheimliche rote Flut höher und höher steigen, ohne sich wirksam dagegen schützen zu können. Vielerorts ist allerdings die Gefahr noch nicht unmittelbar so beängstigend wie etwa in Wien, aber die Flut wächst überall, anscheinend mit innerer Gesetzlichkeit.

Nicht alle bewußten Sozialisten treten aus der Kirche aus. „Von den im Jahre 1920 abgegebenen (fast 11 Millionen) sozialistischen Wahlstimmen," schreibt Rechtsanwalt Dr. Dietz, „sind Außerkirchliche nur 5,6 %. Bei Zugrundelegung der Wahlzahlen vom 7. Dezember 1924 wären es 5,7 % bezw. 7,7 %. Daraus ergibt sich, daß von der sozialistischen Wählerschaft insgesamt immer noch 94,3 bezw. 92,3 % den Kirchen angehören, d. h. das „äußere Band" nicht zerschnitten haben, gleichgültig aus welchen Gründen."[3])

[2]) Neue Wege der Seelsorge im Ringen um die Großstadt, Innsbruck 1928, Tyrolia, S. 46.

[3]) Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes. Herausgegeben vom Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands. Nr. 47 vom 20. November 1927, S. 271.

Auch viele überzeugte Sozialisten wollen rein gefühlsmäßig auf Taufe, erste heilige Kommunion, Trauung und Beerdigung durch den Priester nicht verzichten. Doch sehen sie in diesen Dingen zumeist — soweit es sich nicht um Mitläufer handelt — nur leere Zeremonien. Am eigentlichen kirchlichen Leben beteiligen sie sich darum kaum mehr. „Bedenkst du, o Pfarrer," schreibt ein Beantworter des Fragebogens, „der du gewissenhaft arbeitest, daß deine Gemeinde nicht nur aus den Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften, der Frauenhilfen und der Jünglings- und Jungfrauenvereine besteht, sondern daß zu deiner Gemeinde das Hundertfache deiner Kirchenleute gehört, Menschen, die als Nummern in der sogenannten ‚Seelenzahl' fungieren, die aber schon längst nicht mehr oder überhaupt noch nie eine Verbindung mit dir hatten? Wirst du bei dieser Sachlage nicht ernst und nachdenklich? Und suchst du nicht nach den Ursachen, warum so viele Leute der Kirche fernbleiben und die andern dich bei ihren Familienfestlichkeiten doch nur als Staffage gebrauchen? Dreht sich dir nicht das Herz um? Hast du vielleicht schon den Kampf um die Seelen deiner Gemeindemitglieder aufgegeben, oder hast du dich der Stimmung deiner maßgebenden Kirchenvereine angepaßt, damit du ein geruhsames Leben führen kannst?" (S. 160.)

Psychologisch interessant ist übrigens, daß viele Proletarier im Sozialismus selber eine religiöse Gemeinschaft suchen. Es sei hier nur hingewiesen auf den Bund religiöser Sozialisten mit ihren religiösen Morgenfeiern, ihrer Jugendweihe und dergleichen. Im Sozialismus sehen viele ihre Religion. „Sozialismus und Kommunismus sind Religionen" (S. 36). „Der Sozialismus ist die Massenreligion der Zukunft" (S. 232). Das ist der proletarische Glaube.

Es soll hier nun keineswegs behauptet werden, daß alle die gewaltigen Massen, die sozialdemokratisch gewählt haben, oder die frei organisiert sind, der Religion und Kirche in der oben geschilderten krassen Weise gegenüberstehen. Vor allem ist zu bedenken, daß in den Fragebogen der Haupt-

sache nach die Einstellung zur protestantischen Kirche zum Ausdruck kommt. Auch bei den vielfachen Anklagen hatten die allermeisten Beantworter der Fragebogen zumeist protestantische Verhältnisse im Auge. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die protestantischen Massen von Haus aus schon recht freie Ansichten haben mit Bezug auf einen persönlichen Gott, die Gottheit Christi, das Fortleben nach dem Tode usw. Aber das eine ist auch sicher: Ein Katholik, der dem heutigen landläufigen Sozialismus ergeben ist, der sozialistische Blätter liest und sozialistische Redner hört, muß mit der Zeit notwendigerweise der Kirche entfremdet werden und zum Abfall vom Glauben kommen. Ist doch der Sozialismus, wie er in Erscheinung tritt, rein materialistisch und monistisch eingestellt. Er verhält sich zum Christentum absolut gegensätzlich, wie konsequent denkende Sozialisten selber eingestehen. Die angeführten Zitate beweisen schlagend, wie recht der durch seine Arbeit unter den Proletariern besonders im westfälischen Industriegebiet bekannte Kapuziner P. Columban Stoll hat, wenn er sagt: „Das religiöse Motiv, warum kein Katholik sich den Sozialdemokraten anschließen darf und kein echter Katholik auf die Dauer echter Sozialdemokrat sein kann, ist folgendes: Die Sozialdemokratie ist von allen religiösen Gefahren der Gegenwart für die Massen des Volkes unserer Gegenden die größte, von allen antikirchlichen Parteien gegenwärtig die gefährlichste." [4]) Protestantischerseits fehlt es nicht an sozialistischen Pfarrern, die natürlich von den Proletariern heiß umworben worden sind. Aber die haben die Sozialisten nicht zur Kirche zurückgebracht, vielmehr haben sie nur zu oft den positiven christlichen Standpunkt verlassen und sind ins sozialistische Lager übergegangen. Mit Recht haben katholischerseits Päpste wie Bischöfe wiederholt den Sozialismus der Gegenwart als „häßliche, verderben-

[4]) Vgl. seinen Aufsatz: Die Behandlung der Sozialdemokraten bei Volksmissionen in „Paulus" I (1923) S. 70. — Auf die Ausführungen daselbst sei hier mit allem Nachdruck hingewiesen.

bringende" Lehre, als „größten Feind der christlichen Doktrin" bezeichnet, und sie haben Direktiven gegeben bezüglich der seelsorglichen Behandlung der Katholiken, die sich zu ihm bekennen. Aber mit der Feststellung, daß Sozialismus und Christentum einander wie Feuer und Wasser gegenüberstehen, ist die Angelegenheit für uns vom pastoralen Standpunkt aus durchaus noch nicht erledigt.

Wie haben wir uns als Seelsorger dem Sozialismus gegenüber pastoral einzustellen? Sollen wir etwa bloß zusehen, wie die Entwicklung weiter verläuft? Hie und da scheint man den Standpunkt des Kanonikus Minichthaler zu teilen, der schreibt: „Die materialistische Einstellung der Massen kann nur dadurch überwunden werden, daß sie sich bis zu den äußersten Grenzen auswirkt und dadurch sich selbst vernichtet. . . . Wir Seelsorger können der Entwicklung mit größter Seelenruhe zusehen" (Seelsorger IV (1928), S. 10 f.). Gewiß wird die materialistische Einstellung der heutigen Lebensauffassung weiter Kreise die Menschen mit der Zeit immer tiefer in den Abgrund ziehen. Aber wir würden uns doch wohl furchtbar täuschen, wenn wir meinen, die Massen würden später gleich dem verlorenen Sohn in der Parabel von selbst in sich gehen und de- und wehmütig zur Kirche zurückkehren. Gelingt es nicht, an die heutige Generation heranzukommen, so werden die späteren Geschlechter, die ohne jede kirchliche Beeinflussung aufwachsen, noch ungleich schwerer zu erreichen sein. Sind sie doch in Haß und Abneigung gegen alles groß geworden, was Kirche und Priester heißt. Und wie könnten wir uns dem materiellen wie dem religiös-sittlichen Elend weitester Kreise gegenüber bloß abwartend und passiv zusehend verhalten! Darum überlassen wir die weitere Entwicklung der Dinge nicht einfach sorglos der Zukunft.

Wenn wir den Kampf mit dem Sozialismus bisher so gar nicht in überlegener Weise in Angriff zu nehmen vermochten, so fragen wir uns einmal ernstlich, ob dieser Kampf

von unserer Seite aus immer richtig geführt worden ist, und ob es nicht bei uns irgendwo und irgendwie fehlt.

Vielleicht haben wir uns den Abwehrkampf gegen den Sozialismus bisher etwas reichlich leicht gemacht, indem wir ihn einfach als unchristlich ablehnten und vom dogmatischen Standpunkt aus gegen ihn polemisierten, ohne das Erlösungsbedürfnis der Massen weiter zu berücksichtigen. Das Sehnen so vieler Millionen und Millionen nach andern irdischen Existenzbedingungen läßt sich nicht einfach negativ abtun; es muß ihm auch unbedingt etwas Berechtigtes zugrunde liegen. Die Kritik an der herrschenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung seitens der Vertreter des Sozialismus mag kraß einseitig und übertrieben und darum im einzelnen sehr anfechtbar sein, aber sie enthält trotz allem viel Wahres und Berechtigtes. Auch sind nicht alle positiven Vorschläge und Forderungen von dieser Seite von vornherein verstiegen und darum abzulehnen. Hat doch der gemäßigte Sozialismus gegenüber dem Kommunismus schon reichlich Wasser in seinen Wein getan, und mancher Sozialist läßt in der Praxis des Lebens recht vernünftig mit sich reden. Es ist auch gewiß kein Zufall, daß man sozialistischerseits den katholischen Geistlichen Dr. Brauns als Arbeitsminister nicht entbehren wollte. Männern wie Ebert und Noske verdankt das Bürgertum in den schweren Revolutionstagen des Jahres 1918 zum guten Teil seine Rettung. Sie haben sich im Bewußtsein der Verantwortung redlich bemüht, Deutschland vor dem völligen Chaos zu bewahren.

Schon wer diese Gedankengänge auf sich einwirken läßt, wird niemals in einen gewissen „antiroten Koller" geraten, der nur Knallreden gegen den Sozialismus führt und dabei Öl ins Feuer des Parteihaders gießt! Die landläufige homiletische Behandlung unserer Probleme hat in den meisten Fällen nur verstimmt und verbittert, ja empört, wie die Fragebogen deutlich ergeben. Ebenso eine unkluge Behandlung im Beichtstuhl, die

gleich mit Verweigerung der Absolution bei der Hand ist.[5]) Reizen wir doch die aufgeregten, verhetzten und verbitterten Gemüter nicht unnötigerweise, anstatt sie zu beruhigen und zu besänftigen. Machen wir es nicht wie vierzehnjährige Landjungen, die einen auf der Weide grasenden Stier durch ein rotes Tuch und allerlei Manipulationen so lange ärgern und reizen, bis sie ihn zur wilden Raserei gebracht haben, sondern lernen wir vom Schweizer, der infolge der pfleglichen Behandlung, die er dem Tiere angedeihen läßt, mit diesem machen kann, was er will.

Vor allem zeigen wir ein großes Verständnis für unsere Kreise. Sie sind zumeist innerst überzeugt von dem, was sie vertreten. Dabei sind sie oft von einer verblüffenden Offenheit und Ehrlichkeit, selbst bei all ihrem Fanatismus. „Erst wenn ihr Priester uns wieder versteht," schrieb mir einmal ein Kommunist, „werden wir anfangen, euch wieder zu verstehen." „Im sozialistischen Haß gegen die Kirche," meint Piechowski (S. 104), „klingt die Enttäuschung von Jahrzehnten und das Leidenslied von Jahrhunderten nach." Eine grauenhafte Verworrenheit und Spannung beherrscht die Geister. Die suchenden und um ihre Existenz ringenden Massen verdienen nicht in erster Linie unsere Entrüstung, sondern unser Mitleid und Erbarmen. Der soziale Kampf ruft nach Frieden, und die wirtschaftliche Spannung erheischt Lösungen. Nie dürfen wir bei aller grundsätzlichen Einstellung gegen die sozialistische Weltanschauungshäresie den berechtigten Erlösungshunger der Proletarier übersehen, die sich als Unterdrückte und Ausgestoßene fühlen und darum ihres Lebens nicht froh werden können. Treten wir an die Lösung der Dinge mit dem Gedanken heran, daß es sich um die Ärmsten handelt, die es auf dieser Welt wirklich nicht gut haben, und mit denen niemand tauschen möchte.

---

[5]) Bei aller grundsätzlichen Ablehnung haben die Bischöfe immer zur Vorsicht und Klugheit in der pastoralen Behandlung geraten. Vgl. z. B. die Winke der Bischofskonferenzen von Fulda und Freising (1921) betr. Aufgaben der Seelsorger gegenüber glaubensfeindlichen Vereinigungen (Münst. Diözesansynode 1924, S. 217—222). Dazu „Paulus" I (1923) S. 66.

Sie müssen sich viel gefallen lassen, und vielleicht haben auch wir ihnen manches abzubitten. Alsdann möchte ein Aufatmen durch die Menge gehen, und mehr denn ein Verhetzter und Verbitterter wird freudig bewegt konstatieren: „Es gibt also doch noch Priester, die mit uns fühlen."

„Wo ist denn das Mittel, das hineingreifen könnte bis in Mitte und Kern dieser gottfremden Massen, so hell und froh und stark, daß sie staunend aufhorchen und aufschauen müßten und schließlich vertrauen und glauben könnten?" (Seelsorger IV [1928] 197.) Der Fragesteller ist der Ansicht, zur „großen Frage" müsse die „große Tat" kommen. Diese Massen hätten nicht i h r e Priester, darum nicht Heiland und Kirche. Er sieht ein Blitzlicht: St. Sebastian vom Wedding! Die bekannte Legende von Franz H e r w i g hat ihn tief erfaßt. „Wie wäre es, wenn einer von uns sich aufmachte — mit Sendung seiner Obern und getrieben von der Gnade — und aufbräche von seinem stattlichen Pfarrhaus... und hinginge mitten hinein wie ein „Lamm unter die Wölfe"! Und dort wohnt er nun, eine Stube, ein Kellerloch, eine Dachkammer, so arm wie die der andern. Aber da leuchtet und schwebt ein Geist, wie ihn die andern nicht haben! Und was in seiner Stube leuchtet und webt, das leuchtet noch viel lichter, überzeugender, wärmer, gewinnender aus seinen Augen, aus seiner Seele, aus jedem seiner Worte! Ein Mensch, wie sie ihn bisher nicht kannten! Und der Priester in ihrer Mitte ward ihnen Bruder! . . . Sie haben i h r e n Priester gefunden und mit ihm ihren Heiland und ihre Seele!" (S. 201 f.) „Das Ziel soll sein: Eine Art neuer Seelsorgertyp, . . . der durch radikal übernatürliche Auffassung und zeitgemäße Erneuerung des Armutsideals die höchsten Gnadenkräfte wachruft, so daß die Massen die höhere Sendung des Katholizismus wieder ahnen müssen" (S. 238). Und der Verfasser des Aufsatzes geht ernstlich daran, dieser Idee das Wort zu reden. Dadurch wird die heute gehaßte Kirche nach seiner Meinung direkt „rehabilitiert" (S. 241). Nicht alle Priester will er für diese heroische Tat begeistern, wohl aber verspricht er sich unendlich viel von der suggestiven Macht des Beispiels, das von einem Dutzend solcher heroischer Priester der heutigen Welt vorgelebt wird (S. 241).

Den hohen Idealismus und den großen heroischen Opfersinn, der aus dem skizzierten Vorschlag spricht, wird niemand in Abrede stellen wollen. Heilige früherer Jahrhunderte haben ohne Bedenken so gehandelt. Und schließlich möchte wohl auch heute mancher Seelsorger, der im Grunde bereit ist, sein Leben für seine Schafe zu geben, ein solches Opferleben führen. Gewiß würde es unserer seelischen Einstellung zu den Massen nicht schaden, wenn wir einmal für einige Wochen in einem Kellerloch oder in einer Dachkammer mit vielen anderen zusammenhausen oder wenn wir eine Zeitlang am Hochofen oder im Bergwerk als einfacher Arbeiter tätig sein müßten. Aber das Allheilmittel ist damit nicht gegeben. Es ist mir direkt aufgefallen, daß auch nicht ein einziger Beantworter der Fragebogen von uns Geistlichen wünscht, wir sollten unsere Häuser verlassen und ein Leben beginnen, wie es Proletarier führen müssen. Dagegen könnte ich auf einen Fall hinweisen, in dem die Arbeiter einen Kaplan, der sich in der Lebenshaltung freiwillig auf eine Stufe mit den Bergleuten stellte, die er zu betreuen hatte, direkt baten, er solle sich doch besser einrichten. Die Proletarier wollen nicht, daß der Geistliche ihre armselige Lebensweise mit ihnen teilt, sie wollen vielmehr, daß er ihnen hilft, aus ihrer jetzigen Lebensführung herauszukommen. Auch ihren eigenen Führern gönnen sie darum gern ein gutes Einkommen und eine angenehme Lebenshaltung, die sie ja alle miteinander selber erstreben. Persönlich fürchte ich sehr, daß die Massen einen Geistlichen, der den Sebastian vom Wedding kopieren wollte, gar nicht verstehen und auch gar nicht recht ernst nehmen würden. Ja, wenn wir es mit Proletariern zu tun hätten, die im Übernatürlichen verankert wären, wie etwa die Sektierer in den Tagen des hl. Dominikus und Franziskus! — Darum brauchen wir freilich die Arbeiter noch lange nicht zu reizen durch eine Lebensführung, die ihnen zum Ärgernis und zum Anstoß gereichen muß! Gerade heute sollten wir alles sorgsam vermeiden, was an Luxus und Üppigkeit sowie überhaupt an die Lebenshaltung der „Kapitalisten" erinnert. Es ist nicht angebracht, für sich selber Gehaltsaufbesserung zu

verlangen, aber sich in tiefes Schweigen zu hüllen, wenn es sich um Lohnaufbesserung der sozial unteren Stände handelt. Dasselbe gilt vom kostspieligen Reisen zu bloßen Vergnügungszwecken, vom Bewohnen von Häusern mit einer Menge unbenutzter Räume, während andere in unmenschlicher Weise hausen müssen usw. Aber eine einfache standesgemäße Lebensführung gönnt uns im Grunde jeder Arbeiter. — Heroische Taten werden zudem immer nur einzelne üben können.

Auch in Deutschland sind die Veröffentlichungen des französischen Jesuiten P. Pierre Lhande über die Seelsorge in den Pariser Vororten sehr beachtet worden. „In den mächtigen Ring von Fabriken und elenden Menschensiedlungen ist die Kirche eingedrungen und hat mehrere hunderttausend Menschen den Kommunisten abgejagt." Meist handelt es sich um Zugezogene aus der Provinz, die in Paris ihr Glück suchten, aber bitter enttäuscht worden sind. Aus der Stadt ausgestoßen, sind sie froh, wenn sie in Baracken oder in alten Fabrikgebäuden vor der Stadt ein armseliges Unterkommen finden. „Alt und Jung, Frauen und Männer, Kranke, Schwangere leben unter den abscheulichsten Bedingungen physischer und moralischer Hygiene zusammen. So ist in Paris das Problem der „Hundelöcher" entstanden. In diesen „Hundelöchern" wohnen Tausende von Menschen, erstarren in Schmutz, verzehren sich in Wut und Groll gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, darben und leiden im Elend. Materielle Hilfe ist oft vergeblich. . . . Während die menschliche Gesellschaft sich für das Schicksal dieser Unglücklichen absolut nicht zu interessieren schien, ging die Kirche großen Schrittes in die über Nacht gewachsenen Siedlungen hinein, in denen noch keine Straßen gebaut sind, wo man noch nichts von Kabel und Kanalisation kennt, wo kein Bürgermeisteramt und keine Schule besteht. Hierhin kam die Kirche zuerst von allen, um ihre Hilfe anzubieten. Und die Leute „haben sich dem ersten Freund geschenkt, der zu ihnen kam".[6])

[6]) J. Peters, Die Gründe des Erfolges der Pariser Kommunistenpfarrer (Kath. Korrespondenz vom 18. Oktober 1928, Nr. 53).

Tatsächlich ist in den Pariser Vororten in den letzten Jahren rastlos gearbeitet worden. Die besten Kräfte aus dem Pariser Klerus haben sich freudig zur Verfügung gestellt. Mit ihnen zusammen arbeiten Scharen von Laien aus den Kreisen der Bildung wie der besitzenden Stände. Wir können hier von den französischen Katholiken wirklich lernen, unerschrocken und furchtlos an die Wiedergewinnung der Massen für die Kirche heranzugehen. Sie entfalten in der „Pariser Bannmeile" eine Aktivität, die viele mit sich fortreißt. Es ist eine katholische Aktion im schönsten Sinne des Wortes. — Ob allerdings die Erfolge bleiben werden, wenn die Leute, um die sich bisher niemand kümmerte, einmal von Sozialisten und Kommunisten planmäßig bearbeitet werden? „Es ist so etwas," schreibt K. Faßbinder in der Schöneren Zukunft (Nr. 34 vom 20. Mai 1928), „von der Art mittelalterlicher Barmherzigkeit in diesem Tun . . . Aber es fällt weder ihnen, noch viel weniger ihren Laienhelfern aus dem reichen Bürgertum ein, daß es auch einen andern Weg zum Ausgleich dieser großen Härten gäbe: den der sozialen Hilfe für jene Armen, der Änderung jener grauenvollen Zustände. Keinen Augenblick kommt diesen Pfarrern und Helferinnen der Gedanke, sich einmal mit den Lehren der Sozialisten auseinanderzusetzen, zu fragen, ob sie einen richtigen Kern enthalten, ob vielleicht nicht doch nicht alles so vollkommen in dieser Welt der Christen ist, wie es ihnen selbst erscheint . . . Sie kennen nichts von der Seele des modernen Arbeiters, darum werden sie immer nur einzelne gewinnen, nie die Massen.[7])

Auch das schon zitierte Buch des Wiener Dompredigers Engelhart: „Neue Wege der Seelsorge im Ringen um die Großstadt" scheint mir bei aller Einführung, die es in die wirkliche Lage gibt, und bei aller Betonung einer intensiveren Pastorationsarbeit doch mit Bezug

[7]) Nach Faßbinder wären die Erfolge bei weitem nicht so groß, wie oft angegeben wird. Zum Ganzen vgl. man meinen Aufsatz: „Auf Franziskus' Pfaden hinein ins Land der weißen Heiden" in meiner Schrift: Pastorales und Aszetisches, Stuttgart 1927, S. 206—225.

auf die eigentlichen Wege etwas an der Peripherie zu bleiben. Sie laufen im Grunde auf Schaffung eines großen Apparats hinaus, den wir in Deutschland zum guten Teil schon längst haben, ohne damit der roten Flut einen wirklichen Damm entgegensetzen zu können. Allerdings fordert auch er Kräfte zu schöpferischer Geistesarbeit. Sehr wahr ist seine Bemerkung: „Wir Katholiken organisieren zu viel und arbeiten geistig zu wenig" (S. 95).

Vielleicht kommen wir in etwa weiter, wenn wir an der Hand der Piechowskischen Fragebogen einmal offen zu dem Stellung nehmen, was die Kreise der Sozialisten und Kommunisten in religiöser Beziehung eigentlich denken, was sie an uns auszusetzen haben, und was sie von uns fordern. Auf diese Weise berühren wir doch wenigstens das Innenleben des Proletariers, und wir können an seine Stimmungen und Ansichten anknüpfen. Damit soll natürlich durchaus nicht gesagt sein, daß wir nur in die Fanfaren der Sozialisten einzustimmen brauchen, als ob sie allein die armen, unschuldigen Kinder wären voll reinen Sinnes und lauteren Herzens, während etwa die Vertreter des Kapitalismus von vornherein in Grund und Boden zu verdammen seien als die Karnickel für alles Elend unserer Zeit.

Aus der Beantwortung der Fragebogen ergibt sich, daß die enterbten Massen nicht von uns fordern, daß wir uns karitativ oder nationalökonomisch betätigen. Unsere wohltätige Hilfeleistung weisen sie fast schroff von sich. Sie erwarten auch keineswegs von uns Priestern, daß wir uns etwa an die Spitze gemeinnütziger Bauvereine stellen und den so notwendigen Bau von Wohnungen persönlich in die Hand nehmen. Dafür sind genug Architekten und Bauunternehmer da, die sich um die Arbeit direkt reißen. Auch die sonstigen materiellen Seiten des Lebens brauchen wir nicht in der Weise zu regeln, daß wir praktische Aktionen auf diesem Gebiete selber leiten und persönlich durchführen. Wohl aber vermißt man bei uns, daß wir nicht mit aller Macht in die Posaune stoßen und bei jeder Gelegenheit wie ein alttestamentlicher Prophet auf die zum Himmel schreienden, verlodderten sozialen Verhältnisse

hinweisen, indem wir uns die sozialistischen Forderungen zu eigen machen und vor allem den Kapitalismus als unchristliches System brandmarken. Aber wir sollen so „antisozialistisch vernagelt" sein, und es ist uns nach der Ansicht der Sozialisten weniger „um die Seelen der Proletariermassen als um die Stützung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu tun". In den Tagen der Neugestaltung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens vermissen sie in erster Linie unsere ganz entschiedene moralische Unterstützung, die sie von uns erwarten.

Eine solche Neugestaltung muß sich gegenwärtig mit innerer Gesetzmäßigkeit vollziehen. Die gegen ehedem gänzlich veränderten Verhältnisse erfordern eine neue Lebensform. Da müssen wir die Zeichen der Zeit verstehen. Geschichtlich Gewordenes entsteht und vergeht, das ist nun einmal begründet durch den Lauf der Zeit und liegt in der Entwicklung der Dinge. Es hat gar keinen Zweck, die überkommene Gesellschaftsstruktur mit ihrem zum guten Teil überlebten Kastengeist um jeden Preis und mit allen Mitteln zu verteidigen und zu stützen. Ist doch nur zu vieles sehr faul und erneuerungsbedürftig. Zu Zeiten einer schweren Erkrankung des Menschheitsorganismus hilft sich die Natur gleichsam selbst, und es tritt sozusagen automatisch eine Reaktion ein, die sich natürlich ins entgegengesetzte Extrem verirrt und das Kind mit dem Bade ausschütten möchte. Bei den Massen ist in der Neugestaltung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Belange ein Ringen um die soziale Gerechtigkeit, wie sie den heutigen Verhältnissen angepaßt ist. In diesem Ringen um die soziale Gerechtigkeit finden die Massen im Sozialismus ihre großzügigste Stütze. „Die meisten Sozialisten stehen nicht um der atheistischen Grundlage willen zum Sozialismus, sondern weil diese Partei dem Proletariat rückhaltlos Gerechtigkeit verspricht und auch erkämpft. In diesem Sinne, als Kampf um die gerechte Stellung in einer wirtschaftlich ganz neuen Lage, ist der Klassenkampf eine durchaus sittliche Angelegenheit und weit sittlicher als der Standpunkt jener, welche im

Arbeiter nur den Lohnsklaven sehen wollen" („Seelsorger" IV S. 6). In diesem Ringen um die soziale Gerechtigkeit wollen die Sozialisten uns auf ihrer Seite sehen.

Man hat sich in katholischen Kreisen oft daran gestoßen, wie beispielsweise das Zentrum Koalitionen mit den Sozialdemokraten eingehen kann. Weltanschaulich kann das Zentrum natürlich nie mit dem Sozialismus in eine Koalition eintreten, dagegen können beide Parteien auf weite Strecken zusammengehen, wenn es sich um Realisierung der ethischen Tendenzen handelt, die dem Sozialismus zugrunde liegen. Sie sind sogar, soweit sie berechtigt sind, altes christliches Erbgut. Und wie hat das Zentrum bisher mäßigend auf die Sozialisten zu wirken verstanden! — Berechtigte Forderungen haben auch wir Priester heute machtvoll zur Geltung zu bringen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir bei denen Anstoß erregen, die der Kirche angehören, die aber gründlich umlernen müssen, und die wir in psychologisch kluger Weise zum Umlernen anzuleiten haben. Oder hört das religiöse Denken dieser Kreise dort auf, wo man Pflichterfüllung von ihnen fordert, die persönliche Opfer erheischt? — Wir sollten als Seelsorger die Führung übernehmen und in machtvoller Weise das soziale Gewissen der Welt aufrütteln. So holen wir dem Sozialismus zunächst wenigstens den Wind aus den Segeln. Viele werden aufhorchen und wieder auf uns hören, die uns bisher überhaupt nicht mehr verstanden haben.

Allerdings werden wir, da wir die positive Auseinandersetzung mit den sozialistischen Lehren und Forderungen vornehmen, in mancher Beziehung selber „umlernen" müssen. Die Anwendung unserer christlichen Prinzipien auf so manche Verhältnisse des Gegenwartslebens ist gar nicht einfach. So sehr wir beispielsweise den Eigentumsbegriff hochhalten, geht doch die heutige geistige Auseinandersetzung in katholischen Kreisen bezüglich seiner Anwendung auf die infolge der Umgestaltung des sozialen Lebens neu entstandenen Verhältnisse auf eine Revision der bisherigen Auffassung des Eigentumsbegriffes hinaus.

Sein Leben lang hat der 1923 verstorbene katholische Pfarrer W. Hohoff sich dafür eingesetzt, daß die Marxistische Forderung der Vergesellschaftung des kapitalistischen Privateigentums an den Produktionsmitteln mit der christlichen Lehre durchaus nicht in Widerspruch steht, daß vielmehr gerade das kapitalistische Privateigentum an den Produktionsmitteln mit dem christlichen Eigentumsbegriff unverträglich ist. Auf ihn stützen sich vor allem diejenigen, die einen „Bund katholischer Sozialisten" ins Leben rufen wollen, bestehend „aus katholischen Klerikern und Laien, die den Sozialismus als ökonomische und politische Welterscheinung und die Notwendigkeit seiner Zusammenarbeit mit dem Christentum begriffen haben." Sie wollen es möglich machen, „den heute noch klaffenden Riß zwischen der katholischen Kirche und der sozialistischen Arbeiterschaft zu überbrücken, der den religiösen Sozialisten so oft als ein Beweis dafür entgegengehalten wird, daß doch schließlich jeder Versuch, die christlichen Kirchen zu einem wirklichen Verständnis des Sozialismus zu bringen, aussichtslos sei." „Christentum und Sozialismus müssen sich begreifen und verstehen lernen." Der Atheismus wie der philosophische Materialismus seien dem Sozialismus durchaus nicht wesentlich. Seine religiösen und philosophischen Lehren seien abzulehnen, nicht aber die ökonomischen Grundlagen und die ethischen Forderungen. „Wenn man hüben und drüben wüßte, ... was in Wahrheit Marx und die katholische Kirche lehrt, so wäre eine Verständigung leicht möglich, ja selbstverständlich und geboten." Sogar die oft zitierte Arbeiterenzyklika Leo's XIII. (Rerum novarum) nehmen diese Kreise für sich in Anspruch.[8])

[8]) Man vgl. Dr. Dietz, Wilhelm Hohoff und der Bund katholischer Sozialisten (Schriften der religiösen Sozialisten Nr. 6), Karlsruhe-Rüppurr S. 5, 10 f.; Ders., Heiliges Eigentum und Arbeiterenzyklika (Schriften relig. Sozialisten Nr. 3), S. 3. — Der „Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands" entfaltet eine rührige literarische Tätigkeit. Er gibt u. a. das schon im 10. Jahrgang stehende „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes" heraus. Trotzdem scheint die Bewegung noch keine größere Bedeutung innerhalb der Kreise der Sozialisten erlangt zu haben. In kirchlichen Kreisen wurde sie bisher allgemein abgelehnt; doch scheinen einzelne Geistliche dem „Bund" nicht ganz fern zu stehen.

Soviel ich weiß, ist der „Bund katholischer Sozialisten" einstweilen nur geplant, noch nicht verwirklicht. Von der Ehrlichkeit und dem redlichen Willen, den Arbeitermassen wie auch dem Christentum und der Kirche zu dienen, darf man überzeugt sein. Doch werden wir uns mit dem Bund nicht ohne weiteres befreunden können. Eine „Vergesellschaftung des kapitalistischen Privateigentums an den Produktionsmitteln" würde, selbst wenn vom christlichen Standpunkt nichts dagegen einzuwenden wäre, an sich noch lange keine gesunden sozialen Verhältisse bringen (Rußland!). Schließlich kommt es auf den Geist an, der eine Wirtschaftsform durchtränkt und beherrscht. Ich kann mir auch eine gesunde kapitalistische Wirtschaftsform denken, falls es gelingt, den unchristlichen Mammonismus und den krassen Egoismus im Erwerbsleben zu überwinden und die Forderungen des Evangeliums zur Geltung zu bringen. Davon ist der heutige Kapitalismus, aber auch der heutige Sozialismus weit entfernt. Bleibt der „Bund katholischer Sozialisten" in Verbindung mit dem heutigen Sozialismus, so leistet er einer Partei Handlangerdienste, die tatsächlich fort und fort materialistische und vielfach neuheidnische Tendenzen verfolgt. Sagt er sich aber davon los, indem er die religiösen und philosophischen Lehren des heutigen Sozialismus bekämpft, so handelt es sich nicht mehr um das, was wir landläufig unter einem „Bunde katholischer Sozialisten" verstehen. Zum mindesten wäre alsdann der Name mißverständlich und irreführend. Daß der Bewegung dagegen etwas sehr Wahres und eminent Christliches zugrunde liegt, wird derjenige leicht erkennen, der die Ausführungen ihrer Vertreter tiefer auf sich einwirken läßt. Mit der bisherigen schematischen Ablehnung des Sozialismus in Bausch und Bogen werden wir uns nicht zufrieden geben können, falls uns an der Wiedergewinnung der Arbeitermassen etwas liegt.

Da harren unserer Fachtheologen, besonders unserer Moralisten und Sozialethiker, große Aufgaben. Sie haben sich mit dem Sozialismus und Kommunismus unserer Tage noch gründlich in positiver Weise auseinanderzusetzen. Hier ist sozusagen noch alles zu tun. Die Ergebnisse müssen in

„gangbare Münze" geprägt und dem Seelsorgsklerus mundgerecht gemacht werden. So darf man es z. B. bedauern, daß eine grundlegende Schrift wie die von Th. Steinbüchel: Der Sozialismus als sittliche Idee (Düsseldorf 1921), so wertvoll ihre Resultate sind, vom Durchschnittsseelsorger wegen der gepanzerten Schwerfälligkeit der Untersuchungen kaum richtig verarbeitet und praktisch verwertet werden kann. Sie müßte für diesen Zweck eigentlich regelrecht in eine andere Form umgegossen werden.[9])

Wie wir gesehen haben, stehen die Sozialisten durchweg wenigstens Christus als einem großen Menschenfreunde sympathisch gegenüber. Ebenso imponieren ihnen die sozialen Lehren des Evangeliums, wenn auch nur insoweit, als sie Front machen gegen Unrecht und Lieblosigkeiten. Hier haben wir wertvolle Anknüpfungspunkte. Es ist nicht allzu schwer, die Applikation auf unsere Zeit und

---

[9]) Viel darf man sich von einer Kölner Aktion unter Führung von Prof. Dr. Brauer versprechen, um eine Auseinandersetzung zwischen Katholizismus und Sozialismus herbeizuführen. Den Auftakt bildete ein Vortrag Brauers am 11. November 1928, der nach dem Bericht der „Kölnischen Volkszeitung" von stärkster Wirkung war. Es heißt daselbst (Nr. 822 vom 12. November): „Prof. Dr. Brauer, der die Aufgabe übernommen hatte, die neuere Entwicklung des Sozialismus und seine vielfach veränderte Haltung gegenüber dem Katholizismus zu charakterisieren und eine neue Art christlicher Volksfront im negativ-abwehrenden — aber auch im positiv-neuaufbauenden Sinne zu entwickeln, kennzeichnete die Lage des neueren Sozialismus als eine sehr ernste und zugleich als nicht einfach zu entwirrende und zu beurteilende Angelegenheit, um sie dann aber um so gründlicher auf ihre geistigen und geschichtlichen Ausgangspunkte hin zu untersuchen und ihre letzte innere Haltlosigkeit und Unzulänglichkeit darzulegen. Damit ist die Auseinandersetzung Katholizismus und Sozialismus auf die Ebene innerer Sachlichkeit gestellt, von der aus sie auch nur fruchtbar sein kann, und zwar gerade im Interesse des Katholizismus." Nachdem die „K. V." die Rede selber skizziert, heißt es weiter: „Damit wurden positive Aufgaben einer eigenständigen christlich-sozialen Bewegung aufgezeigt, die sich nicht zum taktischen Sozialismus zu bekehren, sondern nur auf ihre eigenen Kräfte zu besinnen braucht in Hinordnung und Hingabe an die christliche Gemeinschaftsidee aller wirklichen Christen — auch innerhalb des sozialen Gemeinschaftslebens, unter Abwehr gegen das, was im Kapitalismus Verwerfliches steckt, ohne ihn absolut abzulehnen".

unsere Verhältnisse zu vollziehen. Alsdann sehen die Massen auch, daß wir uns mit ihren Nöten und Sorgen beschäftigen, und daß wir wenigstens so viele Ungerechtigkeiten und Lieblosigkeiten des heutigen Lebens als solche kennzeichnen, daß wir im Namen der Kirche heilige Forderungen stellen und auch den heutigen Besitzenden und Genießenden ihre Gewissenspflichten vorhalten.

Es hat keinen Zweck, an vielen Dingen vorüberzugehen, weil wir nicht mehr gern daran erinnert sein wollen. So lastet der Krieg, wie aus den ausgefüllten Fragebogen hervorgeht, auch heute noch sehr auf den Gemütern der Proletarier. Immer wieder heißt es: „Durch den Krieg bin ich an Gott und der Kirche irre geworden." Seit dem Kriege hasse ich die Kirche." „Der Krieg ist die große Lüge, der große Schwindel. Die Kirche hat diesen Schwindel mitgemacht." Wir Priester sind über diese Dinge längst hinweg, aber die Massen haben ihre Erlebnisse auch heute noch nicht überwunden, eben weil sie in jeder Beziehung Furchtbares mitmachen mußten. Ebenso steht es mit weiten Kreisen derer, die in den Tagen der Inflation um ihr Hab und Gut gekommen sind und noch täglich unter den Folgen derselben leiden. Möchten wir doch da gelegentlich einmal ein erlösendes Wort finden, das die Beteiligten aufatmen lassen kann. Klagen über „weltfremde Predigten" oder darüber, daß wir für die natürlichen Seiten des Lebens kein Verständnis haben, werden alsdann von selbst verschwinden. Und unsere Kanzel wird eine Macht, um die uns nicht zuletzt die Sozialisten beneiden.

Selbstverständlich haben wir mit unserer Pastorationsarbeit in der angegebenen Richtung die Sozialisten noch keineswegs zurückerobert. Aber wir haben damit einen Standpunkt gewonnen, von dem aus ein erfolgreiches Arbeiten — menschlich gesprochen — wenigstens möglich ist. Wir kommen damit allmählich auch aus der schweren „Belastung" heraus, mit der wir in den Augen der Proletarier behaftet sind. Nun erst ist daran zu denken, sie für die christliche Auffassung vom Erdenleben und insbesondere für die übernatürlichen Glaubens- und

Heilswahrheiten wieder empfänglich zu machen. Jedenfalls schlagen wir so den psychologisch allein möglichen Weg ein. Nur auf diesem Wege scheint mir auch mit der sozialistischen Weltanschauungsdoktrin eine wirksame Auseinandersetzung möglich zu sein, die auf ihre Bekenner und Anhänger, insbesondere aber auf die großen Scharen der bloßen Mitläufer Eindruck macht. Sind doch letztere durchweg nur Sozialisten auf Grund ihrer Unzufriedenheit und Verbitterung über die heutigen korrumpierten Zustände, unter denen sie persönlich mehr oder weniger schwer leiden, während die vom Schicksal Bevorzugten als die „Glücklichen" herzlos und hohnlachend triumphieren.

Allerdings: Auch wenn wir die rechte Einstellung zum Sozialismus und seinen Anhängern haben, ist die pastorale Arbeit hier sehr schwer, weil dem Proletariat „die natürlichen Bedingungen zum Ergreifen des Christentums" mehr und mehr fehlen. Handelt es sich doch vielfach um entwurzelte Existenzen, ohne Eigentum und menschenwürdiges Heim. Nur zu oft ist die Familie bereits zerbröckelt und zerrissen. Man darf erschrecken über die schrankenlose Begehrlichkeit im Arbeiterstand. Wenn man der heutigen Masse den Finger reicht, ergreift sie gleich die ganze Hand in heißem Begehren, das anscheinend unstillbar ist. „Es ist das zunächst eine berechtigte Folge des unsagbaren wirtschaftlichen Druckes, wird aber zur schrecklichen seelischen Krankheit." Dazu kommt, daß die religiös vollständig zersetzenden Ideen der Atheisten, insbesondere der Monisten vom Schlage eines Haeckel, bis tief in die untersten Massen hineingedrungen sind. Sie haben das Glaubensleben des Proletariers nicht selten vollständig vernichtet. Die Gewissen sind stumpf geworden; die Gemüter verroht. „Worte wie: ‚Pflicht', ‚Beruf', ‚Dienst' sind weiten Kreisen unbekannt." So mancher Fabrikant scheint, wenn er so vieles anführt, was er erlebt hat, mit einem gewissen Recht sprechen zu können: „Diese Leute verdienen keine gute Behandlung mehr; sie können eine solche überhaupt nicht vertragen." In ähnlicher Weise möchte mancher Seelsorger hier und da reden, der das Proletariat seelsorglich betreut und

seiner Erfahrungen gedenkt. Doch werden ihn bittere Erlebnisse in der Pastoration der Massen, wenn er ein Herz nach dem Herzen des Heilandes hat und wirklich übernatürlich eingestellt ist, zur Klugheit, aber noch mehr zum Mitleid stimmen. Seine Liebe zu den Armen und Zusammengebrochenen läßt sich nicht erschüttern, und seine Treue zu ihnen wird nicht wankend. Und wenn er sich selber „am Ende seines Lateins" weiß, wird er nur um so inniger und flehender den Himmel bestürmen um Beistand und Kraft. Je mehr er seelisch unter den furchtbaren Verhältnissen leidet, denen gegenüber er sich völlig ohnmächtig und machtlos sieht, um so mehr wird er sich an den Heiland wenden, der sich für alle geopfert hat, besonders auch für die armen Massen, die heute mehr denn je an Leib und Seele zugrunde gehen. In solcher Stimmung verstehen wir vielleicht die Gebete nach der stillen heiligen Messe für die Bekehrung der armen Sünder gerade im Anschluß an das eucharistische Opfer, und wir werden so von ihnen ergriffen, daß sie nie mehr gedankenlos und mechanisch über unsere Lippen kommen. Die ganze triumphierende Kirche muß uns helfen. St. Michael muß in diesem Entscheidungskampfe seine Kraft und Stärke zeigen. So gestärkt und beschirmt, nehmen wir in Gottes Namen den Kampf mit den gegenwärtigen Mächten der Finsternis auf, im Vertrauen auf den, der gesagt hat: „Seid getrost! Ich habe die Welt überwunden" (Joh. 16, 33).

Zur Frage der Wiedergewinnung der Abseitsstehenden.

Wer das heutige Leben kennt und dabei Gelegenheit hat, das pastorale Wirken des Klerus genauer zu beobachten, konnte bis in die jüngste Zeit hinein bemerken, daß verhältnismäßig wenige Priester der Frage der Wiedergewinnung der Abseitsstehenden auch nur äußerlich nähergetreten waren. Auf dem Lande schien ja trotz unliebsamer Einzelvorkommnisse im Grunde alles noch „in Ordnung zu sein". In den Städten waren die meisten Seelsorger für ihre Person derart beschäftigt, daß sie kaum zu Atem und zur Besinnung kamen. Auch mochten diese Überbeschäftigung sowie die gefüllten Kirchen an den Sonntagen in ihnen leicht die Auffassung aufkommen lassen, daß sich die heutige Menschheit immer noch nur so zum Priester hindrängt. Außerdem hatte man so viel zu tun mit all dem, was bisher Gewohnheit und Brauch gewesen ist. Man führte alles Überkommene in alter traditioneller Weise weiter, ohne sich zu fragen, ob es heute noch von größerem Nutzen ist, ob dem Aufwand an Arbeit und Zeit auch nur einigermaßen der Erfolg entspricht und ob nicht eine gründliche Umstellung vielleicht bitter not tun möchte. So lebte man in der Praxis des Lebens ziemlich unbesorgt vor dem dahin, was die Zukunft etwa bringen könnte.

Neuerdings ist das anders geworden. Auch solche Priester, die in der heutigen Welt nicht nur Glaubenslosigkeit und Abfall von der Kirche sehen, werden gegenüber der täglich zunehmenden Entchristlichung der modernen Menschheit unruhig. Sie fangen an, nicht nur auf diejenigen zu blicken, die noch da sind, sondern auch auf die Allzuvielen, die nicht mehr zu uns kommen, die vielleicht in

unmittelbarer Umgebung unserer Kirchen wohnen, aber der Religion innerlich gleichgültig und fremd gegenüberstehen oder gar uns Priestern voll Haß und bitterer Feindschaft begegnen. Vor allem tritt diese neue Einstellung des Klerus auf pastoralen Tagungen und Kursen stark in Erscheinung. So wird denn die Frage der Wiederverchristlichung der menschlichen Gesellschaft heute in ganz anderer Weise empfunden, als es noch vor wenigen Jahren der Fall war. Allerdings begegnen wir auch gerade bezüglich dieser Frage einer großen Ratlosigkeit und Hilflosigkeit. Man schlägt Mittel und Wege vor, die denkbar gut sein mögen, wenn wir sie bei Glaubenstreuen in Anwendung bringen, die aber die Abseitsstehenden äußerlich und innerlich nicht mehr erreichen. Überhaupt scheinen mir auch heute nur wenige Seelsorger den Kernpunkt unserer Frage wirklich innerlich zu erfassen.[1])

Wer sich als Priester mit der Frage der Wiedergewinnung der Abseitsstehenden einmal wirklich beschäftigt hat, den läßt sie nicht mehr zur Ruhe kommen, sie hält ihn vielmehr fort und fort in atembeklemmender Spannung. Er findet an der Betreuung landläufiger „frommer Seelen" kein Genüge mehr. Des Herzens innerste Not steigt in ihm auf wie in einem Menschen, der weiß, daß er bereits viel verloren hat und dazu Gefahr läuft, immer noch mehr zu verlieren. Schreiber dieses gehört zu jenen Priestern, die von ihren ersten Priesterjahren an unter dem quälenden seelischen Druck der einen Frage gestanden: Wie gewinnen wir die Abseitsstehenden zurück? Auf der Universität drängte sich ihnen vielleicht mit einem Male ein grelles Bild auf von der seelischen Lage der Dozenten wie der Studenten, das sie auf Jahre aus dem eigenen Gleichgewicht zu bringen drohte. Die religiöse Verfassung unserer katholischen Gebildeten ist nämlich direkt als tragisch zu bezeichnen. Lernte man dann in der Praxis die Verhältnisse in den Kreisen der Arbeitermassen näher kennen, so

[1]) Vgl. darüber meinen bereits früher zitierten Aufsatz: Wir Priester und die Katholische Aktion (Theologie und Glaube XXI [1929] H. 1). — Der Aufsatz bietet eine wesentliche Weiterführung und Ergänzung der hier vorgetragenen Gedanken.

mochte man bald glauben, daß die religiös-sittlichen Verhältnisse hier noch ungleich trostloser sind als in den Kreisen der Akademiker und Intellektuellen. Dazu kommt die große Menge der sogenannten Halbgebildeten. Man denke an die Angestellten an Banken und in Büros, an Verkäufer, Geschäftsreisende, vor allem an so viele neue Berufe, für die noch keine „Berufsmoral" geschrieben ist. In den Kreisen der Industriellen und Großkaufleute ist ebenfalls nur wenig positives Christentum mehr zu finden. Wer die Stimmungen und Gesinnungen näher kennt, die die modernen Künstler beseelen und die an den heutigen Künstlerschulen gepflegt werden, möchte völlig mutlos werden. — Einen erschreckenden Verlauf nimmt die Entwicklung der heutigen Jugend aller Berufsklassen und Geschlechter. Selbst auf dem Lande vollzieht sich ein Gärungsprozeß, der notwendigerweise auf einen Abfall von Religion und Kirche hinausläuft, wenn es nicht gelingen sollte, der Entwicklung bald Einhalt zu tun.

Immer wieder wird uns Priestern gesagt, wir möchten uns doch davor hüten, Pessimisten zu werden und stets nur das Schwarze zu sehen. Aber zum mindesten ist es nicht weniger schlimm, wenn wir die Entwicklung überhaupt nicht beachten und den Dingen einfach ihren Lauf lassen. Oder sollten die Seelsorger, die so verfahren, im Grunde sogar die Glücklicheren und darum die Beneidenswerteren unter uns sein? Läßt sich denn überhaupt gegen den Strom, gegen den wir schwimmen wollen, ankämpfen? Ist es doch bisher selbst den rastlos Arbeitenden noch nicht einmal gelungen, den Besitzstand zu retten, geschweige denn, daß durch sie große Massen zurückgewonnen wären.

Es handelt sich um eine schwere, übermenschliche Arbeit. Man braucht nur beispielsweise das Heftchen des Freiburger Hofkaplans Friedrich Helm: Aus der Seelsorge für katholische Hotel- und Gastwirtsangestellte (Freiburg i. Br. 1925)[2]) zu lesen, um auf der einen Seite zu erkennen, welche Menschen-

[2]) Man vgl. auch die Tagungsberichte Baden-Baden 1925 und Mannheim 1927, erstattet von Diözesanpräses F. Helm, Freiburg 1927. Erzb. Missionsinstitut.

massen in den Städten schon aus Gründen ihres Berufes die äußere Verbindung mit der Kirche fast ganz verlieren müssen, um aber auch auf der anderen Seite einzusehen, daß trotz allergrößter Anstrengungen und Bemühungen die Erfolge äußerst gering sind und daß sie nach Lage der Verhältnisse hier kaum größer sein können. Um so mehr ist es freilich zu begrüßen, daß die auf diesem schweren seelsorglichen Arbeitsgebiet tätigen Seelsorger nicht mutlos werden, sondern in klarer Erkenntnis der traurigen religiösen Lage der Hotelangestellten immer wieder von neuem mit ihrer Arbeit einsetzen. — Ähnlich ist es anderswo. Die Hotelangestellten sind wahrlich nicht die einzigen, denen wir fast machtlos gegenüberstehen.

So sind also die bisherigen Erfolge sehr minimal. Wie oft habe ich mir persönlich schon das Wort aus der bekannten Schrift von F. Herwig „St. Sebastian vom Wedding" vorgesagt: „Du armes Mönchlein kannst den Sieg des Antichrist nicht aufhalten. Die Menschen fallen von Gott ab wie die Blätter vom Baume, wenn es Herbst wird; immer dichter rieseln die Blätter, und bald wird Gott ganz kahl dastehen." Aber dann drängte immer wieder die innere Stimme des Mitleids und Erbarmens: „Geh unter sie! Sie sind hungrig nach Gott und wissen es nicht. Sie verzehren sich in Sehnsucht und zerreißen sich gegenseitig." Je mehr man sich mit den armen Abseitsstehenden beschäftigt, um so mehr wird man erkennen, in welchem Maße sie unser Mitleid und unsere Hilfe verdienen. Sie sind durchweg belogen und betrogen. Ohne eine übernatürliche Lebensauffassung und ohne Anerkennung der christlichen Grundsätze geht die heutige Welt immer mehr zugrunde. Wenn wir auch nicht einen technischen Apparat angeben können, ein Allheilmittel, wie und auf welchem Wege wir das Christentum an die Abseitsstehenden im Einzelfall wirksam heranbringen, so darf uns doch das sichere Bewußtsein mit hoher Freude und mit dem Gefühl absoluter Zuversicht erfüllen: Wir haben die Heils- und Rettungsmittel auch für die heutige Zeit und für die heutigen Menschen in unserm Besitz. Nur unsere Religion bringt die Erlösung. Oder sollten die Ab-

seitsstehenden unserer Tage in ihrer Gesamtheit für Übernatürliches überhaupt nicht mehr fähig und empfänglich sein? Das annehmen hieße am Christentum selber verzweifeln. Wir dürfen es ruhig Gott überlassen, daß er die Lebens- und Erlösungskraft seiner heiligen Religion auch in unsern Tagen aufs neue machtvoll in Erscheinung treten läßt, wenn wir uns nur unserer heutigen Apostelarbeit voll und ganz hingeben, so gut es uns gegeben ist.

Aber nun die konkrete Frage: Wie kommen wir an die Abseitsstehenden heran? Da darf man von vornherein einige Unterscheidungen machen. Ein großer Teil, ich möchte auf Grund langjähriger Erfahrungen sogar sagen: bei weitem der größte Teil der Abseitsstehenden ist nur äußerlich aus irgendeinem Grunde mit der Kirche nicht mehr verbunden. Das gilt zum mindesten noch für das gegenwärtige Geschlecht, das zum allergrößten Teil in christlichen Familien aufgewachsen und durch die konfessionelle Schule gegangen ist. Weite Massen sind innerlich im tiefsten Herzen noch mehr oder weniger gläubig, aber sie haben den äußeren Anschluß verloren. Die Zahl derer ist nicht gering, denen es nur an Gelegenheit fehlt, sich kirchlich zu betätigen, entweder weil ihr Berufsleben sie völlig bindet, vor allem an den Sonntagen, oder weil sie keine Gelegenheit nehmen, eine Kirche zu besuchen aus Gründen der weiten Entfernung u. dergl. Andere kommen vor lauter Arbeit und Geschäftssorgen, vor Not und Leid, aber auch vor Vergnügungstaumel und bodenlosem Leichtsinn aus einer gewissen Betäubung überhaupt nicht heraus, so daß sie für das Religiöse einfach keine Zeit und keinen Platz mehr in ihrem Leben haben. Sie hören die Kirchenglocken nicht mehr; sie sind stumpf, gedankenlos, satt und leben höchstens von Schlagern und Phrasen. Wieder andere haben sich den Weg zur Kirche verbaut durch Eingehen einer gemischten Ehe mit akatholischer Trauung und dergleichen Dingen mehr. Ist doch in unsern Städten bereits ein großer Prozentsatz der Ehen nicht mehr in Ordnung. Mit Recht werden die gemischten Ehen im weitesten Umfange für das darniederliegende religiös-kirchliche Leben verantwortlich gemacht. — Viele, die selbst einen for-

mellen Kirchenaustritt vollzogen haben, wurden dabei nur von Agitatoren geleitet oder von Erwägungen kirchensteuerlicher Natur und ähnlichen Dingen. Weite Massen sind Verhetzern und Verführern in die Hände gefallen.

Alle diese Kreise, die nur äußerlich, aber nicht so sehr innerlich der Kirche und der christlichen Religion entfremdet sind, sind gar nicht so schwer zurückzugewinnen. Hier müßte nur intensiver und zielbewußter gearbeitet werden. Man teile erst einmal die Riesenpfarren in den Großstädten und man schaffe Pfarrbezirke, die sich auch wirklich übersehen und bearbeiten lassen. Bei den heutigen Verhältnissen wird der Seelsorger ja kaum mit der Arbeit fertig, die ihm diejenigen machen, die ihn aufsuchen und die er nicht erst heranzuholen braucht. Die persönliche Fühlungnahme wird in zahlreichen Fällen noch viel erreichen. Man bedenke, daß Ungezählte, die einmal wieder zufällig eine Predigt hören, bis ins Innerste erschüttert werden. Wenn Eltern, die jahrelang keine Kirche mehr betreten haben, am Tage der ersten heiligen Kommunion eines ihrer Kinder sich einmal wieder zum Beichten entschließen, so kann der Beichtvater bei der Gelegenheit oft eine seelische Disposition feststellen, die in dem Augenblick wirklich nicht geheuchelt, sondern durchaus echt ist. Und doch hält sie nicht allzulange an, wenn die Betreffenden wieder in ihre alten Verhältnisse kommen und sich selber überlassen bleiben. Auch im Hospital können wir täglich erleben, daß solche, die in gesunden Tagen an der Kirche vorbeigegangen sind, unter dem Einflusse der Krankheit und des Krankenhauses sowie der Beeinflussung durch die Krankenschwestern mit recht guter seelischer Disposition die heiligen Sakramente empfangen. Eine ähnliche Erfahrung kann man sogar in Gefängnissen und Strafanstalten machen. Auf dem Sterbebett verweigern verhältnismäßig wenige die Sakramente.

Ein großer Teil der Abseitsstehenden ist aber der Religion nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich entfremdet. Wir haben einen regelrechten Abfall weiter Kreise vom positiven katholischen Christentum zu beklagen. Viele davon möchten im Grunde des Herzens sogar gern

glauben und ihre von der Kindheit Tagen an gepflegten religiösen Überzeugungen festhalten. Doch vor allerlei intellektuellen Bedenken und Schwierigkeiten wissen sich manche nicht zu raten und zu helfen. Die Religion ist ihnen aber zuletzt etwas viel zu Heiliges, als daß sie in diesen Dingen unehrliches Spiel mit sich selber treiben und der Welt etwas vorheucheln könnten, was sie innerlich nicht mehr besitzen. Sie vermögen das Christentum aus rein philosophischen Gründen nicht mehr zu erfassen. Andere erkennen gern den großen Einfluß der katholischen Kirche in der Vergangenheit an. Aber sie habe sich überlebt und ihre Bekämpfung in der Gegenwart sei geradezu eine Kulturtat. Tatsächlich kommt dem katholischen deutschen Volksteil zwar auf politischem Gebiete auch heute noch eine große Bedeutung und ein starker, oft maßgebender Einfluß zu, dagegen hat sich das kulturelle Leben mehr und mehr von der christlichen Gedankenwelt und von den Normen der christlichen Sitte losgelöst. Da können viele die Verbindung des Glaubens mit dem Leben nicht mehr finden. Sie werden am Glauben irre, weil sie nicht zu begreifen vermögen, wie sich unter den Augen der Kirche ungesunde Verhältnisse haben bilden können, die unbedingt zu verurteilen sind und die den christlichen Forderungen direkt Hohn sprechen.

Weite Kreise hat eine subjektivistische Einstellung erfaßt. Und zwar sind nicht nur freidenkerische Richtungen im alten Sinne des Wortes davon ergriffen, sondern auch solche, die man in anderer Beziehung wieder als extrem supranaturalistisch bezeichnen kann, wie z. B. die Ernsten Bibelforscher, die Mitglieder der Apostolischen Gemeinde und wie die vielen neuen Sekten der Gegenwart alle heißen mögen.

Die Wiedergewinnung der Abseitsstehenden, die innerlich nicht mehr gott- und kirchenverbunden sind, ist naturgemäß ungleich schwerer als die Pastorationsarbeit an denen, die aus irgendeinem äußeren Grunde das Tischtuch zwischen sich und der Kirche durchschnitten haben, zumal der Mensch der Gegenwart zum Unterschied vom glaubensfrohen Kinde der Vergangenheit die Glaubensfähigkeit, d. h. das, woran Gott mit seiner Gnade anzuknüpfen pflegt, verloren zu haben scheint.

Wie weitab liegt dem modernen Menschen eine übernatürliche Auffassung des Erdenlebens! Findet man dieselbe doch verhältnismäßig selten selbst bei solchen, die theoretisch glauben und die sich als gute Katholiken betrachtet wissen wollen! Letztere möchte man manchmal am liebsten unterbringen unter einer dritten Klasse von Menschen, die nämlich zwar äußerlich der Kirche angehören, aber nicht mehr so recht innerlich.

Doch nun zurück zu unserer Frage: Wie gewinnen wir die Abseitsstehenden? Selbstverständlich nicht durch ein paar Reden oder Aufsätze. Auch nicht durch Aufmachung einer neuen Zentrale mit möglichst vielen Büros und großem Personal. Oder gar durch Errichtung eines neuen großen Gebäudes, das mehrere Millionen kostet und dessen Herstellung eine Unsumme mechanischer Arbeit erfordert. Gewiß muß eine gewisse materielle Unterlage vorhanden sein. In vielen Fällen wird ein neuer Kirchenbau die absolute Voraussetzung sein für ein ersprießliches Wirken auf unserm Gebiete. Aber es handelt sich wahrlich nicht nur um eine Kirchenbaufrage oder um eine neue Pastorationstechnik! Unendlich viel wäre schon gewonnen, wenn alle Geistlichen die unendliche Tragweite unserer Frage voll und ganz überschauen würden! Und wenn sie darunter seelisch leiden würden! Sie würden zu dem Entschluß kommen: „Wir müssen für die armen Menschen etwas wagen." Und in diesem „etwas" würde ein Tropfen Herzblut sein. Eine heiße Liebe zu den Verirrten muß uns beseelen. Und unendlich viel Entsagung und Opfergeist! Eine solche apostolische Einstellung ist unerläßlich. Andernfalls wird man diesen Steinacker der Seelsorge nie ernstlich in Angriff nehmen. Ist es doch weit angenehmer, im Gottesgarten zu lustwandeln, Blumen zu beschneiden und fromme Seelen zu betreuen.

Ja, wenn wir nur „fromme Seelen" in rechter Weise in die Tiefen des Christentums einführen würden! Schon dadurch würden wir indirekt auch auf die Abseitsstehenden einwirken. Was hat denn in der christlichen Urzeit die Blicke der damaligen Heiden auf die Kirche gelenkt? Das exemplarische Leben der ersten

Christen. Man mochte sie in irgendeiner Lebenslage kennen lernen, stets mußte man sie anstaunen und bewundern. Damals hatten die Heiden ein gelebtes Ideal des Christentums ständig vor Augen. Der Typ der heutigen „frommen Seele" imponiert leider so wenig. Er ist in modernen Kreisen oft gar nicht geachtet, er wird vielfach nicht recht ernst genommen, er wird sogar belächelt und bespöttelt. Ob immer so ganz ohne jeden Grund? Die heutige „fromme Seele" steht oft so gar nicht im Leben. Oder sie pflegt eine einseitige Frömmigkeit des Gebetslebens, während man im sonstigen Leben sich vergebens umsieht nach den Konsequenzen, die man erwartet. Eine gewisse Art von praktischen Katholiken richtet bei Abseitsstehenden direkt Schaden an. Wir brauchen heute Vorbilder im religiösen, aber auch im beruflichen und Familienleben, Vorbilder, die die rechte Lebensgemeinschaft zu pflegen wissen, die auch in der Praxis die rechte Einstellung zu den Gütern und Genüssen der Welt gefunden haben, die zu leiden und Opfer zu bringen verstehen. Wenn die Vertreter und Bekenner unserer Sache nur erst in jeder Beziehung imponieren würden! Wer in ihre Nähe kommt, müßte voll Hochachtung und Ehrfurcht ergriffen werden vor dem echt Menschlichen, aber auch vor dem Übernatürlichen, ja dem Göttlichen, das ihm aus solchen durch und durch christlichen Persönlichkeiten entgegenstrahlt. Vor wahrhaft hochstehenden Christenmenschen würden sich vor allem edeldenkende Abseitsstehende auf die Dauer im innersten Herzen beugen. Ein Fluidum eigener Art geht von ihnen aus. —

Solche exemplarische Christen fehlen uns. Die Abseitsstehenden werden zu wenig ergriffen von den sittlichen Vorzügen, vom Wandel und der Gesinnung derjenigen, die landläufig als „gute Christen" bezeichnet werden. Wie ganz anders würde z. B. die Stimmung unter den Arbeitermassen sein, wenn sie die christlichen Fabrikanten, die wahrhaftig das heute geltende unchristliche Gebaren im Geschäfts- und Wirtschaftsleben nicht mit einem Male ändern können, wenigstens unter der daraus entstandenen trostlosen sozialen Lage seelisch leiden sähen! — Hier obliegt uns von vornherein eine große Aufgabe. Die Kirchentreuen haben wir nicht nur

ins Gebetsleben einzuführen, und demgemäß haben wir nicht nur einseitig bloß die Pflege religiöser Übungen zu betonen, als ob sich darin der Inhalt des christlichen Glaubens erschöpfte. Wir müssen vielmehr alles daransetzen, den Gläubigen eine durchaus übernatürlich orientierte Auffassung vom gesamten Erdenleben zu vermitteln. Wo findet man denn heute noch Katholiken in größerer Anzahl, die diese übernatürliche Auffassung in allen Lagen ihres Lebens beseelt? Wo lebt heute der „erlöste" Mensch?

So oft ist in den letzten Jahrzehnten die Forderung erhoben worden: Zurück zur Urkirche! Diejenigen haben gewiß unrecht, die mit einem solchen Rufe die Entwicklung eines lebendigen Organismus um 2000 Jahre gewaltsam zurückgeschraubt wissen wollen. Dagegen sollten wir uns immer wieder am Geist, an der Gesinnung sowie am Leben der Christen in der kirchlichen Urzeit orientieren. Sollte es reiner Zufall sein, daß die Kommunisten, Sozialisten und vor allem die modernen Sektierer sich mit Vorliebe auf die Urkirche beziehen und von jenen Tagen reden als von dem Paradies auf Erden? Das sind dieselben Kreise, die die heutige Kirche als „unchristlich" direkt ablehnen und bekämpfen. — Möchten wir doch wenigstens eine Vertiefung des religiösen Lebens bei denen erreichen, die zu den Kirchentreuen gehören! Nicht zuletzt werden die Abseitsstehenden davon profitieren! Ob wir nicht viel zu viel Jubiläen feiern und uns etwas zu sehr daran erinnern, was die Kirche früher alles geleistet und welch herrliche Menschen sie ehedem hervorgebracht hat? Es gilt, nicht nur den Heiligen der Vergangenheit zu feiern, sondern auch den Heiligen der Gegenwart zu gestalten.

Tragen wir also Sorge, daß die Stadt, die, der ganzen Welt weithin sichtbar, auf dem Berge liegt, der Menschheit unserer Tage begehrenswert erscheint, so daß man wieder zu ihr emporschaut und sich ernstlich mit ihr beschäftigt. Sorgen wir, daß aus den Kreisen der Kirchentreuen viele Laienapostel hervorgehen, die die heutige Welt wieder mit christlichem Geiste durchtränken und durchsäuern. Möchte

es doch einmal wieder dahin kommen, daß nicht die Glaubenstreuen beschützt oder gar abgeschlossen zu werden brauchen gegenüber den Freidenkern und Ungläubigen, daß vielmehr die Rollen wie ehedem in den ersten christlichen Zeiten vertauscht werden und das Christentum seine ganze Lebenskraft entfaltet, so daß das moderne Heidentum in die Defensive kommt!

Das ist der eigentliche Sinn der von Pius' XI. so nachdrücklich geforderten „Katholischen Aktion". Es genügt nicht, daß wir unsere Doktrin verteidigen und unsern Standpunkt begründen, wir müssen aktiv und lebendig werden, indem wir für unsere Sache werben. Heute durchsäuert nicht mehr das Christentum als Sauerteig die Welt, vielmehr sind die Rollen vertauscht: ein neuheidnischer Geist durchsetzt alles; er dringt mit Ungestüm vor bis ins kleinste Dorf hinein. Wir scheinen uns mehr und mehr darauf zu beschränken, uns zu behüten, um nicht selber angesteckt zu werden und im übrigen zu protestieren. Wir sollten uns an Regsamkeit und Rührigkeit nicht etwa von den Kommunisten und Sozialisten übertreffen lassen! Die Glaubenstreuen genügen viel zu sehr sich selbst und führen ein zurückgezogenes, gottseliges Leben für sich allein. Wir dürfen keine Elitekatholiken heranziehen, die sich völlig von der Umwelt absondern, vielmehr müssen wir ein heiliges Feuer in ihnen entfachen, das überall um sich greift und die Mitwelt erfaßt. Hier stellt uns unser Hl. Vater eine herrliche Aufgabe. Sind wir erst in die Idee der Katholischen Aktion hineingedrungen und haben wir sie zuinnerst erfaßt, dann werden wir uns von selbst dafür erwärmen, begeistern und machtvoll einsetzen. Lebendiges Leben bringt neues Leben! Alles müssen wir daransetzen, die Gläubigen für das eigentliche Wesen der Katholischen Aktion zu gewinnen. Es handelt sich keineswegs etwa um Schaffung einer neuen Organisation. Noch weniger darf Katholische Aktion „alter Schlendrian unter neuer Marke" sein.[3])

---

[3]) Im einzelnen vgl. man darüber meinen schon zitierten Aufsatz in Theologie und Glaube, 1929 H. 1.

Das Laienapostolat hat für die Wiedergewinnung der Abseitsstehenden eine große Bedeutung. Neuerdings verspricht man sich große Erfolge von einer planmäßig ausgebauten Laienhilfe in der Seelsorge.[4]) Aber verfahren wir dabei nach dem Vorbild des göttlichen Lehrmeisters, der seine Jünger schickte „in omnem civitatem et locum, quo erat ipse venturus" (Lc. 10, 2). Überlassen wir Priester die Sorge um die Abseitsstehenden durchaus nicht bloß oder auch nur in erster Linie Laienhelfern, die wir schulen und sogar ganz planmäßig organisieren! Andernfalls brauchen wir leicht wieder unsere ganze Kraft und Zeit, um einen Apparat zu schaffen und zu bedienen, so daß wir gewissermaßen unsere Aufmerksamkeit einer kleinen Schar Auserwählter zuwenden in der Meinung, die Arbeit sei alsdann für uns getan! Nur zu leicht könnten wir Gruppen- oder Grüppchenseelsorger werden und dabei vielleicht sogar noch glauben, wir würden an der Wiedergewinnung der Abseitsstehenden arbeiten. Schließlich muß der Priester dem verlorenen Schäflein in erster Linie selber nachgehen. Ihm obliegt vor Gott vielleicht noch eine größere Verantwortung bezüglich derer, die nicht mehr zu ihm kommen, als sie für die auf ihm lastet, die sich von ihm leiten und führen lassen.

Die Seelsorge an den Abseitsstehenden ist in ganz besonderer Weise Nachfolge des Guten Hirten. Er verläßt seine Herde, um dem verlorenen Schäflein nachzugehen, es mühselig zu suchen, liebevoll aus dem Dorngestrüpp zu befreien und voll Freude zur Herde zurückzutragen. Möchten wir uns stets an das Heilandswort erinnern: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus dieser Hürde sind. Auch sie muß ich führen. Und sie werden auf meine Stimme hören" (Joh. 10, 16). Nicht nur von den Kirchentreuen, sondern auch von den

[4]) Es sei hier nachdrücklich hingewiesen auf die Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe (Geschäftsstelle Freiburg i. Br., Werthmannplatz 4). — Die von dort gegebenen Anregungen sowie die ausgetauschten Erfahrungen sollten die weitesten seelsorglichen Kreise erfassen. Man wird nicht alles zu kopieren brauchen, und doch viel lernen können. Vor allem wird man zum Nachdenken kommen.

Abseitsstehenden muß das weitere Heilandswort gelten: „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich" (Joh. 10, 14). Oder sind die Untreugewordenen nicht mehr die „Meinen"? Manche scheinen das zu glauben. Wurde doch schon der Vorschlag gemacht, man solle das Heer der Nichtpraktizierenden in den Großstädten aus den Kartotheken einfach ausmerzen und aus den Listen streichen. Die Heilandsworte lauten jedoch anders! Möchten wir sie stets vor Augen haben!

Daraus ergibt sich mit absoluter Selbstverständlichkeit, daß wir Kontakt suchen müssen mit dem Teil der Gemeinde, der von sich aus nicht mehr mittut. Kommen die uns Anvertrauten nicht zu uns, so müssen wir hinter ihnen her sein, wir müssen *suchen*, was verloren gegangen ist. Daran fehlt es aber sehr.

Wir Priester sind weiten Kreisen unserer eigenen katholischen Bevölkerung fremd geworden. So fremd, daß die Abseitsstehenden vielfach nur noch ein Zerrbild von uns haben. Gelingt es uns, wenigstens einen äußeren Kontakt wiederherzustellen, so werden von vornherein viele Vorurteile und Mißverständnisse beseitigt. All die großen Massen, die nur den äußeren, aber keineswegs den inneren Kontakt mit uns verloren haben, sind damit meist wie von selbst der Kirche wieder zurückgegeben. Aber auch den innerlich Abseitsstehenden wird Gelegenheit gegeben, ihre religiöse Frage aufs neue aufzurollen, und zwar in positiver Weise.

Nicht weniger wichtig ist die Herstellung eines äußeren Kontaktes mit den Abseitsstehenden *für uns Priester selber*. Er führt nämlich am einfachsten und am leichtesten zum innern, zum seelischen Kontakt mit der großen Masse der Religionslosen, von der uns doch im Grunde eine ganze Welt trennt. So kommen wir in Fühlung mit ihrem Denken und Empfinden. Wir erlangen eine unmittelbare Kenntnis von ihren seelischen Nöten und Bedürfnissen. Wir werden uns alsdann darüber klar sein, in welchem Umfang die heutigen Menschen am Gegenwartsleben scheitern, wie sie Produkte und Resultate der konkreten Verhältnisse sind, in denen sie groß werden und mit denen sie sich abfinden müssen. Nach

der Seite hin hat jeder Seelsorger sein Leben lang zu lernen. Kein Buch und kein akademischer Lehrvortrag vermag uns Menschenseelen wirklich zu erschließen. Die Gedankenwelt des Sozialismus z. B. ist im Einzelfall, wie schon angedeutet wurde, regelmäßig etwas ganz anderes als die Gedankenwelt, die die Sozialisten einer Gemeinde beherrscht. Mit der wissenschaftlichen Widerlegung des Kommunismus werden wir in den seltensten Fällen auch nur einen einzigen Kommunisten bekehren. Da müssen wir Priester in die Welt der Abseitsstehenden, so gut es uns gegeben ist, hinabsteigen, um diese gleichsam bei der Hand zu nehmen und sie in unsere Welt hinüberzugeleiten.

Übrigens fehlt uns noch jede umfassende positive wissenschaftliche Auseinandersetzung unserer Fachtheologen mit den dogmatischen und ethischen Häresien der Gegenwart. Manchmal möchte es scheinen, als ob unsere Theologen der Gegenwart mit all ihren vielen lästigen, quälenden Fragen vorsichtig aus dem Wege gehen würden, um sich ganz der bequemen Vergangenheit hinzugeben, deren Probleme keine Lebensfragen mehr für uns bedeuten, die gebieterisch Antwort erheischen. So mag es kommen, daß mancher junge Student der Theologie in der Welt des Monophysitismus besser zu Hause ist als in der Welt, in der er wirken und die er zu Gott und zur Kirche zurückbringen soll. Hier handelt es sich um das Grundproblem unserer Frage. Die Berührung mit dem modernen Leben bringt die meisten Abseitsstehenden auf ihren Standpunkt. Solange einer in der Abgeschlossenheit einer katholischen Weltanschauung geborgen ist, erlebt er in den seltensten Fällen eine religiöse Krisis. Könnte es erreicht werden, daß unsere Religion wie einst im Mittelalter das gesamte Kulturleben wieder beherrscht, regelt, ordnet und verklärt, alsdann wäre der Glaube der Welt wieder etwas Gegebenes und Selbstverständliches. Da es nun nicht in unserer Macht steht, die christliche Gedankewelt von heute auf morgen zur allgemeinen Anerkennung und Geltung im Leben zu bringen, so müssen wir uns wenigstens mit den Auffassungen und Forderungen des neuen Heidentums auf jede Weise ausein-

andersetzen, nicht nur nach der theoretischen und grundsätzlichen Seite hin, sondern auch praktisch, indem wir Wege weisen und Richtlinien für die heutige komplizierte Lebensgestaltung geben. — An einzelnen dankenswerten Bemühungen, eine geistige Auseinandersetzung mit dem Gegenwartsleben vorzunehmen, fehlt es nicht. Wenn nicht alles täuscht, wird sogar bald eine ganz intensive Geistesarbeit in der angedeuteten Richtung einsetzen. Naturgemäß sind Laien gegenüber unseren Fragen in der Regel ungleich aufgeschlossener als wir Theologen. Die Männer mehren sich, die, von ihren Arbeitsgebieten herkommend, sich in einer Weise an der Auseinandersetzung beteiligen, die an das Auftreten der Laienapologeten in den besten christlichen Zeiten erinnert. Fehlen uns auch noch Persönlichkeiten vom Format und Einfluß eines J. v. Görres, so seien hier doch in Dankbarkeit genannt Männer wie K. Muth, J. Eberle, P. Wust, F. Dessauer, J. Joos, Th. Brauer und viele andere, die ehrlich um Formulierungen und Lösungen ringen, die uns Katholiken weiter helfen können. Einzelnen mögen dabei angreifbare Einseitigkeiten unterlaufen sein. Aber bringt das nicht ihre Pionierarbeit als solche gleichsam mit sich? — —

Unter Voraussetzung der rechten Einstellung seien einige Möglichkeiten besprochen, die dem Seelsorger von heute gegeben sind, um den Abseitsstehenden näherzukommen. Die einen ergeben sich mehr aus den Aufgaben und Mitteln der ordentlichen, die andern aus denen der außerordentlichen Seelsorge.

Unser regelmäßiger Gottesdienst wird naturgemäß für gewöhnlich von den Abseitsstehenden nicht mehr besucht. Höchstens finden sie noch bei besonderen Anlässen (Trauung, Beerdigung) oder gelegentlich mehr aus Zufall einmal wieder den Weg zur Kirche. Und doch sollten wir nie das oft ausgesprochene Wort vergessen: Was gäben unsere Gegner darum, wenn ihnen unsere Kirchen und unsere Kanzeln zur Verfügung ständen! Wer freilich nur für Abseitsstehende predigen wollte, könnte es erleben, daß ihm die bisherigen Kirchenbesucher „laufen gehen". Sie würden nicht mehr finden, was

sie suchen und was sie notwendig haben. Aber trotzdem erfordern unsere Predigten heute eine gewisse Umstellung, indem wir die sogenannte Zeitpredigt mehr als bisher pflegen. Wenn der Völkerapostel Paulus bei seiner Heidenmissionierung die Methode des Evangelisten Matthäus angewandt hätte, der sich fort und fort auf alttestamentliche Stellen und Ereignisse bezieht, so würde er bei den Nichtjuden wohl kaum Verständnis für diese seine Beweisführung gefunden haben. So bringen auch wir in der gewöhnlichen Predigt den Menschen das Wort Gottes nicht nur auf eine Weise nahe, die die Gläubigen erfaßt, mit der dagegen der Abseitsstehende oft nichts anzufangen weiß, weil die Voraussetzungen dafür nicht mehr vorhanden sind! Sie finden in unserer Predigt darum nicht, was sie nötig haben. Bei ihnen darf man nicht das übernatürliche Denken voraussetzen, sondern man hat sie zur übernatürlichen Auffassung des Lebens erst zu bringen. Mancher Prediger würde bald ein ganz anderes Publikum unter seiner Kanzel haben, wenn er anders predigen würde. Nehmen wir nur einmal offen Stellung zu so vielen Fragen, die die Menschen von heute nicht meistern können, vor allem zu den Sinnwidrigkeiten des Lebens, worauf sie sich keinen Reim zu machen wissen. Da horchen viele interessiert auf. Darüber sprechen sie in der Unterhaltung. Solche Predigten finden ihren Weg in weitere Kreise. Über sie wird bei der Arbeit oder beim geselligen Zusammensein debattiert. Da denkt mancher bei sich selber: den Prediger mußt du auch einmal hören. Besonders gilt das von solchen, die sich von ihren bisherigen Führern belogen und betrogen fühlen, und die schon lange Ausschau gehalten haben nach Rat und Hilfe. — Es wäre zu begrüßen, wenn Prediger, die in der angedeuteten Richtung bereits mit Erfolg tätig gewesen sind, sich dazu entschließen könnten, ihre Vorträge zu veröffentlichen. An geeigneten Vorlagen fehlt es hier durchaus.

Die Schulen, die Volksschulen wie die höheren Schulen, könnten weit planmäßiger in den Dienst der Wiedergewinnung der Abseitsstehenden gestellt werden, als es bisher geschehen ist. Bleibt doch das Wort ewig wahr, daß der Weg zu den Eltern über die Kinder geht.

Viele religiös abseitsstehende Eltern schicken ihre Kinder noch in unsere Schulen. Man denke daran, wie gern die Kinder manchmal von ihren Eindrücken in der Schule zu Hause erzählen. Von den Kindern läßt sich auch nicht selten ganz ungezwungen eine Brücke schlagen, die einen persönlichen Verkehr mit den Eltern ermöglicht. Auf jeden Fall sollte der Kontakt des Religionslehrers mit den Eltern seiner Schüler weit größer sein, als er tatsächlich ist.

Die Standespastoration ist unter dem Eindruck der wachsenden Entfremdung weiter Kreise von der Kirche ins Leben gerufen worden. Man kann mit ihren bisherigen Erfolgen, soweit es sich um Wiedergewinnung der Abseitsstehenden handelt, durchaus nicht zufrieden sein. Um die akademische Jugend zu retten, hat man in allen Universitätsstädten die Studentenseelsorge eingerichtet. Man frage aber ja nicht nach dem Prozentsatz der Studenten, der durch diese Kollektivseelsorge nun auch wirklich erfaßt wird. Ähnlich ist es bezüglich der Standesseelsorge bei den Altakademikern, den Arbeitern, an der Jugend usw. Wohl niemand wird heute mehr glauben, daß unsere Standesvereine in größerem Umfange in direkter Weise die Frage der Wiedergewinnung der Abseitsstehenden lösen werden. Hier ist der Apostolatsgedanke zu pflegen. Die Vereinsarbeit würde sich reichlich lohnen, wenn sie es erreicht, daß katholische Standesmenschen aus den Vereinen hervorgehen, die nach allen Seiten hin als mustergültige Christen imponieren. Sie ist planmäßig in den Dienst der „Katholischen Aktion" zu stellen.

Eine ungleich größere direkte Bedeutung kommt der Individualseelsorge zu. Massenerfolge, die darin gipfeln, daß eine Massenrückkehr der Abseitsstehenden einsetzt, sind vorläufig wenigstens nicht zu erwarten. Die Voraussetzungen dafür sind bislang in keiner Weise gegeben. Da bleibt uns nichts übrig, als daß wir um die Seele eines jeden einzelnen gleichsam ringen. Immer wieder ist die Hausseelsorge als das wichtigste Pastorationsmittel hingestellt worden, die Abseitsstehenden wirksam zu erfassen. „Da in der gegenwärtigen Zeit", heißt es beispielsweise in den Statuten der Münsterischen

Diözesansynode vom Jahre 1924 (Nr. 103), „viele Katholiken der Kirche völlig entfremdet sind und der gewöhnlichen Seelsorge sich entziehen, so ist die organisierte und planmäßig betriebene Hausseelsorge das einzige Mittel, auf sie einzuwirken. Es ist strengste Berufspflicht aller Seelsorger in Stadt und Land, in großen und kleinen Gemeinden, die Hausseelsorge einzurichten und planmäßig zu betreiben." Es werden daselbst genaue Anweisungen gegeben über die Ausübung der Hausseelsorge sowie über die Ziele, die mit ihr erreicht werden sollen (Nr. 103—108). Leider Gottes liegt sie immer vielerorts noch sehr im argen. Selbst gute Katholiken werden nicht selten bitter, wenn sie darauf zu sprechen kommen, daß es ihnen kaum möglich ist, ihre Geistlichen persönlich kennen zu lernen, da seit vielen Jahren niemand von ihrem Pfarrklerus ihr Haus betreten hat, es sei denn in Fällen der Erkrankung eines Familienmitgliedes oder aus Gründen einer Kollekte. — Es mag sein, daß die Hausbesuche nicht jedem liegen. Aber man sollte sie nie und unter keinen Umständen unterlassen. Wer die Familien kennt, hat ein ganz anderes Verständnis für die Verhältnisse in seiner Pfarre. Die Erfahrungen, die man bei Hausbesuchen macht, färben ab auf unser Wirken in der Schule wie auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Die Besuche sind meist auch gar nicht so schwer, wie man sie sich anfangs vorgestellt hat. Auch Abseitsstehende werden uns nur selten unhöflich oder beleidigend behandeln. Was sind wir übrigens für Apostel des Herrn, wenn wir so gar keine Freude mehr daran empfinden, „um des Namens Jesu willen Schmach und Schande zu erleiden"? In Einzelfällen mögen die Besuche nutzlos sein, da nichts zu machen ist. Aber dann haben wir wenigstens von uns aus das Menschenmöglichste getan. Auch haben wir vielleicht einen Faden angeknüpft, der in späteren Tagen einmal wieder aufgegriffen werden kann. Die Erfolge planmäßiger Hausbesuche sind im übrigen offenkundig, wie alle bezeugen, die sich denselben mit Eifer und Liebe unterzogen haben. — Hausbesuche können Gefahren bringen. Es gibt Häuser und Straßenzüge, die ein Priester nur mit Bangen zu betreten wagt. Da ist Klugheit und Vorsicht am Platze.

Aber solche Erwägungen berechtigen niemals, den unbequemen Hausbesuchen als solchen aus dem Wege zu gehen. — Wohl dem Priester, der es bei einer solchen Gelegenheit versteht, am rechten Ort und zur rechten Zeit das rechte, passende Wort zu finden! Es ist durchaus nicht notwendig, daß man nur rein religiöse Gespräche führt! Viel ist gewonnen, wenn man den Abseitsstehenden zunächst wieder menschlich nähertritt. Wie von selber wird man gelegentlich auf Dinge kommen, die den Hausbesuchen einen seelsorglichen Charakter geben. Voraussetzung für den Priester ist allerdings, daß er ein innerlich gefestigter Mensch ist, daß er den größten Takt an den Tag legt, vor allem, wenn er die Frau allein zu Hause trifft, kurz, daß er sich auf einer wirklichen geistlichen Höhe bewegt.

Von den planmäßigen und organisierten Hausbesuchen sind wohl zu unterscheiden die Besuche, die sich aus einem bestimmten Anlaß ergeben. Der Geistliche sollte teilnehmen an Freud' und Leid seiner Pfarrkinder. Jede Gelegenheit muß er benutzen, die sich bietet, um ihnen persönlich nahezukommen. Wie viel kann einer in der Hinsicht schon dadurch erreichen, daß er z. B. auf der Straße nach allen Seiten hin freundlich grüßt und je nach den Verhältnissen auch das eine oder andere Wort mit den Vorübergehenden spricht. Krankenbesuche benutze man nicht nur, um dem erkrankten Mitglied der Familie persönlich beizustehen, sie bieten vielmehr eine ganz ungezwungene Gelegenheit, auch den andern Bewohnern des Hauses nahezukommen. Von größter Bedeutung kann heute die Krankenhausseelsorge für die Wiedergewinnung Abseitsstehender werden. Besonders die arbeitenden Schichten finden sich mit der Zeit fast alle einmal im Hospital ein. Sie haben in die Krankenkasse bezahlt und wollen nun auch „etwas dafür haben". Hier ist nun Gelegenheit, an viele heranzutreten, die uns in gesunden Tagen meiden. Die Möglichkeit, sie intensiv zu beeinflussen, sollten wir ausnutzen, soweit es die Verhältnisse nur gestatten. Mit einem kurzen Besuche sowie mit einmaliger Spendung der heiligen Sakramente allein ist es allerdings nicht getan.

Immer hat sich die außerordentliche Seelsorge in den Dienst der Wiedergewinnung der Abseitsstehenden gestellt. Sie hat die Satten aufgerüttelt und die Gedankenlosen zum Nachdenken gebracht. Wenn eine Volksmission nur die Kreise der Kirchentreuen erfaßt, so wird man von einem Erfolg nicht sprechen können. Eine gut vorbereitete Mission hat auch heute noch Zugkraft, falls sie nicht zu oft wiederholt wird, sondern tatsächlich etwas Besonderes, Außerordentliches bleibt. Selbstverständlich tragen die Volksmissionäre eine große Verantwortung dafür, daß sie auch das Menschenmögliche tun, um den Erfolg zu sichern. Was soll man sagen, wenn die Geistlichen sich die denkbar größte Mühe gegeben haben, um für die Teilnahme an der Mission zu werben, und wenn sie dabei die Erwartungen gerade der Absteitsstehenden hoch gespannt haben durch das, was die religiöse Veranstaltung ihnen bringen soll, wenn dann aber Predigten gehalten werden, die auf die Bedürfnisse und Nöte der Zeit und der betreffenden Zuhörer kaum Rücksicht nehmen! Zum Volksmissionar sollte überhaupt nur einer bestimmt werden, der die ganze Klaviatur der heutigen Menschenseele in außergewöhnlicher Weise zu meistern versteht.[5]) — Ist eine Mission gut verlaufen und sind erfreuliche Erfolge zu buchen, dann gilt es, die rechte Nacharbeit zu leisten, damit die Wiedergewonnenen dauernd mit der Kirche verbunden werden. Für diese genügt es nicht, daß man seine ganze Kraft etwa der Pflege des Männerapostolates widmet. Wie soll man Absteitsstehende, die sich zurückfinden, in größerem Maße allmonatlich an die Kommunionbank bringen können? Dafür sind sie in den allermeisten Fällen seelisch noch gar nicht reif. Erst ein ganz dünner Faden verbindet sie, da sie die Mission mitgemacht haben, wieder mit der Kirche und dem Gotteshause. Da ist

[5]) Daß unsern Volksmissionären alles daran liegt, sich noch mehr als bisher in den Dienst der Wiedergewinnung Abseitsstehender zu stellen, beweist die im Juli 1928 in Hofheim i. T. stattgefundene Missionskonferenz aller Orden. Die Referate dieser Konferenz sind im „Paulus" (V [1928] H. 3 u. 4) erschienen; außerdem als Separatausgabe für weitere Kreise.

es Sache der ordentlichen Seelsorger, hier auf dem Posten zu sein und gerade diesen Wiedergewonnenen nachzugehen, um fortzusetzen und zu vollenden, was die Mission begonnen.

Ungleich intensiver als die gewöhnliche Mission arbeitet die sogenannte Haus- und Kapellenmission. Straßenweise werden die Katholiken einer Stadt aufgesucht. Der Missionar setzt alles daran, die Mitglieder einer Familie zur Teilnahme an den Vorträgen zu bewegen. Dieselben finden statt in Kirchen, aber auch in Sälen, Schulen usw. Die Teilnahme selber wird genau kontrolliert. Die Methode erfordert eine Unsumme von Kleinarbeit und persönlichen Opfern aller Art. Man darf die Redemptoristenpatres ehrlich bewundern ob der Hingabe, mit der sie sich bereits in vielen Städten den Mühen einer solchen anstrengenden Pastoration unterzogen haben.[6]) — Die apostolische Hirtenarbeit des Aufsuchens aller Abseitsstehenden muß ihre Früchte bringen. Allerdings ist für eine solche Hausmission eine lange Spanne Zeit erforderlich. Aber eine solche intensive Betreuung der „verlorenen Schafe" darf nicht an Schwierigkeiten materieller und personaler Natur scheitern. Vielmehr wird jeder die Hausmission begrüßen als einen ernsten Versuch, an die vielen weißen Heiden unserer Tage in planmäßiger Pastorationsarbeit heranzutreten. Es ist überaus erfreulich, daß sich auch die andern Orden neuerdings für die Haus- und Kapellenmission gern und freudig zur Verfügung gestellt haben.[7])

Hier sei noch ein Versuch erwähnt, der neuerdings vereinzelt gemacht ist, um an Abseitsstehende heranzukommen, nämlich die Abhaltung öffentlicher Vorträge mit

---

[6]) Erste deutsche Haus- und Kapellenmission in der Marienpfarre zu Hannover vom 10. September bis 9. November 1924. Von Pater A. Otten C. SS. R. — Mit einem Vorwort des H. H. Pfarrers von St. Marien. Würzburg, Fränkische Gesellschaftsdruckerei.

[7]) Laut Beschluß der am 11. und 12. Juli 1928 in Hofheim i. T. tagenden Missionskonferenz im Anschluß an ein Referat des hochw. P. Otten. Das Referat ist veröffentlicht im „Paulus" 1928, H. 3. Der Beschluß wurde den Provinzialen aller der MK. angeschlossenen Ordensprovinzen mitgeteilt. — Dem Seelsorgsklerus in Industriegegenden und in den Städten sei die Lektüre des ausgedehnten Referates von P. Otten dringend empfohlen. Er dürfte daraus auch viel für seine eigene Praxis lernen.

nachfolgender Diskussion. Es handelt sich da hauptsächlich um Auseinandersetzungen mit Kommunisten, Sozialisten und Mitgliedern der neuen Sekten. Merkwürdigerweise fehlt es, falls die Veranstaltung einigermaßen vorbereitet ist, nie an Publikum, und zwar an dem, das uns sonst stets aus dem Wege geht. Mir persönlich wären an und für sich Vorträge ohne Diskusion lieber. Wie oft wird der tiefe seelische Eindruck, den der Vortrag selber hervorgerufen, durch die nachfolgenden Debatten verwischt, so daß man schließlich in einer zerrissenen Stimmung den Saal verläßt, wenigstens wenn man als Seelsorger der Veranstaltung beigewohnt hat. Auch dürften alle die vielen religiösen Disputationen und Religionsgespräche, die von den Zeiten des hl. Augustin an immer wieder zur Beilegung von religiösen Uneinigkeiten gepflogen worden sind, und die vor allem auch in den Tagen der unglückseligen deutschen Glaubensspaltung eine große Rolle gespielt haben, den Beweis erbracht haben, daß durch Debatten und Diskussionen religiöser Fragen die Gemüter leicht mehr erhitzt als beruhigt werden können. Und doch würden ohne diese Debatten diejenigen nicht kommen, die man einmal vor sich haben möchte. Tatsächlich ist es gar nicht schwer, auf diesem Wege zu erreichen, daß die breiteste Öffentlichkeit aufmerksam wird und daß die ganze Stadt von den Vorträgen redet. Auf diese Weise wird der religiöse Gedanke wieder einmal in die Welt hineingeworfen, so daß alle sich mit ihm beschäftigen. Beherrscht der Redner seine Sache, so wird er regelmäßig erreichen, daß diejenigen, die vordem immer uns Katholiken gegenüber die Offensive ergriffen haben, sich nun auf einmal in der Verteidigung ihrer Position befinden. Man kann erleben, daß die Rollen buchstäblich vertauscht werden. Gute Katholiken bekommen wieder Mut. Während sie vordem z. B. als Bergarbeiter immer wieder von den Abseitsstehenden angegriffen und verhöhnt wurden, drehen sie jetzt den Speer um und rücken gegen den Gegner vor. — Ob diese Gegner selber durch derartige Veranstaltungen im größeren Maße positiv zurückgewonnen werden, möchte ich, wie schon gesagt, dahingestellt sein lassen. Kommt man ihnen mit Liebe und Milde entgegen, dann sind die gutgesinnten Katholiken

meist nicht recht zufrieden, die wollen, daß ihre Widersacher mundtot gemacht und möglichst zur Strecke gebracht werden. Wählt man aber die letztere Methode, so werden naturgemäß die so energisch Behandelten nicht leicht gewonnen; sie werden vielmehr in Erregung und Verbitterung kommen und ihre Ansichten erst recht zu verteidigen suchen.

Auf jeden Fall sollte man diesen Weg, der wie von selbst viele Abseitsstehende zusammenbringt, die uns hören und mit denen wir uns auseinandersetzen können, einmal ernstlich betreten. Es hat sein Gutes, wenn man die Leute einmal wieder in unserer Gegenwart zum Reden bringt. Uns werden die Augen aufgehen, wenn wir hören, was denn eigentlich die Massen in religiöser Beziehung heute bewegt. Im großen und ganzen kehren in den Debatten allerdings die gleichen Auseinandersetzugen wieder. — Freilich erfordert auch diese Arbeit eine Hingabe, die manchmal an Heroismus grenzen mag. Nur besonders qualifizierte Priesterpersönlichkeiten werden Erfolg haben. Sie werden auch die Klippen zu umgehen wissen, die gerade hier vorhanden sind und auf die man nicht genug Rücksicht nehmen kann. Besonders möchten sich solche Vortragsabende als Vorbereitung für eine Volksmission oder für eine religiöse Männerwoche in der Kirche empfehlen. In der Kirche kann dann die mehr positive Arbeit fortgesetzt werden. So mag auf diese Weise doch noch mancher im Beichtstuhl landen und ein Abbild des verlorenen Sohnes werden, den man wiederfindet im Tempel.

Zuletzt sei noch hingewiesen auf ein ganz wichtiges Mittel, das wir in den Dienst der Wiedergewinnung der der Kirche Entfremdeten stellen müssen: das gedruckte Wort. Hier bleibt uns noch alles zu tun. Eine wirksame Werbeliteratur muß erst noch geschaffen werden. Das Wort, das P. M. Pribilla S. J.[8]) niedergeschrieben hat, gilt wahrhaftig nicht nur mit Bezug auf protestantische Kreise: „Heute scheint es, als ob für die Abfassung aszetischer Werke das geringste Maß von Begabung und Vorbildung völlig genüge,

[8]) M. Pribilla, Um die Wiedervereinigung im Glauben, Freiburg 1926, 58.

ganz zu schweigen davon, daß die fast handwerksmäßig hergestellte Erbauungsliteratur eine bequeme Erwerbsquelle für Verfasser und Verleger darstellt. . . . Tatsächlich sollte unsere aszetische Literatur so abgefaßt sein, daß auch Protestanten sie ohne begründeten Anstoß, ja mit Nutzen lesen könnten." Unsere Kirchenzeitungen und religiösen Blätter sind noch viel zu wenig auf die Mentalität der Abseitsstehenden abgestimmt. Quantitativ haben wir eine so unendlich reiche religiöse Literatur, aber man frage nur nicht, was man davon mit Aussicht auf Erfolg in den Dienst der Wiedergewinnung der dem Glauben Entfremdeten stellen kann. Heute findet man in den Kirchen unserer Städte fast überall Bücherverkaufsstände. Aber der großen Mehrzahl nach handelt es sich um Schriften, die einen Andersdenkenden eher gegen uns einnehmen als für uns gewinnen. Haben wir denn niemand, der das Evangelium den Menschen von heute literarisch zu verkünden hat? Leidet eigentlich keiner von uns unter den furchtbar quälenden Fragen und Nöten unserer Zeit? — Hätten wir nur erst das rechte Schriftenmaterial, wie könnte alsdann eine großzügige literarische Werbearbeit für den katholischen Gedanken unter den der Kirche Entfremdeten einsetzen!

Nur zu sehr bin ich mir bewußt, wie wenig wir zunächst selbst dann erreichen werden, wenn wir die in diesem Aufsatz angegebenen Mittel und Wege nach bestem Können und Vermögen in Anwendung bringen. Wie ich schon anfangs betonte, handelt es sich um ein Unterfangen, das Menschenkraft absolut übersteigt. Die bisherigen Erfahrungen und Erfolge ermuntern in den meisten Fällen nicht gerade zu weiterer Arbeit. Und doch dürfen wir die Entwicklung nicht resigniert ihren Lauf nehmen lassen. Wir müssen ernstlich die Wiedergewinnung der Abseitsstehenden in Angriff nehmen. Würden nur erst einmal alle Seelsorger das Problem in seiner ganzen Größe erfassen, und würden sie nur erst regelrecht darunter leiden! Würden sie sich dafür gern und freudig opfern! Würden sie sich in ganz anderer Weise als bisher darauf einstellen, den Absteitsstehenden nachzugehen! Es geht doch

allmählich tatsächlich und buchstäblich ums Ganze.

Den Priester möchte ich noch kennenlernen, der selbstbewußt und eitlen Herzens durchs Leben schreitet, wenn er auf unserm pastoralen Arbeitsfelde tätig ist. Nie fühlt man seine ganze Armseligkeit und Unzulänglichkeit handgreiflicher. Wie die großen alttestamentlichen Propheten möchte man sich sträuben im Hinblick auf die schwere Sendung. Ganz wie von selbst wird man darum den Himmel um Hilfe bestürmen. Oder wer möchte siegesbewußt und selbstsicher an die Arbeit herantreten? Immer wieder werden wir die Glaubenstreuen beten lassen, nicht nur für das Werk der Glaubensverbreitung in den Heidenländern, sondern auch für die Wiedergewinnung der großen Massen, die heute der Kirche mehr oder weniger entfremdet sind, besonders bei bestimmten Gelegenheiten, z. B. in der österlichen Zeit. Aber auch für unsere eigene Person erheben wir fort und fort unsern Blick nach oben, indem wir flehen um Licht, Beistand und Kraft! „Herr, zeige mir deine Wege und Pfade, auf daß ich gehe Heilandswege und Heilandspfade, die Pfade des barmherzigen Samaritans, des Erlösers der Welt." Dann dürfen wir uns stark fühlen, und wir dürfen auftreten wie einer, der Macht hat. Wie einst Petrus und Johannes auf den Gelähmten vor dem sog. „Schönen Tempeltor", so wenden wir unsern Blick auf so manchen geistig Gelähmten vor unsern Tempeltüren mit den Worten: „Sieh uns an!" Und dann sprechen auch wir in der Zuversicht unseres Glaubens: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth steh auf und geh umher!" (Apostelgesch. 3, 4—6.) An der Kraft Christi wird es nicht fehlen!

Alphabetische Übersicht.

Abseitsstehende, ihre Wiedergewinnung 270—294
Abstinenz 21
Alkohol, Stellung des Klerus zum 9, 19—21
Anstalten, kirchliche 100 f.

Bauernpredigt 178, 188
Behörde, Bischöfl. 136 f., 142
Beichtstuhl 82, 207 f.
Berufschulen auf dem Lande 203 f.
Betrachtung 36, 59 f.
Borromäusverein 211
Breviergebet 25—46, 155

Christenlehre 195

Deutsche Jugendkraft 199, 240
Dorfjugend, männliche 176 f., 184, 190—211
Dorfpredigt 177—189
Dorfseelsorge 166—211

Einkehrtage 208 f.
Eucharistisches Triduum 79
Eucharistische Woche 79 f.
Exerzitien 166, 208

Fachtheologie, Aufgaben der 283 f.
Familienkommunion 84 f.
Frauenseelsorge 15—19, 176 f.
Freibad 232—234
Frühkommunion 89—92

Gebetsleben des Priesters 68—71, 164
Gebetsleben des Volkes 145—165
Gemeinschaftsabende 206
Gesellenverein 112, 201
Glaubensleben auf dem Lande 166 bis 177
Gottesdienst in Klosterkirchen 117

Hausbesuche, pastorale 19, 205 f., 287 f.
Haus- und Kapellenmission 290
Heiligenoffizien 35—37
Herz-Jesu-Freitag 86
Hilfsgeistliche, Stellung z. Pfarrer 108 f., 133 f.

Individualseelsorge 205—208, 286

Jugendliteratur 211
Jugendorganisationen 96 f., 111, 190—192, 201—203
Jugendsonntage 209
Jugend- und Jungmännerverein 97, 111, 198, 210 f.
Jungbauernbünde 192
Junglandwochen 209
Jünglingssodalität 196—201

Kalendervertrieb 121
Karitas, neuzeitliche 101, 260 f.
Katholische Aktion 101, 266, 280, 286
Keuschheitserziehung 197 f., 224 bis 228
Kinderkommunion, gemeinsame 93
Kirchenaustrittsbewegung 251
Kleidung, heutige 222
Klostergründungen, neue 101, 121
Klosterkirchen 96, 116
Klosterschulen 101, 114 f.
Kloster und Pfarrei 98, 116 f.
Kollekten 104, 119—121
Kommunion, öftere 72—88
Kommunionunterricht 92

Kommunismus s. Sozialismus
Konkurrenz in der Seelsorge 95—123
Körperdiät des Priesters 21—23
Körperkulturbewegung 212—224
Krankenseelsorge 125 f., 288

Laienapostolat 206, 281, 284
Landjugend 176 f., 184, 190—211
Landseelsorge 166—211
Leibespflege, Stellung zur 212—241
Literarische Aktion 292
Literarische Unternehmungen, kath. 98—101
Liturgie als Predigtquelle 60 f.
Liturgische Bewegung 44, 145, 155 bis 160, 163
Liturgische Gebete bei Martin v. Cochem 146—155

Monatskommunion 82 f.
Mütterverein 204

Nachmittagsandacht 162
Nacktgymnastik 236
Nacktkultur 212—241

Orden, Aufschwung der 113
Orden zu einander 120—122
Ordens- und Weltklerus 113—120
Ordensdruckereien 100
Ordensklerus, Stellung z. Welt 11
Ordensschulen 101, 114 f.
Osterpflicht 88

Pfarrei, Kloster in der 98, 116 f.
Pfarrer und Gemeinde 124—144
Pfarrer und Hilfsgeistliche 108 f., 133 f.
Pfarrverband 109
Predigt 47—71, 130, 138, 195, 249
Predigtliteratur 52
Predigtplan 61 f.
Predigtvorbereitung 52—57, 68—70
Priesterromane 1
Privatleben des Priesters 1—24

Rekordleistungen, sportliche 236 f.

Sakramentenempfang 72—94, 198
Schlagworte, pastorale 106
Seelsorge, außerordentliche 115 bis 118
Seelsorge, Reibungen in der 95 bis 121
Seelsorger und Gemeinde 124—144
Siedlungsfrage 198 f.
Sittlichkeit auf d. Lande 166—177
Sozialismus, pastorale Behandlung des 242—269
Sozialisten, Bund kathol. 264 f.
Sozialisten, Stellung zur Religion 244—252
Sport 210, 229—232
Sportvereine 199, 201—203, 239 bis 241

Totalabstinenz 21
Trinksitten des Klerus 19—21

Verbandszentralen, kirchl. 104 f., 111
Vereinsblätter 99, 105
Vereinskommunion 83
Vereinswesen, kirchl. 96 f., 109—113
Vereinstheater 199 f.
Versetzungen 141
Volksfrömmigkeit, Pflege der bei Martin v. Cochem 145—165
Volksmissionen 289 f.

Wandlungen, religiöse auf d. Lande 166—177
Weltklerus, Stellung zur Welt 11
Welt- und Ordensklerus 113—120

Zeitpredigt 63—65, 285

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
3 0311 00107 7754

BX 1912 .S37 1929
Schulte, Johannes
Chrysostomus, 1880-1943.
Priesterleben und
Priesterwirken

DEMCO